
Briefe
1882–1924
und
Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II.

I

Houston Stewart Chamberlain

Briefe

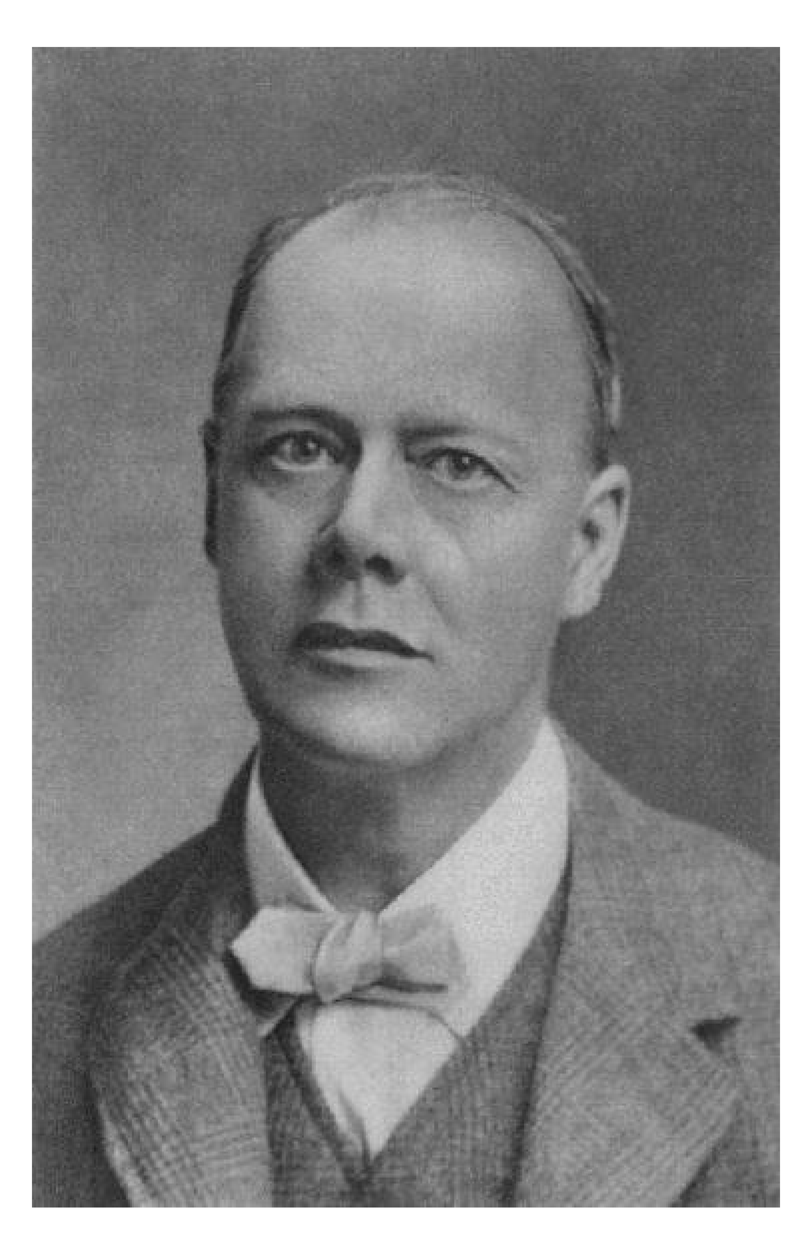
1882-1924

und

Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II.

Zweiter Band

F. Bruckmann A.-G. / München



Houston Stewart Chamberlain

Gedruckt im Mai 1928 bei F. Bruckmann A.-G., München
Printed in Germany

III

Die Briefe II. 1916-1924

IV

(Leere Seite)

1 An Raman Pillai, Indischer Gelehrter

Bayreuth 14. 1. 16.

Hochgeehrter Herr

Ihren Aufsatz über das Christentum in Indien habe ich mit lebhaftestem Interesse gelesen, und hätte früher gedankt, wenn ich nicht mit Influenza zu Bette gelegen hätte. Ich werde zu seiner Verbreitung beitragen.

Als Kind habe ich mit christlichen Indern sehr schlechte und mit hinduistischen sehr gute Erfahrungen gemacht — und von meinen Onkeln, die obgenannte Inder nach Europa mitbrachten, gehört, dies sei die Regel.

Die heilige Person Christi wird gewiß bei allen Indern Bewunderung erregen, bei manchen vielleicht Nacheiferung, und — wer weiß? — bei etlichen vielleicht zu kosmisch-metaphysischen Ahnungen führen, denjenigen vergleichbar, die Khrischna weckt — aber eine Christianisierung Indiens halte ich: erstens für unmöglich und zweitens, wenn möglich, für keinesfalls wünschenswert.

Verzeihen Sie die lakonische Ausdrucksweise und glauben Sie an meine hochachtungsvolle herzliche Gesinnung.

Houston Stewart Chamberlain.

1-2 An General Matthias Hoch

23. Januar 1916 Bayreuth.

Hochverehrter Herr General

Ein Influenzaanfall mit Fieber und Bettarrest hat alles bei mir drüber und drunter gebracht, und ich weiß gar nicht, hab' ich Ihnen vielleicht vom Bett aus oder meine Frau für mich auf Ihre sehr lieben, willkommenen Zeilen vom 9. Januar geschrieben und den schuldigen Dank ausgesprochen? Jedenfalls geschieht es jetzt von Herzen. Ich habe viele Freunde verloren durch mein Verhalten, enge Banden zerrissen; und doch, ich konnte nicht anders, ich mußte für die Wahrheit Zeugnis ablegen, zwischen Gott und Mammon wählen; aber dankbar ergriffen schlage ich in die vielen neuen Freundeshände, die sich mir — namentlich aus der Front — entgegenstrecken. „Geistige Granaten“ nannte der Kaiser in einem Telegramm an mich meine Kriegsaufsätze; mitgefochten zu haben, ist mir Trotz

und Glück und Stolz.

Sehr gern habe ich die Gedichte meiner Sammlung eingereiht. Es ist herrlich zu sehen, wie viel Talent der Krieg in Deutschland geweckt hat. Fast gefällt mir „An Sir E. G." am besten; es tut so wohl, einmal die Dinge beim Namen zu nennen!

In größter Verehrung und Dankbarkeit

Houston Stewart Chamberlain.

2-4 An den Forschungsreisenden R. Rickmers

23. Januar 1916   Bayreuth

Lieber Herr Rickmers — Besten Dank für Ihren Brief vom 22/1. Sind an meinem Aufsatz nur kleine Zensuränderungen vorgenommen worden — Kürzungen, Wortänderungen —, so brauchen Sie nicht ihn mir vorzulegen. Nur wenn der Sinn irgendwo gelitten hat oder eine Lücke entstanden ist, die ich ausfüllen müßte. In der Broschüre später stelle ich den Urtext doch wieder her. — Aber es wundert mich, daß das überhaupt vorgekommen ist: wohl nur auf die neuliche Hetze gegen mich im Reichstag hin? In „Des Weltkriegs letzte Phase" ist nicht ein Wort beanstandet worden — und da hätte ich's fast erwartet; wogegen in diesem Aufsatz, soweit ich mich erinnere, gar keine Veranlassung zu Bedenklichkeiten vorlag.

Nein, ich habe mich stets von Freimaurerei u. dgl. ferngehalten, auch bei gelegentlicher flüchtiger Beschäftigung mit Büchern darüber keine Geduld noch Interesse dafür aufbringen können. Als kleines Bübchen in Versailles kletterte ich über unsere Gartenmauer in den Nachbarhof, wo die F. M. ihre Versammlungen hielten, und konnte durch den Ritz eines schlecht verschlossenen Vorhangs in einen Erd- oder Kellergeschoßraum hineinlugen, wo der Anblick eines Schädels und einiger Knochen, aufgestellt auf einem schwarzsamtnen Tuch, meine kindliche Phantasie recht gruselig beeindruckte. Es hat mich in späteren Jahren innerlich ergötzt, als ich in Gesellschaft einen F. M. beteuern hörte, solche Dinge kämen bei ihnen gar nicht vor, es seien alberne Märchen... Auch folgende Lebenserfahrung mag interessieren. Ein Bruder von mir, ein guter, nicht sehr begabter, aber tüchtiger Mensch, war fromm und mäßig konservativ, wie es sich für einen kgl. Marineoffizier schickt — ein zufriedenes, kindliches Gemüt. Er wird Freimaurer. Nach zwei Jahren begegne ich ihm wieder und finde einen vollkommen umgewandelten Mann: betritt nie mehr eine Kirche, glaubt weder an Gott noch Teufel, ist zur radikalen Partei übergetreten usw. Und diesen gutmütigen Kerl finde ich nun im Jahre 1900 als rasenden Deutschhasser wieder, der immer von Krieg, auf Leben und Tod gegen Deutschland redet und jeden Menschen zu einem *„Naval Defence League"* anzuwerben trachtet. An einen Zusammenhang dachte ich freilich damals nicht. Es fiel mir nur auf, weil ich diesem aggressiven Ton — trotz der damals schon eingesetzten Pressehetze — bei keinem anderen Mitglied meiner Familie begegnete.

Daß Herr Roselius gut gereift ist und Ersprießliches gewirkt hat, freut mich sehr. Wie mußte ich an ihn denken, als jetzt die Nachricht von dem großen englischen Getreideankauf in Rumänien durch die Blätter ging!

Was meinen „Freund" anbetrifft, so müssen Sie mich nicht für einen Geheimniskrämer halten; ich erachte es aber für korrekter und auch ersprießlicher, es ihm selber zu überlassen, ob er sich nennen will oder nicht. (Diese Bemerkung ist, nicht durch Sie veranlaßt; ich will nur etwaigen verschwiegenen Gedanken zuvorkommen.) Augenblicklich befinde ich mich, wie schon oft, seit Wochen ohne jede Spur einer Nachricht; er reist viel, und ich weiß nicht, wo ich ihn mir zu denken habe. Dagegen ist begründete Hoffnung, daß ich ihm in der zweiten Hälfte Februar persönlich begegne — und das ist immer das Gescheiteste, denn jetzt im Kriege steht's mißlich um die Korrespondenz.

Wann ich nach Berlin kommen kann, weiß ich nicht. Die Sache liegt ziemlich kompliziert.

Mit herzlichsten Grüßen

Ihr sehr ergebener

Houston S. Chamberlain.

4-5 An Frl. Sidonie Peter

28/1 16 Bayreuth,

Hochverehrte gnädige Freundin,

Daß mein „Kant“ jetzt neu gesetzt wird, ist für mich nicht sehr günstig; ich habe ja keine Zeit; ein gewissenhafter geübter Freund, Prof. Gianicelli hierselbst, besorgt die Durchsicht und referiert über zweifelhafte Fälle und über gelegentliche Bemerkungen in meinem Handexemplar — aber er ist Kontrabassist, nicht Philosoph! und ich kann an eine ordentliche Revision gar nicht denken —, denn ich komme täglich tiefer in stille Kriegsarbeit hinein, abgesehen von literarischen Kriegsverpflichtungen.

Es fällt mir ein, Sie zu fragen: ob Ihnen bei wiederholter Lektüre D r u c k f e h l e r oder mögliche D e n k f e h l e r oder U n k l a r h e i t e n oder stilistische Verstöße oder stille W ü n s c h e vorgekommen sind? Wenn ja, würde ich bitten, mir solche in völliger Unbefangenheit mitzuteilen. Am besten auf besonderem Bogen, den ich bei den Gianicelli-Konferenzen vorlegen und durchsprechen kann.

Es käme darauf an, solche etwaige Mitteilungen bald zu bekommen, und zwar, da der Druck von vorn anfängt, zunächst für die ersten Vorträge; dann eventuell später für die späteren.

Vielleicht verleide ich Ihnen das Buch mit dieser Bitte? Dann lassen Sie die Sache nur liegen. Vielleicht aber freut es Sie bei Ihrer tatkräftigen Art, dem etwas sehr bedrängten Freunde auf diese Weise ein wenig helfen zu können.

Wir bekommen Schilderungen von unaussprechlich schönem Wetter im Süden; auch in den Bayerischen Alpen strahlende Sonne; hier ist Tag für Tag Nebelregen und Regennebel — an einem Abend erwischte ich schnell Venus, Jupiter und Saturn, Venus als ☾, Jupiter mit merkwürdiger Mondstellung ● • : • und Saturn geheimnisvoll wie immer, mit schön offenem Ring, — und warf noch einen sehnsuchtsvollen Blick zu meinen geliebten Hyaden hinauf, von denen ich immer das Gefühl habe — entweder komme ich daher oder ich gehe dahin.

Verehrungsvoll und treu ergeben

H. St. Chamberlain.

5-7 An Verleger J. F. Lehmann

7. Februar 1916 Bayreuth.

Sehr geehrter Herr Lehmann

Ihr Brief vom 5/2 hat mich innig erfreut; ich danke Ihnen bestens dafür. Wir verstehen

uns vollkommen. Natürlich bin ich nicht so reich und genau unterrichtet wie Sie; und allen Klatsch der Menschen, die „mit einer maßgebenden Persönlichkeit“ oder mit einem „hervorragenden General“ befreundet sein wollen, lasse ich an mir wie an einem Gummimantel herabfließen...; im Laufe des Krieges haben sich aber verschiedene gute Beziehungen angeknüpft — in verschiedenen Lebenskreisen —, die mich von der Zeitungsabhängigkeit erlöst und in einigermaßen nahe Berührung mit den wirklichen Vorgängen gebracht haben.

Die Geschichte meines letzten Aufsatzes ist mir selber noch ganz schleierhaft. Ich war wütend auf die „Tägl. Rdsch.“, die wieder meinen Aufsatz „Des Weltkriegs letzte Phase“ mit dem Vermerk „Nachdruck verboten“ versehen hatte, wo ich doch grundsätzlich keinen Pfennig Honorar annehme, und dafür die Bedingung mir ausmache „Nachdruck gestattet“; einige Zeitungen haben sich ja wieder an mich gewandt und nachgedruckt, die meisten sind aber abgeschreckt. So schickte ich diesen neuen Aufsatz [1] (ein Monat ist‘s her) an rührige Freunde in Berlin, die genau in Ihrem Sinne tätig sind, und diese setzten sich mit der Korrespondenz Lammert in Verbindung, die 800 Zeitungen versieht: die Zensur und die Verhandlungen dauerten Ewigkeiten, schließlich erfuhr ich aber, mein Zweck sei erreicht, der Aufsatz werde in ganz Deutschland am gleichen Tage in ich weiß nicht wie vielen Zeitungen und 1 Million Exemplaren erscheinen. Dieser Tag sollte Donnerstag 3/2 sein. Als ich das erfuhr, schickte ich eine Abschrift an Hugo Bruckmann, damit er am 4/2 einen „Nachdruck“ bringen könne. Die Münchner Zensur arbeitete viel schneller, strich auch nicht die Wendung, die in Berlin beanstandet worden war, „hoffähig, aber nicht deutschfähig“, die „M. A.“ brachte pünktlich den Aufsatz... Was aber nicht erschienen war, das war die versprochene Million am 3/2! Ich wenigstens habe nichts davon gehört, und von verschiedenen Seiten schreibt man mir: bei uns ist nichts erschienen... Berlin schweigt sich aus... Da muß wohl im letzten Augenblick etwas geschehen sein, denke ich. Höchst wahrscheinlich ist von der bekannten Stelle abgewunken worden. Und nun bin ich dankbar, daß wenigstens die „M. A.“ vor völligem Schiffbruch gerettet hat — auch vor einer etwaigen verwässerten Fassung.

Auf „Des Weltkriegs letzte Phase“, der eigentlich noch kühner war, hat S. M. mir extra telegraphieren lassen, er habe den Aufsatz mit dem größten Interesse gelesen und lasse mir wärmstens danken. — In welchem Zusammenhang dieser Aufsatz entstanden war, und wer mir dafür wie für eine rettende Tat dankte, erzähle ich Ihnen später.

Selber meine Aufsätze an Personen, die ich nicht kenne, einzuschicken, geht mir sehr gegen den Strich. Doch besitze ich gute Verbindungen, und diese tun dann viel. So war z. B. dieser letzte Aufsatz in die Hände des Generaladjutanten des Kaisers gelangt, ehe ich ihn selber zu sehen bekam.

Aufsätze verspreche ich nie gern, weil es mir die Flügel bindet. Dagegen bin ich immer dankbar für Anregungen. Leider ist mir Osteuropa *terra incognita* — bis auf Bosnien-Herzegowina.

An meinem guten Willen zweifeln Sie nicht; ich lebe ja nur, um der guten Sache zu dienen; wäre ich dazu unfähig, ich wäre vor Gram schon tot.

Herzlich und verehrungsvoll

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Deutschlands Kriegsziel.

7-8 An H. Meixner

9. Februar 1916 abends
Bayreuth

Sehr verehrter Herr

Es drängt mich, auf Ihr soeben erhaltenes Schreiben vom 7/2 sofort einige Worte zu erwidern.

Freilich, ja, ich erhalte so viele Briefe, daß ich außerstande bin, sie alle selbst zu beantworten, — manche gar zu alberne lasse ich von freundlichen Helfern lesen und erledigen. Aber Briefe wie der Ihrige gehören doch zu den seltenen; und — wenn auch der große Krieg mir gar manchen prächtigen, auch rührenden Gruß eingebracht hat — sehr vieles z. B. aus dem Felde, aber auch aus allen Kreisen, Gegenden... so bleibt doch Ihr Brief in seiner Berücksichtigung des persönlichen Moments sehr einzig. Ihre Worte haben mich ergriffen, und ich danke Ihnen dafür — wenn das Wort „Dank“ hier einen Sinn hat.

Lob und Tadel vertrage ich beides gleich schlecht, und lese fast nie ein Wort, was über mich gedruckt wird, — und wenn auf Zureden ausnahmsweise doch, dann auf Kosten nachfolgender Reue und Entmutigung. Bei Ihnen habe ich das Gefühl seltener Objektivität; selbst das, was vielleicht überschwenglich sein mag, verletzt mich nicht; Sie haben auch etwas von dem, was ich „die Sternenperspektive“ zu nennen pflege, an sich.

Im übrigen: das Recht, die Dinge so zu Sehen, wie Sie sie sehen, kann Ihnen niemand bestreiten. Solche Dinge liegen außerhalb des Rechthabens. Ich pflege sehr wenig über mich selbst nachzudenken; in einem gewissen Sinne interessiert mich das „ich“ wenig; es ist auch nicht förderlich, sich die allseitigen Beschränkungen, welche Anlagen und Schicksal so grausam unerbittlich bedingen, gar zu deutlich zu vergegenwärtigen; ein wenig Unbewußtsein muß der Mensch als ein Heiliges sich hüten — ein ganz klein wenig von jener Existenz, die Einem vollendet vor den Sinn tritt, wenn man eine „Meduse“ im Meere schwimmen sieht. — Mehr als alles andere hat bei mir stets ein Gefühl der P f l i c h t bestimmend mitgewirkt; ich entstamme einer Soldatenfamilie und gehorche instinktiv, ohne zu fragen. Diese Pflicht ist eine Pflicht gegen Gott — ich meine, so fühle ich sie; losgelöst aus jenen allen Menschen sonst natürlichen Banden, die auch ich gern und treu getragen hätte — Vaterland, Muttersprache, angestammtes Heim usw. — fühle ich mich „gottunmittelbar“ (wie gewisse Adelsgeschlechter früher reichsunmittelbar waren). Es ist dies manchmal kein leichtes Los; August 1914 hätte es mir leicht das Leben gekostet, und ich trage noch an der Nervenüberspannung, welche aus der Not entstand, die Pflicht klar zu erkennen und ihren Geboten zu folgen. Ich bin Ihnen namentlich dafür dankbar, daß Sie diesen Punkt so feinsinnig und genau richtig erfaßt haben. Hätte ich anders gehandelt, als ich es tat, mein ganzes Lebenswerk wäre von innen aus vernichtet gewesen... und das besagt einfach: ich konnte nicht anders.

Für heute nur noch einen Händedruck und die Hoffnung, Sie einmal persönlich kennen zu lernen.

In dankbarer Hochachtung

Houston S. Chamberlain.

9-10 An Frl. Sidonie Peter

24/2 1916 Bayreuth.

Nur ein Wort des Dankes, hochverehrte Freundin! — Aus etwas niedergeschlagener „äußerer“ Verfassung. Da meine gute Frau seit bald zehn Tagen an einer hartnäckigen Angina mit Fieber liegt — oder sich herumwankend schleppt — was einem nicht gerade Sorge macht und doch lastet, denn sie ist doch Achse und auch Sonne unseres ganzen kleinen „Wahnkosmos“. Ich selber leide an allen Schmerzen, die nur ein geistiger Schützengraben erzeugen kann, und ersticke unter Besuchen, Briefen, Anfragen, Druckschriften usw. usw. Bisweilen lasse ich alles liegen, verriegle die Türe und lege mich

hin mit Pascals „Pensées“ oder sonst mit einem vernünftigen „unpolitischen“ Buche und erhole die Seele.

Die Verbreitung von „Deutschlands Kriegsziel“ wächst täglich. Die „Tägliche Rundschau“ brachte den Aufsatz, jetzt Tag für Tag andere Blätter, bis nach Hermannstadt hinunter. Freilich streichen manche den Schluß — oder er wird dann gestrichen. Professor Schäfer macht eine Ausgabe für alle Mitglieder seiner nach Tausenden zählenden vaterländischen Vereinigung. Stalling — der Militärverleger, macht eine Schützengrabenausgabe für wenige Pfennige. Und ich habe gestern meine Einleitung „Hammer oder Amboß“ nach München abgeschickt zu der neuen Flugschrift. — So ganz ist es also den Berlinern doch nicht geglückt, meine Stimme zu unterdrücken.

Für die Fremdwortjagd bin ich Ihnen außerordentlich dankbar, wenngleich die Sache manchmal sehr schwer ist, ja sehr; oft auch will ich nicht eine feine Schattierung opfern, und glaube mich da auf Goethe und Jakob Grimm berufen zu dürfen.

Ein Beispiel: Konträrer Gegensatz ist ein deutscher technischer Ausdruck aller Schullogik; man unterscheidet „konträren Gegensatz“ und „kontradiktorischen Gegensatz“, das sind zwei verschiedene Begriffe. Einen technischen Ausdruck kann eigentlich nur ein Techniker ändern; ich bin dazu nicht befugt. Gebrauche ich aber den technischen Ausdruck nicht, so muß ich einen langen Sums machen; weil eben ein solches Wort „konträrer Gegensatz“ für jeden Wissenden vieles sagt und vieles ausschließt. — „Erkühnen“ ohne reflex. „sich“ kommt in älteren Sprachen öfters vor, Sie können sich in Grimm überzeugen; freilich jetzt kaum mehr — was aber schade ist, eine Verarmung. Ich meine, wenn man‘s nicht übertreibt und nicht absichtlich solche Dinge künstelt, vielmehr nur dort verwendet, wo sie von selbst sich einstellen, kann man sie nicht verurteilen. Nicht wahr?

„Stupid“ ist für mich etwas anderes als „dumm“, und stupid auf deutsch ganz und gar anders als das englische *„stupid“,* näher dem französischen *stupide,* und ganz etwas anderes ist das lateinische *stupidus,* was eigentlich erschrocken, verdutzt bedeutet. Aber freilich, ein guter Schriftsteller soll nur diejenige Ausdrucksschattierung gebrauchen, die seine Leser mitfühlen.

Herzlich dankbar und ergeben

Houston Stewart Chamberlain.

10-11 An Frau Gräfin Sponeck geb. von Oettingen

---

10 März 1916. Frankfurt a/M.

Gnädigste Frau Gräfin,

Für Ihre so lebendigen warmen Worte spreche ich Ihnen den herzlichsten ergebensten Dank aus. Meine Schriften haben mir Freunde und auch ein vielfaches Heer von Feinden geschaffen, und da letztere nicht schweigen, ist es dankenswert, wenn erstere nicht aus taktvoller Schüchternheit schweigen; ich empfinde es immer als Wohltat. — Nur eilig kann ich leider Fragen beantworten, zu deren Erörterung Jahre kaum hinreichen würden, da Worte hier nicht hinlangen.

Das Dasein des Menschen als moralisches Wesen ist ein Geheimnis; es ergründen zu wollen, halte ich für widersinnig. Von Kindheit an habe ich das Gefühl gehabt, ich stünde — gleichsam — auf Gottes Handteller und brauchte mich darum nicht zu fürchten, auch nicht vor mir selber, denn wo und wie und wann ich auch strauchle und falle, Gottes Hand hält mich. Fragen Sie mich aber, was Gott ist — so kann ich Ihnen nur mit dem indischen Weisen antworten: *„Neti neti“,* er ist nicht so und er ist nicht so, oder mit Wagners

Gurnemanz „Das sagt sich nicht! Doch bist du selbst zu ihm erkoren, bleibt dir die Kunde unverloren.“

Darum sagt es mir nicht sehr viel, wenn behauptet wird: Christus ist Gott; ich halte die Aussage für richtig, aber nicht fruchtbar; wohingegen die Einsicht: Gott ist Christus einen Strom von Licht ausgießt — denn nun wird auf einmal „Gott“, dieser unfaßbare Begriff, mir nahegerückt.

An einen Fort s c h r i t t der Menschheit glaube ich nicht, d. h. nicht, sobald ich versuche, mich dem Standpunkt einer absoluten Betrachtung (also etwa Gottes) zu nähern; was sollte z. B. „Fortschritt“ für Jesus Christus bedeuten? Wohl aber glaube ich an ein Fort s c h r e i t e n und an ein Rück s c h r e i t e n.

Niemals habe ich etwas Erträgliches über Schiller gelesen.

In dankbarer Verehrung

ganz ergebenst

Houston S. Chamberlain.

11-12 An Karl Langeheine

Bayreuth, 12/4/1916.

Sehr verehrter Herr

Für Ihren freundlichen Brief vom 9/4 mit sehr interessanten Beilagen danke ich Ihnen verbindlichst. Mein Büchlein „Politische Ideale“ hat sich erstaunlich viele Freunde gewonnen, trotzdem kaum irgendeine größere Zeitung es überhaupt erwähnt hat. Daß Sie „vermitteln“, finde ich richtig und notwendig; ich täte es in der Praxis auch; es ist merkwürdig, wieviel durch Verschiebungen ohne Verfassungsänderungen erreicht werden kann; zu der neuen Gewohnheit tritt dann die neue Einsicht — und das Unzulängliche ist abgetan. Natürlich kann das nicht in einem Tage geschehen. Ich rechne aber darauf, daß die Notwendigkeit — um nicht zu sagen die Not — Deutschland recht bald dazu zwingen wird, sich praktischer zu regieren. Geht die Absurdität ans Leben (und für die *demonstratio* sorgen die Herren Liebknecht und Genossen in dankenswerter Weise), so ist es inmitten der Todesgefahren nicht anders möglich, als daß Änderungen, die sonst vielleicht ein Jahrhundert erfordern würden, aus dem Stegreif durchgeführt werden… Es bleibt dabei nur zu hoffen, daß wir nicht dann aus dem Regen in die Traufe kommen — und die Millionäre das Heft ergreifen. Dem muß eben beizeiten vorgebeugt werden.

Houston S. Chamberlain.

12-14 An J. F. Lehmann

---

22. April 1916 Bayreuth.

Sehr geehrter und werter Herr Lehmann

Dringende, unaufschiebbare Arbeiten verhinderten eine frühere Beantwortung Ihres guten Briefes vom 14/4; auch heute — wo sich viel angehäuft hat — kann ich nur kurz erwidern.

Die von Herrn Syndikus Kühn angeregte Zeitschrift scheint in der Luft zu liegen, — denn mir ist Ähnliches im Laufe der letzten Monate von verschiedenen Seiten zu Gehör gekommen. Auch die Umwandlung des „Kunstwart“ z. B. deutet in dieselbe Richtung. Und ist nicht Erdmanns „Der allgemeine Beobachter“ (Hamburg) der Tendenz nach sehr verwandt? Daß da etwas zu tun ist und daß etwas geschehen wird, scheint mir darum sicher. Es kommt alles auf das Wie an und auf das Wer.

Wie ich Herrn *Dr.* Kühn schon sagte: auf der ganzen Welt lebt wohl kein Mensch, der sich weniger auf Zeitungen, Zeitschriften — überhaupt periodische Publikationen versteht als ich. Es liegt gänzlich außerhalb meiner Fähigkeiten. Nicht daß ich den ungeheuren Einfluß gerade dieses Zweiges der Literatur in unserer Zeit verkenne; ich selber stehe aber in dieser Beziehung außerhalb der Zeit und habe es noch nie fertig gebracht, mich für irgendeine Zeitschrift wirklich zu interessieren. Ich halte manche aus Gesinnungsgründen, lese sie aber fast nie, und wenn einmal, dann tut mir‘s leid um die Zeit. Meine ganze Art, zu arbeiten und zu denken, weist mich andere Wege. Darum würde ich auch niemals eine Verpflichtung eingehen, die mir unabweisbare Erledigungen dieser Art auflegte — niemals. Ich bin auch zu alt und zu wenig leistungsfähig dazu. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß ich nicht tatkräftiges Interesse, Rat, Förderung usw. einem derartigen Unternehmen zu widmen bereit wäre. Allerdings unter der Bedingung, daß es praktisch gut fundiert wäre.

Kiesers „Bühne und Welt“ scheint sehr ähnliche Ziele zu verfolgen —, ist mir aber zu ästhetisch gerichtet. Gewiß gehört dies auch dazu, doch was wir brauchen, ist ein Führer auf völkischem, praktischem, staatswissenschaftlichem Gebiet — wobei dann die deutsche Kunst natürlich gebührende Beachtung erfährt. Doch, daß es gelingen sollte, von der Bühne aus das öffentliche Leben umzugestalten — das glaube ich nimmermehr. Wo ein Feuergeist wie Richard Wagner nichts vermocht hat, da bemühen sich kleinere Geister ganz umsonst. Politisch, wirtschaftlich und wissenschaftlich (namentlich medizinisch) müßte die Sache in Angriff genommen werden; nur tatkräftige Menschen dürfen das Wort ergreifen, keine Schwärmer. Nicht vulgärer Antisemitismus, dafür aber um so strengerer A-semitismus, der den Materialismus und den „Geldsackismus“ unter jeder Maske und jeder Konfession schonungslos angreift... Ich gestehe, ich habe mit Teilnahme den Bericht des „1. Kongresses für Biologische Hygiene in Hamburg 1912“ (Erdmann 1913) gelesen, mit dem Vorschlag des Deutschen Volksrates“ usw.; es waren da einige ganz tüchtige Männer versammelt. Und dennoch beobachte ich — was sie selber, soweit ich sehe, gar nicht beobachtet haben —, daß zwei ganz verschiedene, notwendig auseinanderstrebende Tendenzen sich selbst in jenem engeren Kreise zeigten: indem die um Driesmans eigentlich nur die Aufbesserung der Rasse durch sogenannte „Eugenik“ im Sinne hatten (was jedenfalls zu wenig), während andere alles nur „von innen heraus“ angefaßt wissen wollten und von dem Volksrat hauptsächlich platonische „Urteile“ über alle möglichen Fragen erwarteten. Da trete ich lieber dem ersten besten Reederverein bei, der etwas Positives zu schaffen im Sinne hat.

Mir scheint die Persönlichkeit des Herausgebers einer solchen Zeitschrift von allentscheidender Wichtigkeit. Würde sich nicht Franz Köhler dazu eignen?

Ich behalte mir vor, Ihnen wieder zu schreiben, wenn mein Tisch von der harrenden Brieflast ein wenig gesäubert sein wird. Ob ich fähig bin, das Programm zu einem solchen Unternehmen zu entwerfen, weiß ich nicht; ich bezweifle es; aber es interessiert mich sehr, sobald ich glauben darf, daß es deutsch-praktisch-ideal-rücksichtslos zugeben soll. Ich habe im Laufe des Krieges wundervolle Erfahrungen mit echt deutschen Großkaufleuten gemacht; ich meine, für dieses Blatt müßte man solche Kreise gewinnen. Nichts wäre schrecklicher, als wieder bloße Professorenweisheit — wenngleich ich diese und ihre Träger (sobald es echte Deutsche sind) hochzuschätzen und zu verehren weiß.

Für heute nur noch Gruß und Handschlag

Ihres ergebensten

Houston S. Chamberlain.

14-15 An Vizefeldwebel Brachmann

Bayreuth, 26/4/1916

Sehr geehrter Herr Brachmann

Mit großer Teilnahme haben ich und andere Ihren Brief vom 20/4 gelesen. Solche Worte, eine solche Auffassung tun wohl; man hört sie nicht immer — namentlich nicht von denen, die zu weit von der Front sind, und darum weder die Unmittelbarkeit des Opfers, noch seine heiligende Wirkung verspüren... Lassen Sie uns wieder über Ihre äußeren und inneren Erlebnisse ein Wort zukommen.

Ihre Frage ist schwer zu beantworten: es mischt sich soviel Subjektives hinein.

Mir persönlich entspräche es, bei Plato: 1. das Gastmahl mehrmals bis zur Durchdringung des Gedankenstils zu studieren, 2. dann vielleicht Phaidros, Philebos, Sophist, Theaitetos, Kratylos in dieser Reihenfolge zweimal durchzulesen, 3. schließlich die philosophisch wichtigen Stellen aus dem Staat auszusuchen. Was dann bleibt, nach Belieben oder gar nicht.

Kant: auf alle Fälle mit den Prolegomena beginnen und genügend dabei verharren — dies gestattet, die schwere „reine Vernunft" bis auf später zu verschieben. Dann: *De mundi sensibilis etc.* (Dissertation), Träume eines Geistersehers. Über Philosophie überhaupt, über den Gebrauch teleologischer Prinzipien, Kritik der Urteilskraft, Kritik der praktischen Vernunft, Metaphysik der Sitten (letztere vielleicht besser in umgekehrter Ordnung), Religion innerhalb der Grenzen, Kritik der reinen Vernunft... Aber ich müßte Sie kennen, um zu beurteilen, ob diese Folge für Ihren Geist paßt.

Houston S. Chamberlain.

15-18 An Prinz Max von Baden

Bayreuth, 16. Mai, 1916

Eure Hoheit

werden schon längst beobachtet haben, daß eine echte Korrespondenz in sich das Prinzip ihrer Unerschöpflichkeit trägt. Ich kann unmöglich das jetzt früh empfangene Schreiben von vorgestern unbeantwortet lassen. Bitte nehmen Sie meinen Herzensdank und lassen Sie mich Ihnen stumm und ehrerbietig die gereichte Hand drücken.

Ich hatte im Leben sehr wenige wahre Freunde, — und diese mußten alle mit mir Geduld haben wegen meiner großen Leidenschaftlichkeit, Geduld und Nachsicht. Menschliche Fehler pflegen aber — wenn sie echte Naturfehler sind — unter der Oberfläche entschädigende Eigenschaften zu bergen. Wenn's bei mir vorbei ist, ist's radikal vorbei; ich bin nicht launenhaft. Und so soll von mir aus hinfürder Herr von B. H. [1] ruhig leben und walten — ich, will nicht noch mehr Lebensmark hingeben für eine Sache, an der ich doch unfähig bin etwas zu ändern. Wie eine Zauberwolke soll mich mohammedanischer Fatalismus umgeben. Daß Gott Deutschland in dieser Krisis ganz verläßt, das kann ich nicht glauben. Vielleicht aber gehen wir großen Prüfungen entgegen, — vielleicht einer Erneuerung des 30jährigen Krieges auf erweiterter Grundlage... und vielleicht wird langes Elend, langer Vernichtungskampf das viele Böse und Verachtungswürdige in uns ausrotten und ein Geschlecht starker Männer *à la* Hindenburg züchten — das wäre ja eine

unaussprechliche Wonne, wert, teuer erkauft zu werden. Und so wollen wir uns stärken und fassen und die Augen nach oben richten und unser Bestes tun, um innerlich allen Ansprüchen gewachsen zu sein.

Daß die Gesellschaft zur Förderung des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft am 10. Mai ihr tausendstes Mitglied einschreiben konnte, hat mich mehr erfreut, als ich sagen kann; es handelt sich um eine so wichtige Sache. Jetzt heißt es, bis zum Herbst das zweite Tausend vollkriegen. Und inzwischen ist an der Universität Königsberg ein ähnlich konzipiertes Institut „für ostdeutsche Wirtschaft“ entstanden. Das sind die Dinge, wo die Deutschen Meister sind — nur käme es darauf an, das Interesse immer weiterer Kreise auf sie zu lenken, damit diese Institute — die zwar staatlich sind, aber vom Staate nicht entfernt genügend dotiert werden können — über die großen Mittel verfügen, die sie benötigen, wenn sie einem Aufblühen deutscher Wirtschaft im vollen Maße sollen dienen können. Professor A. Hesse — der Direktor des neuen Instituts — hat mir einen sehr sympathischen Brief geschrieben, in welchem er mich um meine publizistische Unterstützung bittet — wozu es aber vorderhand schwerlich kommen wird, da ich nicht vorhabe, Aufsätze zu schreiben.

Ich bin fleißig am Monde tätig — und wenn‘s auch nur am Schreibtisch sein kann; ich denke daran, Bruckmann zu einer neuen, für uns Laien brauchbareren Karte nach meinen Angaben anzuregen! Nun, mein fürstlicher Freund, was meinen Sie dazu? Bin ich nicht über Nacht ein sehr vernünftiger Mensch geworden?

Übrigens hatte ich vorgestern einen interessanten Besuch — direkt aus Hodiaumont vor Verdun. Mein armer Freund, Hauptmann und hiesiger Bankdirektor, […] sagte, sie alle, die ununterbrochen seit Wochen im französischen Feuer liegen, werden „kriegsblöde“, können überhaupt nicht mehr denken… Trotzdem war er guter Dinge und glaubt an den Fall von Verdun gegen Ende Juli. Hiermit würde die eigentliche Stoßkraft der französischen Armee, meint er, vernichtet sein. Dann schnell Riga einnehmen und — der Friede!

Ich gebe Ihnen diese Stimme aus der Front wieder: sie wird Sie auf alle Fälle interessieren.

[…]

Ein recht interessantes Blatt lege ich für den Papierkorb bei. Wenn Grey schon von Frieden spricht — wo Curzon neulich sagte, das Wort sei aus dem englischen Lexikon ausgelöscht — so könnte man schon daran glauben. Gott, wird das ein Aufatmen geben — wenngleich man wohl auf Jahre hinaus den *hominibus bonae voluntatis* kaum begegnen wird.

In Ehrerbietung treu ergeben

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Reichskanzler Bethmann-Hollweg.

Die Handschrift Houston Stewart Chamberlains

"...der Mensch, der durch die
verwickeltsten Verhältnisse mit
kühner Einfalt und ruhiger
Unschuld geht und weder nöthig
hat, fremde Freiheit zu kränken,
um die seinige zu behaupten,
noch seine Würde wegzuwerfen,
um Anmuth zu zeigen."

(Schiller)

18-20 An J. F. Lehmann

Bayreuth, 23. Juni 1916

Für Ihren lieben Brief sage ich Ihnen Dank; alles, was von Ihnen kommt, berührt mich immer sympathisch; es ist aufrecht und echt und verehrungswürdig. Lassen Sie mich aber auch meinerseits ebenso aufrichtig sein. Ihre Worte — an sich so harmlos und vernünftig, auch nichts Unerschwingliches von mir fordernd — wirkten dennoch auf mich wie das plötzliche Gewahrwerden einer Gefahr, die mir bekannt war, die ich aber versucht hatte, mir auszureden. Ich war im Begriff gewesen, einen Schritt zu tun, der für meine so zart empfindliche Schaffensfreude tödlich hätte wirken können; ich ziehe den Fuß rechtzeitig zurück.

Glauben Sie nicht, daß ich für den Wert gemeinsamer Arbeit blind bin, und daß ich nicht verstehe, in welchem Maße bei jeder solchen Solidarität ein gegenseitiges Fügen, ein Geben und Nehmen — namentlich ein Nachgeben — erforderlich ist; *l'union fait la force;* aber *l'union* setzt Disziplin voraus. Das beginnt in der Familie, zwischen Mann und Frau, die gegenseitig nicht bloß Nachsicht, sondern auch Aufopferung üben müssen, und setzt sich im Leben fort, bei jedem Geschäftsunternehmen, bei aller Politik, bei Religions- und Kirchengründungen, allüberall. Auch ich bin's im Leben gewohnt und bilde mir ein, zu den nachgiebigsten Menschen zu gehören. Dies hört aber bei mir plötzlich und gänzlich auf dort, wo mein schriftstellerisches Schaffen beginnt. Ich will Sie nicht mit umständlichen Bekenntnissen belästigen; nur soviel will ich sagen: mein Schreiben ist ein äußerst zarter Vorgang, aus dunklen Seelentiefen geboren, und nur unter großen Schwierigkeiten bis ans Licht gehoben. Es ist für mich zugleich Wonne und Qual. Und das Geringste — ein Nichts — genügt, um es völlig brach zu legen. Ich habe hiervon dutzendmal die Erfahrung gemacht. Dann bin ich stumm wie ein Stein; jede Schaffenslust erstirbt; kein Willensgebot vermag es, einen Gedanken mehr in mein Hirn, ein Wort in meine Feder zu zwingen. Ich existiere einfach nicht mehr — oder wenigstens nicht mehr als Gestalter von Gedanken und Erwecker von Gefühlen.

Sie finden vielleicht, daß ich mich wichtig mache? Ich meine es aber schlicht und nicht unbescheiden. Ich bin frei aufgewachsen, und mein Geist ist so unbändig frei, daß die geringste Fessel ihn völlig lahm legt. Wohl bin ich bereit, der äußeren Disziplin mich zu beugen; doch die innere Disziplin bedeutet für mich ganz und gar Schweigen. Und ich bin viel zu alt und versteift, um hier umzulernen. Es kommt ja dazu mein besonderes Schicksal, das mich von jung auf aus allen natürlichen Banden losgelöst hat. Hieraus erwächst meine Kraft und auch meine Schwäche, kurz meine Besonderheit mit ihren Grenzen. Ich kann auch die Fehler, die ich deutlich erkenne, nicht vermeiden, kann mir selber keine Gesetze geben, sondern muß mich der höheren zwingenden Logik meiner Persönlichkeit fügen.

Darum fasse ich es als eine göttliche Fügung auf, daß ich, als ich zu schreiben begann, in tüchtige, redliche Hände geriet, die rein geschäftlichen Interessen nachgingen und mich somit v o l l k o m m e n frei und ungebunden lassen konnten, um so mehr, als irgendeine „Richtung“ des Verlags nicht vorlag. Ich bin da Herr — Herr, meine ich, über meine Sachen; niemand hat mir je hineingeredet; niemand sich je vor irgend etwas gescheut. Das ist das einzige Element für das Unbändige, was sich bei mir hinter der friedlichen Oberfläche birgt, das einige, in welchem ich gedeihen kann. So bescheiden mein Wirken auch sein mag, es ist doch ein Wirken. Es wäre — das meinen gewiß auch Sie — schade, es zu zerstören; lassen wir es weiter den eigenen Weg gehen. Noch nie, glaube ich, hat mich in entscheidenden Fragen der Instinkt getäuscht; und mein Instinkt sagt mir: ich werde mit anderen, am selben Strange eingespannt, nicht ziehen können.

Dazu kommt der Gesundheitszustand. Seit ich zuletzt schrieb, hat sich zu dem übrigen ein Herzzustand entwickelt, der vielleicht auf ein Umsichgreifen der nervösen Störungen zurückgeht und vielleicht — wie frühere nervöse Leiden — zu heben sein wird. Vorläufig bin ich aber in allem behindert und bezweifle sehr, ob ich imstande sein würde, an einer Konferenz teilzunehmen — denn eine sehr geringe Ermüdung und namentlich die geringste Erregung werfen mich ganz nieder. Die Ärzte ermahnen zu völliger Ruhe.

Zu allen Zeiten hat es Apostel gegeben, die einsam auf einem Patmos ihr Bestes leisteten.

In aufrichtiger Hochschätzung

treu ergeben

H. S. Chamberlain.

21 An Vize-Admiral von Seckendorff

Bayreuth, 19. Juli 1916

Euere Exzellenz

haben mir mit den so warmen und gütigen Zeilen vom 16. d. M. die allergrößte Freude gemacht, ja, mehr als Freude: solche Worte aus solchem Munde sind beglückender Lohn. Zugleich erhalte ich von vielen Seiten zwar weniger gewichtige, aber kaum weniger herzliche und begeisterte Zustimmungskundgebungen. Und so kann man denn doch hoffen — wenn auch nicht in dem Sinne zu nutzen, in dem man so gerne es tun würde, doch wenigstens manchen besorgten Herzen ein wenig Trost und Kraft zu spenden.

Für mich wird dieser Aufsatz [1] wohl unter meinen Kriegsaufsätzen der Schwanengesang sein. Der angegriffene Zustand, in dem Sie mich schon im Frühjahr antrafen, hat sich nicht unbedeutend verschlimmert, und Schweninger — der große Lebensspender — der Mann, der sonst nur ermutigt und antreibt, hat mir die völlige Enthaltung von aller Arbeit auf wenigstens drei Monate streng zur Pflicht gemacht. Es ist hart in einem Augenblick, wo man so gerne dienen würde. So bereitete ich z. B. ein Buch „Der deutsche Staat" vor, das muß nun alles liegen bleiben. Auch diese Zeilen mußte ich diktieren.

Darf ich bitten, Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin verehrungsvoll empfohlen zu werden. Und bitte, empfangen Sie selber die Versicherung meiner treuesten und ehrerbietigsten Ergebenheit.

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Ideal und Macht.

22-23 An Chr. Eidam

Bayreuth, 20. Juli 1916.

Hochgeehrter Herr Konrektor!

Daß Sie meiner freundlichst gedachten, hat mich aufrichtig gefreut. Die Erinnerung an unsere kurze Begegnung vor einigen Monaten steht mir lebhaft vor dem Sinn.

Mit wahrem Interesse habe ich Ihre Schrift gelesen, da natürlich die Frage der modernen Sprachen gerade mir eine sehr wichtige erscheint. Zwar habe ich weniger Schulerfahrung als ein anderer, doch besitze ich die nicht sehr häufige Erfahrung der leidenschaftlichen Aneignung einer fremden Sprache und insoferne kann ich auch mitreden.

Die Redensart von der „Beherrschung" fremder Sprachen und gar erst durch Schüler empört mich und macht mich zugleich lachen. Wie viele Menschen gibt es überhaupt, die eine zweite Sprache wirklich beherrschen? Es heißt doch der Schule ein unmögliches Ziel setzen. Aus vollster Überzeugung stimme ich Ihnen hier bei: man soll den Knaben nur ja nicht einbilden, daß sie eine Sprache beherrschen — ganz im Gegenteil, sie empfinden lassen, welcher weite Weg bis dahin noch zurückzulegen wäre. — Auch in der

Übersetzungsfrage denke ich genau wie Sie. Es käme darauf an, die fremde Sprache wirklich in ihren Feinheiten nachzuempfinden, so daß der Geist das Originelle des anderen Geistes mit einiger Genauigkeit zu schätzen und sich daran zu bereichern wüßte; wogegen es völlig unnütz ist, sich selber in einer fremden Sprache ausdrücken zu wollen, was nur den Wenigsten, und zwar auf Grund ganz anderer Studien gelingen kann. So bescheiden der Deutsche auch zu sein pflegt, ich habe mich doch manchmal sehr gewundert über die Illusionen, die er sich machte im Bezug auf seine Kenntnis fremder Sprachen. Ein Französisch kann absolut korrekt sein und dabei gänzlich unfranzösich, weil jeder einzelne Fall von Gewohnheiten und Schicklichkeitsregeln abhängt, die eigentlich gar nicht auszulernen sind.

Ihre Erwähnung auf Seite 12 betr. die Leitartikel der „Times“, die ein Obersekundaner verstehen soll, hat mich daran erinnert, daß mein Freund Professor Otto Kuntze, der Englisch in Prima lehrte, mir einmal sagte, er lese fast nie einen Leitartikel der „Times“, ohne Präpositionalwendungen anzutreffen, die ihm noch unbekannt seien!

Mit recht herzlicher Begrüßung verbleibe ich in aller Hochachtung Ihr

sehr ergebener

Houston S. Chamberlain.

23 An *Dr.* Georg Gauß

Bayreuth, 22. Juli 1916.

Sehr geehrter Herr!

Haben Sie Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Von verschiedenen Seiten werde ich auf den betreffenden Aufsatz (in der „Frankfurter Zeitung“) aufmerksam gemacht, ich kenne ihn aber nicht und brauche ihn auch nicht zu kennen. Die Feindschaft zwischen uns ist eine alte, jedes meiner Bücher haben sie verrissen. Kürzlich kam noch dazu, daß sie einen gegen Nachdruck geschützten Aufsatz von mir stahlen, was meinen Rechtsfreund veranlaßte, ihnen 500 Mark zugunsten des Roten Kreuzes abzuzapfen.

Mit nochmaligem Dank und Gruß

Ihr sehr ergebener

H. S. Chamberlain.

23-24 An Pfarrer Karl Schneider

Bayreuth, 23. Juli 1916.

Sehr verehrter Herr Pfarrer!

Für Ihre lieben temperamentvollen Zeilen danke ich Ihnen herzlichst. Den von Ihnen bezeichneten Schimpfaufsatz kenne ich nicht, wenn ich auch von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden bin. So etwas macht mir nicht den geringsten Eindruck. Um weh zu tun, muß ein Schuh drücken, was hier nicht der Fall ist. Hätte ich, nachdem ich alle Kräfte meines Lebens dem Deutschtum gewidmet hatte, ich will nicht

sagen gegen Deutschland Partei ergriffen, sondern auch nur geschwiegen und mich hübsch vorsichtig beiseite gehalten, — ja, dann wäre ich ein Renegat gewesen und ein Verräter an der eigenen Seele. Wenn ich nun aber wirklich einige Zeit lang wohl werde schweigen müssen, so geschieht das nicht der „Frankfurter Zeitung“ zuliebe, sondern lediglich, weil ein durch die Vorgänge der letzten Jahre herbeigeführtes nervöses Leiden jetzt auch das Herz befallen hat, weswegen selbst der ewig aufmunternde Lebensgeist Schweninger mir eine dreimonatige absolute Pause zur Pflicht gemacht hat.

Von dem „Nationalausschuß“ glaube ich, daß es ein totgeborenes Kind ist.

Mit nochmaligem Danke und verehrungsvollem Händedruck

Ihr ergebenster

Houston S. Chamberlain.

24-25 An Prediger Veroloet

Bayreuth, 25. Juli 1916.

Hochverehrter Herr!

Zeilen wie die Ihrigen vom 22. d. M. sind zugleich Freude, Lohn und Ermutigung. Vor allem hat es mich gefreut, daß Sie es sich nicht verdrießen lassen, die genannten Bücher mehrmals durchzustudieren. Oftmals, während ich den „Kant“ schrieb, überkam mich das niederdrückende Gefühl, daß kein Mensch die Bedeutung dieser Ausführungen wahrhaft schätzen könne bei einem ersten Lesen; und wie sollte ich erwarten, daß man ein so umfangreiches Werk mehr als höchstens einmal lese? Dieser Umstand hat auch tatsächlich in den ersten Jahren schwer auf dem Werke gelastet; es wurde öffentlich von Menschen beurteilt und verurteilt, die kaum hineingeguckt hatten. Nach und nach hat sich aber eine ganze Gemeinde von freundlich nachsichtigen, auf meine Absichten eingehenden Lesern gebildet, und ich kenne heute die Namen von Dutzenden von Menschen, die das Buch mindestens dreimal gelesen haben. Namentlich das 4. Kapitel „Bruno“ pflegt dann in eine ganz andere Perspektive zu rücken: ich hätte gerne erfahren, ob das auch bei Ihnen der Fall war. Ein geistreicher Freund nannte diesen Vortrag den Versuch „einer Biologie der Philosophie“.

Ja, ich glaube schon, daß die Kenntnis meines „Goethebuches“ Ihnen für Kant nützlich sein wird. Freilich ist gerade mein „Goethe“ das esoterischste aller meiner Bücher, doch wird Ihnen der Gegenstand so vertraut sein, daß Sie auf keine wesentlichen Schwierigkeiten stoßen werden.

Eine Erkrankung zwingt mich, zum Diktat zu greifen, und vielleicht habe ich mich nicht so deutlich und zusammenhängend ausgedrückt, als ich es auf Ihren Brief gerne getan hätte. Dies wollen Sie entschuldigen.

Ich verbleibe mit bestem Gruße

Ihr sehr ergebener

Houston S. Chamberlain.

25-27 An Generalmajor Pfeil

Bayreuth, 26. Juli 1916.

Hochverehrter Herr General!

Es war mir eine große Freude, Ihren Namen auf einem Kuvert zu erblicken, und eine wahre Genugtuung, aus dem Inhalt Ihres Briefes zu entnehmen, daß Sie meinen letzten Aufsatz [1] gut und zweckmäßig finden.

In Beantwortung Ihrer Frage und Anregung teile ich folgendes vertraulich mit. Von Anfang des Krieges an habe ich mich geweigert, für diese Aufsätze irgendein Honorar anzunehmen, und mir dafür das Recht ausgemacht, sie in allen Zeitungen nach Belieben nachdrucken zu lassen. Wiederholt habe ich gebeten, das dumme „Nachdruck verboten“ fortzulassen und dafür zu setzen „Nachdruck erwünscht“: es war nicht zu erreichen. Jeder Zeitung, die mich darum bat, habe ich sofort telegraphisch die Nachdruckserlaubnis erteilt — und es haben auch eine ganze Anzahl bei früheren Aufsätzen davon Gebrauch gemacht.

Um nun eine bedeutend größere Verbreitung zu erzielen, hatte ich meinen Aufsatz „Deutschlands Kriegsziel“ vaterländisch gesinnten Freunden in Berlin geschickt mit der Bitte, sich mit einer Agentur in Verbindung zu setzen. Dies geschah; und da ich kein Honorar verlangte, konnte die betreffende Agentur ein sehr großes Geschäft machen. In der Tat, sie richtete alles ein, und an einem bestimmten Tage sollte in mehr als 200 Zeitungen der Aufsatz gleichzeitig erscheinen, bei einer Gesamtauflage von mehr als einer Million Exemplaren. Im allerletzten Augenblick trat etwas dazwischen, und die Agentur zog den Aufsatz zurück. Von welcher Stelle aus die Agentur so stark beeinflußt wurde, daß sie auf einen bedeutenden Gewinn verzichtete, habe ich nie genau erfahren können.

So viel weiß ich nur, daß sie der Regierung nahe stand.

Sie begreifen, daß ich diese Bemühungen aufgab, denn gegen derartige Einflüsse kann ich Privatmann nicht aufkommen.

Wie die früheren, so wird auch der jetzige Aufsatz in den nächsten Tagen als Flugschrift erscheinen zu einem billigen Preise; und nach wie vor dürfen Zeitungen, die es wünschen, ihn nachdrucken, kostenlos.

Was Sie mir über die „Politischen Ideale“ erzählen und über die antiparlamentarische Äußerung der sozialistischen Wochenschrift hat mich — wie Sie voraussetzen — ungemein interessiert, und ich habe mir davon Notiz genommen. Leider bin ich von einem Nervenleiden befallen, welches es mir unmöglich macht, in diesem Herbste ein kleines Buch herauszugeben „Der deutsche Staat“, wie ich es beabsichtigt hatte. Vielmehr muß ich pausieren und Brunnen trinken und, wenn möglich, Gastein besuchen.

Wie Sie, in unerschütterlicher Zuversicht und unverminderter Kampfeslust verbleibe ich, hochverehrter Herr Generalmajor, Ihr aufrichtig dankbarer und verehrungsvoll ergebener

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Ideal und Macht.

27 An Professor Stahlberg

Bayreuth, 29. Juli 1916.

Hochgeehrter Herr Professor!

Haben Sie den allerwärmsten Dank für Ihre freundlichen Worte, die mir im innersten Herzen wohl taten. Auch Ihr Gedicht hat mich wahrhaft ergriffen. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Gefühle nicht nur verstehe, sondern auch teile. Teils aber liegt es in meinem

Charakter, teils aber in dem Empfinden der Pflicht, welche diese Stunde uns aufzwingt, daß ich der Niedergeschlagenheit keinen Zoll breit Raum gewähren w i l l. Außerdem bin ich nicht unbedenklich erkrankt, und Hoffnung und Glaube sind Elemente, die mich über Wasser halten, und ohne die ich endgültig versinken müßte.

Mit Geheimrat Schäfer und auch mit meinem Verleger Bruckmann stehe ich in Briefwechsel — weil nämlich besagter Verleger den Aufsatz „Ideal und Macht“ als Flugschrift bereits gedruckt hat und ich nicht weiß, ob es ihm recht ist, daß ein gesondertes Flugblatt in so großer Auflage außerdem hergestellt wird. Ich habe ihn gebeten, es zu gestatten, habe aber noch keine Antwort.

Mit der Versicherung meiner besonderen Verehrung und mit der Bitte, die gewonnene Fühlung aufrecht zu erhalten, zugleich mit verbindlichem Dank für die seinerzeit richtig eingetroffene Sendung verbleibe ich

Houston S. Chamberlain.

28 An Rittmeister Glahn

Bayreuth, 1. August 1916.

Hochverehrter Herr Rittmeister!

Haben Sie, bitte, wärmsten Dank für Ihre so freundlichen, mich beglückenden Zeilen. Heute konnte ich schon ein frühestes Exemplar der Flugschrift „Ideal und Macht“ an S. M. den Kaiser schicken; bald bin ich so frei, auch Ihnen eins zugehen zu lassen. Der Verleger schreibt mir, daß gegen 20 000 Stück schon vorausbestellt sind; ich hoffe also auf einige Verbreitung.

Auf eine besondere W i r k u n g in dem von Ihnen gemeinten Sinne zu hoffen, habe ich verlernt und muß mich damit bescheiden, wenn es mir gelingt, vaterländisch gesinnten Männern einigen Trost und einige Hoffnung zu schenken.

Leider — ich erwähne die Tatsache nur als Erwiderung auf Ihre Anregung — leider bin ich nicht unbedenklich erkrankt, und mein Arzt, der Bismarck-Schweninger, ein Mann, der, wie Sie wissen, immer nur zu Leben und Betätigung zuredet, macht es mir geradezu zur Pflicht, einige Monate lang gar nicht zu arbeiten und namentlich jede Erregung zu vermeiden. Ich gerate dadurch in eine sehr schwierige Lage. Denn warum soll man nicht ebensogut in der Heimat wie im Vordertreffen fallen? Dagegen erheben sich die Bedenken, die nicht nur angefangene und lange vorbereitete Werke einflößen, sondern auch die Sorge — die große Sorge — um die allernächste Zukunft, wenn der Frieden einbricht. Vielleicht ist unsereiner doch mehr befähigt dann als jetzt, wirklich etwas zu wirken. Und so schwanke ich zwischen zwei Strömungen, die mich eigentlich gleichstark anziehen. Ich hoffe, Ihres geneigten Wohlwollens auf alle Fälle würdig zu bleiben, und bin mit der freundlichsten Begrüßung

Ihr in aller Hochachtung ergebener

Houston S. Chamberlain.

29-30 An Edmund Steppes

Bayreuth, 5. August 1916.

Hochverehrter Herr Steppes!

Ganz besondere Freude hat mir Ihr gestern empfangener Brief gemacht. Schon seit Jahren verehre und liebe ich Ihre Kunst, und es war nun eine ganz eigentümliche Erfahrung, al Sie selber — als Mensch — persönlich aus dem Schatten zu mir herantraten und so freundliche Worte für das fanden, was ich im Laufe des Krieges aus tiefster Seelennot heraus zu sprechen mich genötigt fand. Ich begreife ganz gut Ihr anfängliches Zögern; nicht ein wenig nehme ich es Ihnen übel; von keinem Zeitgenossen kann man die Lebensgeschichte kennen; mein Lebensgang war ein sehr eigenartiger, seltsamer; das aber der Welt zu erzählen, wäre aufdringlich; das Mißverstandenwerden ist ein Bestandteil des Schicksals, den wohl ein jeder zu tragen hat und über den man möglichst früh sich beruhigen sollte. Ich habe immer gefunden, daß das Nichtaufklären letzten Endes mehr und besser aufklärt als Explikationen, aus denen immer neue Mißverständnisse hervorgehen. Ihrer Achtung kann ich mich nunmehr ohne Rückhalt erfreuen.

Gewiß werde ich das Buch, das Sie mir nennen und das ich nicht kenne, sehr gerne lesen.

Eine Kleinigkeit muß Ich Ihnen erzählen. Ein Bild von Ihnen besitze ich seit Jahren und war immer unglücklich, daß es nicht zur Geltung kommen wollte in dem einzigen Raum, der mir zum Aufhängen zur Verfügung stand. Nun sind meine Frau und ich am 1. Mai in unser eigenes Haus (dicht bei Wahnfried eingezogen und das betreffende Bild ist auf eine Staffelei in einer Art Gartenzimmer gekommen, wo es zwar nie von einem Sonnenstrahl selbst getroffen wird, den ganzen Tag über aber in einer Lichtflut steht, die durch Riesenfenster einströmt, die alle Sonne durchlassen — und nun strahlt auch das liebe Bild in seiner vollen Schönheit und erzählt uns tagtäglich von den Licht- und Farbenwonnen des Südens!

Meine Frau trägt mir viele herzliche Grüße auf, und ich schließe mich ihnen an in der festen und frohen Hoffnung, Ihnen in nicht zu ferner Zeit — sei es in München, sei es hier — persönlich zu begegnen.

Houston S. Chamberlain.

30 An J. F. Lehmann

Bayreuth, 9. August 1916.

Sehr geehrter und lieber Herr Lehmann!

Heute früh schickte ich Ihnen einiges Geschäftliche. Nachmittags ist nun endlich meine Einbürgerung vollzogen worden, und ich erfülle meine schon lange feststehende Absicht, indem ich als allererste Handlung meinen Wunsch, dem A l l d e u t s c h e n V e r b a n d anzugehören, ausspreche. Zwar bin ich schon seit einiger Zeit mit Herrn Claß in brieflicher Verbindung; doch es ist mein besonderer Wunsch, daß Sie hier meine Patenschaft übernehmen und die Sache in die Wege leiten möchten. Darum bitte ich Sie mit diesen Zeilen.

Sie werden wohl heute den Besuch der Herren K. und K. empfangen haben? Sie waren gestern bei mir. Ich war über die Jugend des einen erschrocken und fand den anderen mehr eingenommen von sich selber und seinem Schicksal, als ich es in einem Augenblick, wie dem jetzigen, gewünscht hätte. Dazu war ich gerade gestern früh am Herzen so gepeinigt, daß ich kaum sprechen konnte. Ich glaube immer, die Leute befinden sich in einer großen Illusion, welche vermeinen, die Welt vom Theater aus reformieren zu können; doch an und für sich hat gerade diese Zeitschrift [1] manches Gute gebracht — wenn auch nicht alle Mitarbeiter ganz rein zu uns gehören.

Mit den herzlichsten Grüßen verbleibe ich Ihr

ergebener

Houston S. Chamberlain.

---

[1] „Bühne und Welt“.

31 An Professor B. Harms

Bayreuth, 9. August 1916.

Hochgeehrter Herr Professor!

Daß Sie die Zeit gefunden haben, mir so freundlich zu schreiben, hat mich wirklich gerührt, und ich danke Ihnen verbindlichst dafür. Ganz besonders gefreut hat es mich, daß die Erwähnung in „Hammer oder Amboß“ einigen Nutzen gestiftet hat. Daß niemals unmittelbar viel aus so etwas erfolgt, weiß ich und habe es nicht anders erwartet, doch es kommt halt eins zum anderen, und ich bin froh und stolz, wenn ich Ihrem großen Unternehmen [1], für das ich geradezu leidenschaftliche Bewunderung empfinde, auch nur im geringsten habe dienen können. Ich wünsche, ich könnte es in einem ausgiebigeren Maße. Für die angezeigte, noch nicht eingetroffene Gabe danke ich im voraus sehr; Sie können sicher sein, daß, was aus Ihrer Feder kommt — soweit ich es zu verstehen vermag — stets bei mir lebhafte Beachtung findet. So war das neulich wieder der Fall bei Ihrer Einführung zu jenem großen Aufsatz über die englische Handelsbilanz. Sie erschien mir ebenso wichtig wie belehrend, und ich habe mehrere politische Männer darauf aufmerksam gemacht, die — wie es so geht — von diesen Zusammenhängen keine Ahnung hatten.

Daß Sie nicht überall mit mir übereinstimmen — das kann wohl nicht anders sein; doch die Aufrichtigkeit, mit welcher Sie mir das sagen, gefällt mir ganz besonders, und ich wage zu hoffen, daß auch meine Aufrichtigkeit Ihnen nicht mißfällt.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich

Ihr in Verehrung ergebener

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel, Kaiser-Wilhelm-Stiftung.

32-33 An General von Gerok

Bayreuth, 12. August 1916.

Hochverehrte Exzellenz!

Mir, sowie dem Familienkreis in Wahnfried haben Sie eine große, dankbarlichst empfundene Freude gemacht mit Ihren lieben Zeilen vom 6. 8. Wir hatten so lange nichts gehört und wußten gar nicht, wo wir Sie uns vorstellen sollten.

Bei meinen kleinen Arbeiten gibt es für mich keine größere Freude, als wenn ich aus der vordersten Front solche Worte vernehme, wie Sie sie an mich zu richten die Güte haben.

Da hat man doch wenigstens etwas getan — wenn man denen, die die ganze Last tragen, einen Augenblick Freude gemacht hat. Im übrigen lassen Sie mich Ihrem Beispiel folgen und schweigen über das viele, was wir ganz gewiß beide in ganz gleicher Weise empfinden und was besser nicht ausgesprochen wird. Im Laufe des Krieges bin ich nach und nach mit manchen Männern in Berührung gekommen — teils der Armee und Marine angehörig, teils Politiker oder sonst in der deutschen Sache betätigten Männern: dadurch bin ich in viel engere Berührung mit den Vorgängen dieser Zeit gekommen als ein bloßer Zeitungsleser und auf Erzählungen Angewiesener; zwar gibt mir diese Tatsache Veranlassung, Gott zu danken, daß ich an diesen großen Ereignissen, wenn auch nicht mittragen, so doch miterleben darf. Ihnen aber, hochverehrter, lieber Herr Gesinnungsgenosse, brauche ich nicht zu sagen, daß ein solches Wissen zugleich eine große Last ist. Unter ihr — zugleich unter den schweren Kämpfen, die meine Seele durchmachen mußte — bin ich jetzt auch physisch zusammengebrochen und muß leider meine geringe Tätigkeit vor der Hand aufgeben. Mit meiner Frau hoffe ich nächsten Mittwoch nach Bad-Gastein auf einen Monat zu reisen; die Ärzte erhoffen von dieser Kur viel. Ich glaube hauptsächlich an die siegende Kraft der Geduld.

Ein Wort in Ihrem lieben Schreiben veranlaßt mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich nunmehr auch äußerlich Deutscher geworden bin und die Einbürgerung endgültig erlangt habe.

Wie Sie, bete auch ich zu Gott um ein Wiedersehen Auge in Auge auf dem uns heiligen Festspielhügel!

Verehrungsvoll und aufrichtig ergeben

Houston S. Chamberlain.

33-34 An Josef Pembaur

Bayreuth, 15. August 1916.

Sehr geehrter und Lieber Herr Professor!

Das mir entschlüpfte „lieber“ müssen Sie sich schon gefallen lassen, denn ich habe Sie so in mein Herz geschlossen wie seit Jahren keinen Menschen. Seit dem Heimgange A. Rubinsteins glaubte ich in Beziehung auf gewisse Kunsterlebnisse für ewig verwaist zu sein: ihm war ich in früher Jugend nachgereist, soweit die knappen Mittel und die drängenden Arbeiten es irgend erlaubten, um unterzutauchen in die Wonne reinsten Genusses. Kein anderer hat mir das je wieder geschenkt — bis zu jenem Abend und zu jenem Morgen, wo Ihr Stern mir aufging! Zwar habe ich einmal am selben Klavier, wo Sie in Wahnfried spielten, und auf demselben Stuhle sitzend, wie Sie, Franz Liszt spielen g e s e h e n — leider kann ich aber nicht sagen „gehört“, denn er spielte vierhändig mit Reisenauer. Zwar ein unvergängliches einziges Schauspiel, zugleich aber ein Schmerz; es war ganz kurz vor seinem Tode. — Glauben Sie nicht, daß ich hiermit sagen will, Sie erinnerten mich an Rubinstein: Sie sind von ihm ganz verschieden, und ich habe den Eindruck, daß ich bei näherer Bekanntschaft sie noch höher werde schätzen — denn es lag in ihm etwas durchaus Exotisches, zwar nicht, nein gar nicht Jüdisches, wie manche Unwissende behaupten, aber Tatarisches oder sonst irgend etwas Unheimliches aus Zentralasien. Steht dieselbe Meisterschaft der Ausführung, die hohe Glut des Empfindens einer d e u t s ch e n Musikerseele zur Verfügung, so muß sie natürlich noch Größeres bewirken.

Leider bin ich krank und stehe außerdem im Vorabend der Abreise nach Bad Gastein, wo ich Erquickung suchen will — sonst würde ich Ihnen einen sehr langen Brief schreiben, denn Ihre Sendung hat für mich gerade das Richtige getroffen. Durch Beethoven bin ich seiner Zeit „Mensch“ geworden — oder sagen wir zum Menschtum plötzlich wie aus einem

bösen Traum erwacht. Einmal muß ich Ihnen erzählen, wie das zuging. Genug, ich lebe seit etwa 40 Jahren in den Sonaten — kann sie zwar nicht spielen, da ich in einer Umgebung aufwuchs, wo der Begriff Kunst überhaupt nicht bekannt war, und dann war es zu spät. Aber Sie selber können sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe, und ich habe Ihre Ausführungen zur D-Moll und F-Moll wiederholt verschlungen — als ob sie nur für mich geschrieben wären... Ich werde weggerufen; lassen Sie mich nur das Eine sagen: Sie haben in allem recht; ich nehme es mit jedem auf, der das Gegenteil behauptet! Mehr ein anderes Mal. Heute nur der Händedruck des innigsten Verständnisses und der sehnsuchtsvollen Hoffnung auf Wiedersehen und Wiederhören.

Houston S. Chamberlain.

34-36 An J. F. Lehmann

Bad Gastein, Kaiserhof
26. 8. 1916.

Sehr verehrter, lieber Herr Lehmann!

Mit Ihren Zeilen vom 22. d. M. (soeben eingetroffen) haben Sie mir eine sehr, s e h r große Freude gemacht. Viel und inständig habe ich Ihrer dieser tage gedacht und wollte es Ihnen sagen — doch stehe ich unter strengster Kur-Klausur, da mein Herz- und Nervenzustand dies erfordert; dies ist meine erste Sünde.

Ich k a n n es einfach nicht unterlassen, Ihnen kurz meine Auffassung mitzuteilen. Ich würde es für sehr unweise halten, sich den deutschen Arbeiterstand bei solch einem Unternehmen zum Feind zu machen. Es hieße gegen den Rat des „Klugseins" verstoßen, den der Heiligste uns so eindringlich empfahl. (Es gibt verrückte, es gibt auch böse, verbrecherische Menschen unter den Soz.-Führern, namentlich geschworene Feinde des Deutschtums. Doch herrscht hier, wie überhaupt in der deutschen Politik, das Mißverständnis — und d i e s e s aufzuhellen ist die vorliegende Aufgabe, aus der alles übrige sich von selbst ergeben wird.

In Wirklichkeit ist das politische Parteiwesen überhaupt gänzlich undeutsch; es entspricht keiner Wirklichkeit, sondern entsprießt aus Wahngedanken. Selbst England — bedenken Sie das — hat bis vor ganz kurzem das politische Parteileben im heutigen Sinne n i c h t gekannt — sondern lediglich ein Hin und Her zweier Interessengruppen, die im Grunde dasselbe wollten. Sobald das Parteiwesen auch dort aufkam, war es mit dem „Parlament" zu Ende. — Ein vernünftiges Staatsgebilde verträgt nur S t ä n d e v e r t r e t u n g e n, und dahin steuert offenbar Deutschland unbewußt hin. Die Kraft des Sozialismus liegt gerade darin begründet, daß er einen Stand vertritt — also wirkliche Lebensinteressen, nicht politische Lehren. Der Wahn, daß er die anderen Stände verzehren könne und werde, wird in dem Augenblick schwinden, wo diese ebenfalls organisiert auftreten. Man sieht dies schon innerhalb der Industrie und Landwirtschaft beginnen. I n t e r e s s e n g r u p p e n werden sich verständigen, (wie sie schon jetzt innerhalb Gemeindeverwaltungen tun), denn die Vertretung von Interessen macht klug, öffnet die Augen für andere Interessen, wogegen die P a r t e i eine Lehre, ein Dogma begründet hat und darum nie nachgeben kann, ohne sich selber untreu zu werden. Im einen Falle haben wir ewigen, nie beizulegenden Kampf und Haß, im anderen ein Nachgeben und gegenseitiges Fördern auf allen Seiten, weil fünf Interessengruppen zwar nicht alle auf dem eigenen Kopf bestehen können, wohl aber sich alle fünf durch Ineinanderfügen gegenseitig begünstigen, was bei Parteien nie der Fall, weil jede alles will und alles wollen muß. Von meinen Interessen etwas zu opfern, ehrt mich, von meiner Überzeugung etwas zu opfern, entehrt mich. So ist jedes politische Kompromiß eine Unredlichkeit, jedes

Interessenkompromiß eine weise und edle Tat.

Ich meine, unser Ziel muß sein: „Hinaus mit der undeutschen Politik“. Nicht aber dürfen wir uns einer oder der anderen Partei verpflichten, sei es zu Liebe, sei es zu Haß.

Ich weiß wohl, es ist schwer durchzuführen, denn wir befinden uns im Übergangschaos, und zunächst wird jeder Schritt parteipolitisch beurteilt: gerade diese Schwierigkeit gilt es zu überwinden. Die Zukunft zu gestalten, erfordert besondere Männer, die zwar in der Gegenwart stehen, aber doch nicht in ihr befangen bleiben. Die Frage „Sozialismus und Antisozialismus“ wäre für mein Gefühl viel zu eng.

[...]

Verzeihen Sie: ich habe mit Mühe den Stift geführt und nur andeuten können. Es ließ mir keine Ruhe.

Herzlichst grüßt Ihr sehr ergebener

Houston Stewart Chamberlain.

36-38 An J. F. Lehmann

Bad Gastein, Kaiserhof.
7. Sept. 1916.

Hochgeehrter Herr Lehmann!

Haben Sie besten Dank für Ihren inhaltreichen Brief vom 2. d. M. Leider ist es mir noch immer nicht möglich, Ihnen so zu schreiben wie ich möchte. Die Kur und was dazu gehört, nimmt alle Zeit in Anspruch, und der leidige Herzzustand, obwohl soweit gebessert, daß ich gut schlafe, verbietet noch immer jede die Leidenschaft erregende eingehende Beschäftigung.

Lassen Sie mich also nur kurz sagen, daß Ihre orientierenden Ausführungen über die Ansichten der beiden Herren mir sehr wertvoll waren. Ich selber hatte Ihnen nur ein kleines Bruchstück von dem gesagt, was ich auf dem Herzen hatte. So z. B. denke ich mir die erwähnte Ständegliederung durchaus nicht als eine gesetzlich einzuführende Neuerung, sondern als eine aus der Initiative energischer Männer hervorgehende T a t s a c h e. Vor kurzem schrieb mir ein bedeutender Mann — den ich heute nicht nennen will —, das Einzige, was er an meinen Arbeiten nicht leiden könne, sei die Polemik gegen die Parlamente, es ginge doch nicht an, „die Welt zurückschrauben zu wollen“. Wollte ich das, so wäre ich ein Schwärmer — was ich nicht bin; vielmehr möchte ich nur dazu beitragen, die Weltuhr vorzurücken — etwa wie es mit der neuen Sommerzeit so segensreich gelungen ist. Erkennt man, daß der Reichstag in seiner jetzigen Verfassung ein geradezu furchtbares, rettungsloses Übel ist — ein Zeit- und Kräfteverlust ohnegleichen, ein Vernichter jedes organischen Aufbauens — so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß hieran etwas geändert werden muß, und daß es eine bloße Redensart ist, wenn man von „Zurückschrauben“ redet und die Sache dadurch so hinstellt, als wären die gegenwärtigen Verhältnisse Felsen, an denen weder gerüttelt werden kann noch darf. Menschliche Institutionen sind menschliche Werke. Der Wille, sie zweckmäßig zu gestalten, ist die Grundbedingung aller praktischen Tätigkeit. Nun wäre es gewiß naiv, wenn man erwarten wollte, der heutige Reichstag würde sich jemals aus eigener Einsicht umgestalten. Folglich bleibt nur der eine Weg, daß er nämlich von außen aus umgestaltet wird: Kein Staatsstreich, keine Verfassungsänderung, die nur auf dem Wege unheilvoller Kompromisse zu erreichen sein würde, sondern einfach eine Umwandlung durch neue Richtung des Willens in immer weiter werdenden Kreisen der Bevölkerung.

Sie verstehen jetzt vielleicht besser — weil ich mich deutlicher ausgedrückt habe, — was ich unter der neuen Ständegliederung mir denke: eine Vernichtung der heutigen P a r t e i

e n, ein gründliches Hinauswerfen aller berufsmäßigen Parlamentarier und Nurpolitiker, eine Erlösung aus hohlen Doktrinen, eine Vertretung durch Männer, die wirkliche Interessen — also Wahrheiten — verkörpern, kennen und zum berechtigten Ausdruck bringen. Das wäre immerhin ein Schritt auf dem Wege zu einem weniger absurden Zustand als der heutige es ist, und ich bin überzeugt, daß nur der erste Schritt schwer zu tun sein wird, die folgenden aber dann sehr schnell eine Umwandlung bewirken, von der wir uns heute kaum eine Vorstellung machen können.

Wenn Sie meinen früheren Brief durchschlagen lassen, werde auch ich um eine Abschrift bitten, da ich keine besitze. — Auf unserem Rückwege halten wir uns kurz und s t r e n g i n k o g n i t o in München auf und werden Sie bitten, uns in aller Stille die Freude Ihres Besuches zu gönnen. Ich bedarf leider noch großer Schonung.

Treu und herzlich

Ihr

Houston S. Chamberlain.

38-39 An *Dr.* Hartmeyer

Bayreuth, 26. September 1916.

Sehr verehrter Herr Hartmeyer!

Ihre lieben Zeilen vom 23. 8. gelangten sehr spät in meine Hände, weil ich, um nicht gar zu viele Briefe zu verlieren, nichts nach Österreich nachschicken ließ, wo ich jetzt eine einmonatige Kur in Bad Gastein genoß, und von wo ich jetzt gestärkt, wenn auch nicht geheilt, zurückgekehrt bin. Haben Sie nachträglich tausend Dank, ganz besonders auch für den entzückenden kleinen Aufsatz. Ich will Ihnen offen gestehen, daß sich stets etwas wie eine Trauerwolke auf mein Gemüt niedersenkt, wenn ich mich zu hoch eingeschätzt sehe; es ist, als würde von einem so viel mehr gefordert, als man jemals zu leisten hoffen kann; doch solche Empfindungen schüttle ich schnell ab — schließlich tut jeder, was er kann, und Gott fügt es zu einem Ganzen; und da bleibt dann nur die Dankbarkeit für so viel Güte und Wärme, — wozu in Ihrem Falle die sehr dankbare Anerkennung einer so selten zarten Diskretion kommt.

In Gastein sah ich unseren gemeinsamen Freund Leopold von Schröder ziemlich viel, da er hauptsächlich unseretwegen zehn Tage dort verbrachte. Sein prächtiges gesinnungstüchtiges Wesen hat mir wieder besondere Verehrung eingeflößt. Auch haben wir sehr viel Interessantes durch ihn erfahren. Ein anderer interessanter Besuch war der des Kammerherrn von Riepenhausen — Ihnen gewiß als früheres langjähriges Reichstagsmitglied, Gutsnachbar Bismarcks in Varzin usw. bekannt. Er bewegt sich in Kreisen, die ihm vieles zu wissen erlauben, und sein Herz war sehr vollbepackt; nur um es in das meinige auszuschütten, war er nach Gastein auf einen Tag heraufgefahren — freilich für mich ein sehr kurwidriges Beginnen. Auf dem Rückweg hatte ich auch in München interessante Begegnungen mit wohlinformierten Männern. Ich denke mir, Ihnen muß das alles sehr schmerzlich fehlen da draußen. Ich hoffe, Ihre Herzbeschwerden haben wieder nachgelassen?

In der Hoffnung, Ihnen bald und mit mehr Muße wieder zu begegnen, verbleibe ich, sehr verehrter Herr Doktor,

Ihr sehr ergebener

Houston S. Chamberlain.

39-44 An Frl. Sidonie Peter

Bayreuth, 10.—12. Oktober 1916.

Hochverehrte Freundin!

Ihr Brief vom 18. 8. ist spät in meine Hände gelangt, und die Fülle des zu Erledigenden war so groß, daß wir zu dritt die Sache in die Hand nehmen mußten.

Lassen Sie mich zunächst Ihnen von Herzen danken und wiederholt versichern, daß gerade Ihre Briefe mir stets eine Quelle der angenehmsten Unterhaltung sind und daß ich stets Zeit habe, sie zu lesen und wieder zu lesen — denn die nehme ich mir ganz einfach. Dazu kommt, daß ich jetzt unter einem sehr strengen Verbot lebe und keine eigentliche Arbeit unternehmen darf, — ja, aufrichtig gesagt auch einsehen muß, daß ich dazu unfähig bin. Einen kleinen Aufsatz hatte ich noch zu Papier bringen wollen „Der Wille zum Sieg“, mußte es aber unterlassen, da die Nächte vollkommen schlaflos wurden.

Ihre erste gütige Frage kann ich dahin beantworten, daß Gastein mir wirklich große Dienste schon geleistet hat, mehr wird als später eintreffend prophezeit und noch mehr sollen künftige dortige Kuren leisten. Die Luft war unbeschreiblich herrlich, und die Bäder, die ich bis zu 20 Minuten ausdehnen durfte, bekamen mir vortrefflich. Dort erlangte ich sofort wieder die verlorene Nachtruhe, und es entwichen fast ebenso plötzlich die quälenden Rückenschmerzen — die einem wirklich das Leben fast unerträglich machen. Dagegen wird der Arm immer schlimmer, und es hat sich ein Fuß dazugesellt, der auch eine Schmerzensschule bedeutet, dazu der nicht weichende Herzdruck. Kurz ich bin, was die Physis anbelangt, ein ganz gehöriger „Kriegskrüppel“, und ich muß mich wohl oder übel dareinfinden, den Aufregungen — so viel diese Zeiten es nur erlauben — aus dem Wege zu gehen. Doch wie Sie wissen, ist Pessimismus nicht meine Sache, und als Ergebnis einer langen Konferenz mit meinem Verleger in München hat dieser mir einen „Parlograph“ geschenkt, der mich der Mühe des Schreibens völlig enthebt, und mit dessen Hilfe ich schon darangegangen bin, weitere Lebenserinnerungen zu gestalten. Wir sind übereingekommen, dies nicht in der Form einer lückenlos zusammenhängenden Erzählung zu tun, dagegen spricht nicht nur meine Abneigung gegen eine solche ermüdende Aufgabe, sondern auch die Tatsache, daß ich vieles Beste gar nicht erzählen könnte — sondern wir denken an einzelne Bilder, die für eine ganze Zeit oder eine ganze Geistesrichtung charakteristisch und symbolisch gelten können — etwa nach Art des im Brief an Kuntze [1] schon andeutungsweise Geleisteten. Und zwar denke ich daran, das Ganze aus einer Reihe von Briefen bestehen zu lassen, da hieraus einerseits für mich große Freiheit in der Auswahl entsteht und anderseits eine gewisse Vielseitigkeit der Behandlung, die aus der Vorstellung verschiedener Individualitäten, an welche die Briefe gerichtet sind, sich ergibt. Ich weiß nicht, ob nicht der eine Brief vielleicht die Überschrift tragen wird: „An Fräulein Sidonie Peter“! Außerdem begegnete ich nun in Gastein meinem alten Freunde Leopold von Schröder, dem Wiener Indologen, und fand ihn voll des Wunsches, eine Art kleine schematische Lebensübersicht zu entwerfen; [2] zwar konnte ich ihm oder vielmehr durfte ich ihm die Stunde zu seinen vielen Fragen nicht gewähren, und jetzt, wo er von dem anderen Vorhaben gehört hat, will er seine Absicht auf später vertagen — doch ist es mir immerhin eine Beruhigung, daß sich einer dazu bereitfindet und ich es also nicht zu tun brauche.

Was Sie über Alexander Herzens Lebenserinnerungen sagen, stimmt ganz genau mit meinen Eindrücken überein. Denken Sie nur, — wir haben — meine Frau und ich — gerade die *Confessions* von J. J. Rousseau gelesen, die sie nicht kannte; bei mir waren Jahre seit der letzten Lektüre verstrichen; und ich muß sagen, mein früherer Eindruck kehrte verstärkt wieder, daß dieser Mann — rein als Beherrscher des Sprachausdruckes und seiner Verwendung betrachtet — vielleicht der größte Schriftgewaltige aller Zeiten ist

— bei welchem Urteil ich natürlich von einer Erscheinung wie Goethes insofern absehe, als der mit der Sprache über die Sprache hinauslangt. Ich gebe freilich zu, daß das mit Unterbrechungen geschriebene Werk große Ungleichheiten aufweist, und daß namentlich derjenige Fehler, gegen den Sterne fahndet, nicht selten begegnen wird: daß nämlich gewisse Episoden dermaßen hinreißend sind, daß die folgenden auf alle Fälle matt und blaß erscheinen müssen. Immerhin aber ist und bleibt dieses Buch ein Meisterwerk unter Meisterwerken.

Auf Ihre Frage nach meinem Jugendaufsatz erwidere ich Ihnen, daß ich ihn sicher irgendwo unter meinen Papieren besitze, doch frage ich mich jetzt, ob er nicht vielleicht den *Contrat Social* betraf; denn ich habe unter noch älteren Papieren von mir ausführliche Auszüge und Notizen über die *Inégalité* gefunden (französisch), und ich glaube kaum, daß ich diese Schrift zweimal behandelt haben werde.

Denken Sie mal, was meine Frau und ich jetzt abends zusammen lesen: die *Nouvelle Heloïse!* Ich habe in früheren Jahren nie die Geduld und vielleicht auch nicht die Muße besessen, dieses Buch zu lesen; jetzt aber tue ich es mit staunender Bewunderung. Heute früh las ich meiner Schwiegermutter den 23. Brief des 1. Teiles vor, die Schilderungen der Reise in den Walliser Alpen — und immer wieder unterbrach sie mich, hingerissen von der Schönheit der Sprache und der Kraft der Eindrücke. So unbedingt einfach und so vollendet angemessen hat wohl noch nie ein Mensch geschrieben, und es fällt nur darum den meisten nicht auf, weil eben die Vollendung erreicht ist.

Die Memoiren der Contesse de Boigne kenne ich nicht. Glauben Sie, daß es was für mich ist?

Ihr Urteil über Treitschke hat mich ein klein wenig — aber nicht gar zu sehr — erstaunt; die Aufsätze, auf die Sie anzuspielen scheinen, sind mir augenblicklich nicht gegenwärtig. Mir ist‘s aber mit ihm in letzter Zeit umgekehrt gegangen: ich habe nämlich sein Werk „Die Politik“ zum erstenmal nicht bloß durchgerast und ausgebeutet, sondern wirklich gelesen; wie Sie wissen, ist es kein von ihm verfaßtes Werk, sondern ein sehr gut redigierter Bericht nach stenographischen Aufnahmen von Vorlesungen, und da hat man den ganzen lebendigen, prachtvollen Menschen mit seiner Leidenschaft, mit seinen Übertreibungen, mit seiner Liebe und seinem Haß, wie er lebte und webte, vor sich — und dieses Buch gefällt mir eigentlich besser als alle anderen aus seiner Feder. An seinen Aufsätzen hatte ich auch damals, wie Sie jetzt, eine dschungelhafte Unübersichtlichkeit zu beklagen, auch eine professorale Umständlichkeit… Das alles ist in dem Werke über Politik wie fortgezaubert.

Die Worte „professoral“ und „Politik“ rufen mir Ihren Freund Richard Schmidt ins Gedächtnis, über dessen „Allgemeine Staatslehre“ wir hier sprachen, und von der ich Ihnen sagte, wie sehr ich den ersten Band schätzte. Sobald er dann das Geschichtliche in Angriff nimmt, sinkt er für mein Gefühl nicht unmerklich herab. Es ist ja auch viel verlangt, daß ein Mann alles beherrschen soll. Und in der Tat, wer einige Kenntnisse besitzt, merkt bald, daß der Gelehrte — da er jetzt sich auf einem Zwischengebiet bewegt — sich in Wirklichkeit auf ganz wenige Führer verläßt, denen er blind folgt; ich war bisweilen erstaunt, was alles er nicht weiß und nicht beachtet. Es kommen da ganz merkwürdige Schnitzer vor. Nicht etwa, daß ich ihm sein wegwerfendes Urteil über die „Grundlagen“ im geringsten übel nehme; ich hätte es auch sehr gut verstanden, wenn er mich ebenso ignoriert hätte, wie er hundert verdiente Fachhistoriker mit Stillschweigen übergeht. Was aber immer wieder mich bei diesem Gelehrten stutzig macht, ist die leichtsinnige Ungenauigkeit, aus der hervorgeht, daß sie die Dinge, von denen sie sprechen und die sie aburteilen, gar nicht kennen, so daß ich mich auch hier fragen muß: Wie ist es eigentlich zugegangen? Hat der Mann wirklich einmal die „Grundlagen“ in der Hand gehabt? Und auf wie viele Minuten? Oder hat er nur einen Bericht darüber gelesen oder gehört und das Weitere durch seine Phantasie ergänzt? Hören Sie nur das eine: — er behauptet, mein Buch strotze von „Fanfarenstößen für Richard Wagner“!!! Die „Grundlagen“ und Richard Wagner! Ein einziger Blick auf das Register überzeugt, daß der Name nicht einmal zehnmal im ganzen über 1000 Seiten zählenden Werk genannt wird; ja nicht einmal so viel, denn im Register ist auf Stellen auch hingewiesen, wo der Name gar nicht vorkommt, sondern in

irgendeinem weiteren Sinne Wagner auch mit inbegriffen sein könnte; und auch wo der Name wirklich vorkommt, geschieht das zum Teil bloß in Anmerkungen, wo auf irgendein politisches oder historisches Wort des Bayreuther Meisters verwiesen wird. Ich wäre Ihnen wirklich sehr dankbar, wenn Sie mir eine einzige Stelle nachweisen könnten, die selbst bei einem voreingenommenen Menschen diesen Eindruck zu erwecken geeignet wäre; mir ist keine erinnerlich. Und noch ein Beispiel von dem unglaublichen Leichtsinn solcher von ihrer Gottähnlichkeit trunkenen Fachgelehrten: auf Seite 87 des 2. Bandes kommt er wieder auf mich zurück, um zu behaupten, ich klammere mich an an Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte“, welche gar nicht existierte, ich meine, nicht veröffentlicht war zur Zeit, da ich die „Grundlagen“ schrieb. Solche Dinge sind mir schon oft vorgekommen: es ist aber ein krasser Fall, wenn nicht ein bloßer Zeitungsschreiber, sondern ein angesehener Fachmann sich so benimmt. — Für die „Grundlagen“ selbst kann es ja gleichgültig sein: mit ihren Eigenschaften und mit ihren Fehlern werden sie bleiben, was sie sind, und sie sind „etwas“ — mehr halte auch ich nicht davon.

Auf Krieg und Politik gehe ich grundsätzlich nicht ein, sondern beuge mich dem ärztlichen Gebot. Nur so viel will ich sagen, daß ich wieder hervorragenden Männern und eingeweihten Persönlichkeiten begegnet bin, die alle sehr gütig gegen mich waren und mir vieles Interessantes erzählten. Neulich war ein Freund hier, von dem ich Ihnen, glaube ich, erzählte, und der seit Jahr und Tag bei Hindenburg war und täglich zweimal mit ihm speiste — bis zu dessen Ernennung zum Generalstabschef, und er brachte herrliche Anekdoten, zugleich sehr traurige, über die ich aber nicht schriftlich berichten kann, leider.

In „Ideal und Macht“ hat nachträglich das Berliner Auswärtige Amt von der Münchner Zensur Striche verlangt! Zum Glück ist man in München viel freier als in Berlin, und so darf unsere zweite Auflage noch ohne Kürzungen weiter verkauft werden.

Wie Sie sehen, ich habe in der Länge mit Ihnen gewetteifert. Nehmen Sie dies als einen Beweis für die große Freude, die mir Ihre Briefe machen.

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Chamberlain und sein deutscher Lehrer. Brief an Prof. Dr. Otto Kuntze. Deutsche Bücher, 1916, München.

[2] Der 1918 erschienene Lebensabriß H. S. C.s von L. v. Schroeder (J. F. Lehmanns Verlag, München).

44-46 An von Tippelskirch

Bayreuth, 31. Oktober 1916.

Euer Exzellenz

ergreifenden Brief vom 25. d. M. mit Worten zu beantworten und entsprechend dafür zu danken, fällt mir sehr schwer; ein Blick und ein Händedruck wären angemessen. Steht mir nicht einmal die Feder zur Verfügung, denn ich bin krank und kann sie nicht führen; diese Worte muß ich in einen Parlographen hineinsprechen — ein Instrument, das mir zwar im Augenblick sehr zu statten kommt, das aber eine Geistesgegenwart erfordert, die nicht so schnell zu erringen ist. Ihre Worte haben mich ergriffen und erhoben. Daß die Wehmut des herben Verlustes Ihnen die Zunge gelöst hat, um mir die große Freude zu machen, daß ich von der dauernden Wirkung meiner Werke in Ihrem edlen Familienkreise erfahre: das empfinde ich zugleich als eine merkwürdige, schöne und wehmütige Fügung. Man fühlt sich über die Zeitlichkeit und über die ach! so schmerzlich engen Schranken des armen Ich hinausgehoben. Von Herzen danke ich Ihnen.

Die Karte Ihres verewigten Heldensohnes an mich hat meine Frau nun herausgesucht;

ich lege sie hier bei als den beredtesten Dankesausdruck, der in meiner Macht steht.

Aus Ihren Bemerkungen über Luther glaube ich zu entnehmen, daß Sie mein kleines Sammelbuch „Deutsches Wesen“ kennen, in welchem der einzige ausführliche Aufsatz enthalten ist, den ich je über den großen Reformator geschrieben habe. Wenn nicht, würde ich um die Erlaubnis bitten, Ihnen ein Exemplar dedizieren zu dürfen.

Die Angriffe auf mich, die Sie erwähnen, habe ich zum größten Teil überhaupt gar nicht kennengelernt und pflege diesen Erscheinungen keine besondere Beachtung zu schenken. Ich meine, Liebe und Haß verhalten sich etwa wie Tag und Nacht; wer das eine zu verdienen hofft, muß das andere mit in Kauf nehmen. Seit mehr als zwanzig Jahren schaffe ich in weltabgeschiedener Stille; dieses Schaffen ist mein Glück; was es für andere wert sein mag, vermag ich gar nicht zu beurteilen und bin dann sehr glücklich, wenn ich solche Dinge erfahre, wie Ihr lieber Brief mir berichtet. Ich selbst lese in meinen Büchern wie ein Fremder; denn der Alltagsmensch und der Mensch, der in glücklicher Stunde schreibt, sind zwei sehr verschiedene Wesen.

Noch einmal, hochverehrter Herr, nehmen Sie meinen warmen Dank; grüßen Sie, bitte, Ihre verehrten Familienmitglieder; bewahren Sie mir Ihr ferneres Interesse und lassen Sie mich hoffen, daß mir eines Tages das Glück wird, Ihnen die Hand zu drücken und in die Augen zu blicken.

In größter Verehrung

treu ergeben

Houston S. Chamberlain.

46-48 An Fr. von Wiesner

Bayreuth, 3. November 1916.

Hochverehrter Herr Sektionsrat!

Mit dem lieben Brief vom 28. Oktober, den Sie Ihren gewiß amtlich überfüllten Stunden abgerungen haben, haben Sie einem Kranken eine wahre Wohltat erwiesen. Der Heimgang Ihres hochverehrten, von mir aufrichtig geliebten und leidenschaftlich bewunderten Vaters [1] kam mir in diesem Augenblick doch unerwartet und hat mich tief erschüttert. Die übergroße Empfindlichkeit der Seele bildet einen Teil meines augenblicklichen Leidens; und so habe ich denn den geradezu unersetzlichen Verlust im Herzen noch ergreifender gefühlt, als es ohnehin der Fall gewesen wäre — dazu die unfreiwillige Muße gehabt, viel darüber nachzudenken. Unendlich leid tat es mir auch, der telegraphischen Bitte der österreichischen „Rundschau“, eine eingehendere Würdigung des Verewigten jetzt sofort zu verfassen, nicht entsprechen zu können. Es hat mir aber Schweninger jede derartige Arbeit auf das strengste verboten. Ich hoffe aber eine künftige Gelegenheit ergreifen zu können, um wenigstens einiges auf meine Weise zu sagen. Nicht minder ergriff mich dann das Eintreffen des Buches „Erschaffung, Entstehung, Entwicklung“ mit der eigenhändigen Widmung des Verfassers. Ich habe darüber Tränen geweint, teils der Freude über die Vollendung dieses Werkes, teils der Rührung darüber, daß es nicht mehr möglich sein soll, mit dem Autor darüber Gedanken auszutauschen. Ihr Brief, der mir gleichsam die unmittelbare Berührung mit den Ereignissen der letzten Monate verschaffte, hat beruhigend gewirkt: das Bild der standhaft ertragenen Schmerzen, der treuesten Pflichterfüllung bis zur letzten Stunde bietet die edle Vollendung des Bildes, das ich im Herzen schon trug.

Welch merkwürdige Fügung, daß jene Erinnerungen an mich zu den letzten Arbeiten gehörten. Ich fürchte, daß ich damals, an jeder Äußerung physisch sehr verhindert, dem

edlen Freunde nur sehr ungenügend hierfür gedankt haben mag. Inzwischen hat mir ja Gastein eine wesentliche Erleichterung gebracht, namentlich indem es mir den Schlaf wiedergab. Aber ich bin noch ein rechter Patient, an mehreren Gliedern halb gelähmt und zu jeder anhaltenden Arbeit vollkommen unfähig. Zwar werden mir Nachwirkungen der Gasteiner Kur versprochen und namentlich Wirkungen von wiederholtem Kurgebrauch; und ich selber bin nicht ohne Hoffnung, da es zutrifft, daß ich in meinem Leben alle 15 Jahre eine nervöse Affektion hatte, wie z. B. vor 30 Jahren eine mehrjährig anhaltende, sehr starke; wenn also die Lebenskräfte bei meinem hohen Alter noch ausreichen, so darf ich vielleicht hoffen, auch diesmal das durch den Krieg und die großen Seelenerschütterungen gesteigerte Leiden doch noch zu überwinden. Vorderhand, und um nicht ganz zu verkümmern, bin ich beschäftigt, einige Erinnerungen in freier Briefform aufzusetzen, und der eine Brief soll heißen: „Julius Wiesner und die Naturwissenschaft".

An Ihre hochverehrte Frau Mutter habe ich keinen Brief gerichtet — ich hatte den Mut nicht dazu und fürchtete auch die eigene Ergriffenheit. Ich darf Sie aber bitten, ihr den Ausdruck meiner Ehrerbietung und meines treuen, innigen Mitgefühls zu übermitteln.

Von dem neuen und letzten Buche erwarte ich — nach den mir bekannten Einzelheiten — sehr vieles; es müßte eigentlich epochemachend wirken. Ich selber werde leider wohl nicht so bald an das wirklich gründliche Studium des Buches gehen können, das ich jetzt durchblättere voll Sehnsucht, mir den ganzen Gedankengang anzueignen.

Mit nochmaligem Herzensdank, mit den besten Empfehlungen von meiner Frau, und mit wärmsten Grüßen an Sie und an Ihren Herrn Bruder verbleibe ich — mit der aufrichtigen Bitte, mir einen Teil der Freundschaft Ihres Vaters zu widmen,

Ihr in Verehrung ergebener

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Des großen Pflanzenphysiologen Julius Wiesner, dem die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" gewidmet sind.

48-50 An Fräulein Sidonie Peter

Bayreuth, 18. Februar 1918.

Hochverehrte Freundin,

Ihren Brief vom 16. erhalte ich soeben und danke Ihnen noch einmal aus ganzem Herzen, nicht allein dafür, daß Sie sich dieser wichtigen Arbeit [1] unterziehen, sondern namentlich auch dafür, daß ich mich in Ihren Händen so zuverlässig s i c h e r wissen Darf. Daß Sie die Aufgabe vollkommen lösen werden, weiß ich im voraus, und ich bitte Sie, aus dem Bewußtsein dieses meines unbedingten Vertrauens den Mut dazu zu Schöpfen.

Auf Ihre Frage antworte ich mit der von Ihnen gewünschten und mir gebotenen Kürze:

Ich will nicht, daß in dem ganzen Buche ein einziges Wort ohne mein Wissen und Zustimmen geändert wird.

Die Frage nach „entbehrlichen Fremdwörtern" ist eine sehr verwickelte und könnte zwischen uns nur mündlich verhandelt werden. Teilweise — wie Sie wissen — gehe ich ganz und gar mit Ihnen und bin schon lange eifriges Mitglied des Deutschen Sprachvereins; dennoch herrscht zwischen uns keine volle Übereinstimmung, und zwar weder in bezug auf den Grundsatz noch in bezug auf die Ausführung. Gar viele Fremdwörter halte ich für durchaus unentbehrlich, soll die Sprache nicht an Ausdrucksfähigkeit und an Genauigkeit beträchtliche Einbuße leiden; soll aber „verdeutscht" werden, so wird es in den meisten Fällen (ich meine bei einem so sorgfältig

und überlegt Schreibenden wie ich es bin) mit dem Verdeutschen eines einzelnen Wortes nicht getan sein, vielmehr muß der Satzteil umgedacht werden. Das habe ich bei Ihren Vorschlägen zum Kant vielfach erfahren und bin — wo ich einverstanden mit der Entfernung des Fremdwortes war — viel weiter als Sie gegangen. Bei jedem solchen Wort muß man peinlich die Tragweite einerseits in bezug auf den genauen Sinn, anderseits auf den Stil des Satzes in Erwägung ziehen. Sie kennen sicher Goethes Ausspruch: „Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe usw.", und er warnt im Verfolg vor der Ersetzung „eines bedeutenden Wortes durch ein kümmerliches Surrogat".

Nehmen wir als Beispiel zur Verständigung die zwei von Ihnen genannten Wörter, der ersten Seite des Vorworts entnommen. Beide sind gewiß nicht „bedeutend", ebensowenig aber entbehren sie einer verfechtbaren stilistischen Absicht. „Uncontrollierbare Gespräche" besagt mit zwei Worten genau, was gesagt werden soll; der Satz nach Ihrem Vorschlag würde folgende Anhäufung bedingen: Gesprächen, deren Wortlaut sich nicht nachprüfen läßt, überliefert sind; so schreibe ich nicht und würde also im Notfall einen ganz anderen Satz dafür setzen. Mit dem Wort „Relationen" verhält es sich folgendermaßen: dieses Wort war zu Goethes Zeiten gebräuchlich und wird von ihm und von den besten seiner Zeitgenossen — ich nenne nur Schiller — vielfach gebraucht, und zwar für die Bezeichnung einer bestimmten Art von Berichten; „Bericht" ist allumfassend, „Relation" weist einen Schatten von Geringschätzung auf, der auf eine gewisse Flüchtigkeit hindeutet. Diese feine Bedeutungsschattierung läßt sich mit Hilfe von Littrés großem Wörterbuch auch im Französischen verfolgen, bleibt aber dort weniger bestimmt als in Goethes deutscher Verwendung.

Bei meinem Vorwort hat mir das alles bewußt oder unbewußt vorgeschwebt, und es würde mich nicht wundern, wenn das Urmanuskript eine Verbesserung aus „Bericht" in „Relation" trüge. Kommen Sie einmal hierher, ich werde mir erlauben, Ihnen Manuskriptseiten vorzulegen, aus denen Sie die Überzeugung schöpfen werden, daß ich alles eher denn leichtsinnig schreibe.

Dies alles zur Aufklärung vorausgesetzt, melde ich, daß ich mit Freude und Dankbarkeit einen jeden Ihrer Vorschläge zu Verdeutschungen prüfen und auf meine Weise erledigen werde. Die einfachste Methode wäre, daß Sie am Rande der betreffenden Zeile einen ganz kleinen Strich mit roter Kreide machten, Sie können sich darauf verlassen, daß ich sofort verstehe, worauf Sie zielen.

Nehmen Sie fürlieb mit diesen eiligen Zeilen und bleiben versichert der herzlichsten Dankbarkeit und Verehrung

Ihres treu ergebenen

Houston Stewart Chamberlain.

---

[1] Vgl. Vorwort zur II. Auflage des „Goethe".

50-53 An Gerhart Hauptmann

Bayreuth, 16. März 1918.

Hochverehrter Herr und Freund,

Von einem geheimnisvollen Nerven- und Muskelleiden befallen, bin ich aus der Reihe der Lebendigselbsttätigen geschieden und ganz auf den Beistand liebender Seelen angewiesen; hieran fehlt es mir zwar nicht, doch so pedantisch pünktlich wie früher wickeln sich die Dinge nicht ab, namentlich da der Krieg mir eine Unzahl neuer Verbindungen und

Ansprüche zugeführt hat. So blieb denn auch die Januarnummer der „Neuen deutschen Rundschau“ unbeachtet und unerkannt auf dem Broschürentisch liegen, bis vor wenigen Tagen mein Auge vom Diwan aus zufällig darüberstreifte und eine Erzählung [1] von Ihnen angezeigt fand. Und als meine Frau dann kam und das Heft öffnete, entdeckte sie Ihre liebe Inschrift, die mich so herzlich erfreute, wie nur ein Kranker so etwas empfindet.

Und nun haben wir gelesen und stehen unter einem sehr großen Eindruck! Die deutsche Literatur ist um ein wahrhaft schönes Gebilde reicher. Ich meinerseits meine, Sie haben uns niemals Schöneres geschenkt. Es ist lauter Poesie und lautere Poesie; nichts bewundere ich mehr daran, als die meisterliche Art, mit der Sie den gleich anfangs angeschlagenen hohen Ton — vielleicht sage ich besser hohe Tonart — festhalten, so daß kein Sinken stattfindet, selbst nicht auf eine Minute in irgendeinem Nebensatz. Die Sprache hat mich durch ihre Reinheit, Mannigfaltigkeit und Einfachheit entzückt; ich weiß es wohl, dies ist von allem das Schwerste und nur durch die höchste Kunst eines Meisters zu erreichen! Von der grassierenden Unart unserer modernen Literaten, durch seltsame Wortgebilde und undeutsche Satzfügungen sich einen eigenen Stil zu erkünsteln, ist bei Ihnen keine Spur; wohl reden Sie Ihre eigene Sprache, doch wächst diese in und aus dem Bereich der wahren Meister der deutschen Zunge. Auffallend und beglückend ist es zu erleben, wie auf diesem Wege immer Neues, dem Gegenstand Angemessenes zu erfinden bleibt. Nur ein Beispiel statt Dutzender: „Herbe Lieblichkeit“ ist ebenso entzückend wie verständlich und präzis bezeichnend; Goethe hätte seine Freude daran gehabt. —

Hinaufsteigend zu den Bildern, so stehe ich ganz im Banne ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer eindringlichen Kraft. Einzig z. B. ist der erste Aufstieg zur Agata-Kapelle mit der begleitenden Theorie [2] der heiligen Frauen, hinter denen der dionysische Tanz seine Feier hält! Überhaupt ist es Ihnen gelungen, den ganzen Vorgang in Franzescos Seele vollkommen in die Sichtbarkeit hinauszuprojizieren; nicht ein Tüttelchen bleibt Begriff und Wort; jeder Gedanke wird erschaut; dadurch gerade entsteht der Eindruck des schlackenlos Poetischen. Deswegen bin ich auch der Meinung — die vielleicht nicht jeder teilt —, daß Sie recht daran getan haben, bei der Liebesnacht die Zügel nicht aus der Hand zu geben. Zwar war es ein gefährliches Wagestück; unendlich schwer war es, hier zwischen den zwei Klippen der Verrohung und der Ernüchterung sicher hindurchzusteuern; auch dies ist Ihnen gelungen und hat Ihnen als Belohnung die ganz unerwartete prächtige Szene der Frühmesse eingetragen.

[…]

Mein Gesundheitszustand zwingt mich abzukürzen; gerne schriebe ich Ihnen Bogen über Bogen — so ganz bin ich von Ihrer Dichtung erfüllt.

Eines muß ich Ihnen aber doch noch kurz erzählen.

In dem Frühsommer meines 17. Lebensjahres habe ich acht Wochen oben auf dem Generoso zugebracht — eine unvergeßliche, für meine weitere geistige Entwicklung entscheidende Zeit. Damals war die Höhe nur zu Fuß zu erreichen, allenfalls auf dem Rücken eines Esels; und es stand ein einziges Gasthaus auf dem Berge, das kleine des Dr. Pasta aus Mendrisio — geschützt am Südabhange, etwa anderthalb Stunden unter dem Gipfel gelagert. Den vorangegangenen Winter über hatte ich in Himmelskunde geschwelgt, jetzt galt meine jugendliche inbrünstige Liebe den Blumen: täglich strich ich stundenlang, die Sammeltrommel auf dem Rücken, über alle Felsen und durch alle Klüfte — nebenbei gesagt, habe ich bei Ihnen ein Einziges vermißt, worauf ich gespannt wartete: den bezaubernden Anblick der inmitten schroffster Klippen wildwachsenden Päonien! Sie können sich denken, wie genau ich den Berg kennenlernte — nach Westen, Süden und Osten. Ihren Schilderungen bin ich überall mit lebendigster Erinnerung entgegengekommen, und was etwa verblaßt war, haben Sie zu neuem Leben erweckt.

Noch etwas muß ich aber hinzufügen: besonders beeindruckt wurde ich auf dem Monte Generoso durch die atmosphärischen Erscheinungen, dergleichen ich im Leben nie wieder angetroffen habe. Das Brockengespenst erlebte ich öfters, auch vierfache Regenbogen und das Doppelkreuz am Himmel; fast noch mehr wirkte auf meine Phantasie die häufig erblickte Projektion der eigenen Gestalt, zu Riesenmaßen vergrößert, auf die stillstehende Nebelwand, der Kopf von einem Glorienschein umgeben. Alle diese Stimmungen

zusammengenommen und wahrscheinlich gesteigert durch die auf dem Wege nach Mendrisio in einem abgelegenen Gasthaus am Luganersee zufällig erfolgte erste Offenbarung Beethovenscher Kunst mögen es erklären, daß mich auf Generoso eine religiöse Ekstase überkam, wie ich sie weder vorher kannte noch später wieder erfuhr. Oft und oft bin ich bei meinen einsamen Streifzügen auf die Knie gesunken, die Stirne zur Erde gebeugt, in Anbetung Gottes, dessen Gegenwart mir derartig sicher und nahe war, daß ich immer erwartete, seine Stimme aus Busch oder Wolke zu vernehmen. Es war ein Zustand schönen Wahns!

Und nun sagen Sie sich, ob ich nicht dazu bestimmt war, der beste aller Leser des Ketzers von Soana zu sein?

Nun habe ich aber die mir ärztlich gesteckten Grenzen gehörig überschritten, nicht weniger, fürchte ich, die Grenzen Ihrer Geduld. Jedenfalls wollen Sie in dem Vorangehenden einen Beweis meiner warmen Dankbarkeit für das mir erwiesene liebevolle Gedenken, zugleich meiner begeisterten Bewunderung Ihres Werkes erblicken.

Ich darf Sie bitten, Ihrer lieben verehrten Gemahlin und Ihren Söhnen meine freundlichsten Grüße auszurichten und selber den Ausdruck meiner treusten Ergebenheit zu empfangen.

Ihr

Houston Stewart Chamberlain.

Noch eines kann ich nicht unterlassen nachzutragen: der Beschluß Ihrer Erzählung, das hinansteigende Weib, wirkt — ich finde kein anderes Wort dafür — erhaben!

---

[1] „Der Ketzer von Soana."

[2] Feierliche Festgesandtschaft.

53-58 An Rechtsanwalt Alfr. Jacobsen [1]

Bayreuth, 21. Nov. 1918.

Hochverehrter Herr!

Soeben wurde mir von meiner Frau Ihr Brief vom 18. d. M. vorgelesen; tief bewegt hörte ich zu und empfinde es bitter, daß mein körperlicher Zustand jede nur einigermaßen entsprechende Beantwortung ausschließt. Gerade bei Ihnen darf ich aber auf Verständnis und Nachsicht rechnen; denn Sie erwünschen meine Genesung und die Fähigkeit zu weiterer fördernder Arbeit am Deutschtum — und augenblicklich liegt die Sache so, daß jede Gemütserregung wie Gift auf meine Organisation wirkt und ich nur eine Wahl habe: mich sofort zugrunde zu richten — ohne wahrscheinlich irgend etwas geleistet zu haben, oder aber in kühler und klarer Erkenntnis der vorliegenden Umstände mich resolut einzuschränken und der Gegenwart mich möglichst zu entrücken. Dies tue ich, indem ich die sehr geringen Arbeitskräfte teils den Korrekturen zu einem demnächst erscheinenden Buche „Lebenswege meines Denkens" mit pedantischer Sorgfalt widme, teils mich in die ersten vier Jahrhunderte des Christentums tiefer versenke, als ich bisher die Muße dazu gefunden hatte. Werden Sie darum, bitte, an mir nicht irre, wenn ich dem, was Sie von mir erwarten, in keiner Weise entspreche. Man muß sich immer wiederholen: Gottes Wege sind nicht unsere Wege; das gilt vom Einzelnen ebenso wie von Nationen.

Übrigens erfahre ich jetzt wieder — wie schon früher mehr als einmal im Leben — daß, wenn man die Zeitungen liegen läßt und sich gleichsam isoliert, man merkwürdig viel weiß und errät und vielleicht mehr miterlebt als sonst. Indem der Geist auf einer tieferen Ebene

seinen Standpunkt einnimmt, erweitert sich der Umkreis seiner Zugehörigkeit, ich wollte sagen: des ihm Zugehörigen. Man wird empfänglicher für die Stimmen, die einem aus Volk und Umgebung immerhin erreichen.

So hat z. B. vorhin eine Stunde zum Tee bei mir zugebracht ein hiesiger Offizier (aber geborener Westfale, im Zivilleben Amtsrichter), der zum hiesigen „Soldatenrat" gehört. Da erfährt man auf einmal so viel Echtes und Genaues, das man umsonst in den Zeitungen suchen würde! Ebenso besitze ich die lebhafteste Vorstellung der wahren Frontstimmung aus den Berichten einfacher Soldaten, mit denen mich schon vor dem Kriege gegenseitiges Vertrauen verband — da die mir anhaftende französische Eigenart mir überall wahre Freunde im Volke gewonnen hat. Insofern kann ich wohl sagen, ich lebe mit meiner Zeit. Wozu noch kommt, daß ich wenigstens einzelne unter den entscheidenden Persönlichkeiten sehr genau kenne, so Kaiser Wilhelm und den Prinzen Max. Kurz, ein gewisses Bild von der deutschen Seele in ihren verschiedenen heutigen Zuständen mache ich mir schon — gerade aber in seiner Lebhaftigkeit sehr chaotisch. Und blicke ich weiter umher und suche mir gar den logischen Zusammenhang der Ereignisse — nach Ursache und Wirkung — zu deuten, so verliere ich bald den festen Boden unter den Füßen und fühle mich wie in einem Wirrtraum umhergeworfen. Es bleibt doch vorläufig einem still lebenden Privatmann gar zu vieles und Entscheidendes verborgen. So z. B. vermute ich bei der deutschen „Revolution" sehr viel jüdische Geheimorganisation, die aber zugleich Agent englischer Geheimpolitik ist: hat doch Lloyd George vor einigen Monaten zynisch gestanden: „Wenn Deutschland von außen nicht zu besiegen ist, so muß es von innen gelingen."

Je weiter aber in Zeit und Raum der Blick umherschweift, um so mehr verwirren sich meine Gedanken. Der Balkan reicht jetzt — kann man sagen — bis nach Hamburg. Die zielbewußte Arbeit von Jahrhunderten hatte ganz allmählich, von Nordwesten nach Südosten zu, fortschreitend Ordnung geschaffen, und man konnte hoffen, wenn der Krieg günstig ausgegangen wäre, jetzt bis fast an die Grenzen Persiens das Chaos sich in Kosmos verwandeln zu sehen. Nun ist alles über den Haufen geworfen und Stoff zu nie endendem Hader bis an die Tore Dresdens und rings an alle deutschen Grenzen getragen. Ich nenne hier nur ein Beispiel, das ich aus eigener Beobachtung gut kenne: weit mehr als den Ungarn und den Deutschen haßt der Serbe den Kroaten, und der Kroate erwidert diesen Haß aus ganzem Herzen; jetzt sind beide freigelassen wie zwei Kampfhähne, und es dauert vielleicht keine fünf Jahre, und sie stürzen aufeinander. Das ist mathematisch unausbleiblich. Und wie sollte, wer die Tschechen kennt wie ich, irgend etwas außer Unheil von diesem [...] Tatarenpack (das alle anderen Slawen verachten), irgend etwas anderes als Unheil über Unheil erwarten? — Von den Polen schweige ich, weil jeder Deutsche da Bescheid weiß...

Was Deutschland selbst betrifft, so muß ich in gaffender Verwunderung die vielen Deutschen anstaunen, die sich über Nacht ins Neue gefunden und geschickt haben, ja, sogar Hoffnungen daran knüpfen, bisweilen überschwenglichster Art. So schreibt z. B. der vortreffliche L. R. [...], den ich als vortrefflichen Politiker und Patrioten im Kriege kennenlernte, und der sich vor wenigen Wochen gebrochenen Herzens über Bulgariens Abfall und alles, was sich schon daraus allein ergab, äußerte, jetzt plötzlich in den „Bremer Nachrichten" über Deutschland als den ersten sozialen Staat der Welt, der durch seine Revolution die Niederlage ausgelöscht habe und nunmehr an der Spitze aller Nationen schreite usw. usw. Da frage ich mich: sind das arme edle Deutsche, die unter der Last der jähen Ereignisse den Verstand verloren haben? oder bin ich nur für diese blendenden Wahrheiten blind?

[...]

22. Nov. 1918. Soeben las ich in dem herrlichen Brief des Märtyrerbischofs Ignatius an Polykarp: „Dem kraftgewaltigen Mann ist es eigen, schwere Schläge zu erdulden und nichtsdestoweniger den Sieg zu erfechten." Gibt es im heutigen Deutschland eine beträchtliche Anzahl Menschen dieser heroischen Überzeugung, so würde und so will ich nicht verzweifeln und würde auch die Frage der Regierungsform — wenngleich gewißlich keine nebensächliche — dennoch nicht für entscheidend halten. In der Gesellschaft des

Kaisers wurde vor Jahren über die Monarchie lebhaft gesprochen; ich allein schwieg; da wandte sich ein Graf Dohna zu mir: „Nun, Herr Ch., Sie sagen kein Wort? In Ihren Grundlagen gibt es Stellen, die Sie mir höchst verdächtig erscheinen lassen.“ Ich erwiderte: „Ich bin Monarchist, so lange noch ein halbwegs anständiger Mensch bereit ist, die Krone zu tragen; ich befürchte nur, der Tag naht, wo kein solcher mehr sich findet, ein so undankbares Amt zu übernehmen.“ Die damalige Gesellschaft wußte nicht recht, was sie mit dieser Antwort anfangen sollte; man lachte und war zugleich empört. Sie aber, hochverehrter Herr, werden mich verstehen. Wie Sie selber andeuten, eine Monarchie ohne Monarchen geht nicht gut an. Damit verliert Deutschland einen stärksten politischen Machtfaktor, und ist es auch gewiß möglich, ohne denselben zu wachsen und zu blühen (siehe die römische Republik), jeder besonnene Mann wird es beklagen, einen Trumpf aus der Hand geben zu müssen.

Eine Tatsache flößt mir inmitten des heutigen Wirrwarrs Hoffnung für die Zukunft ein, das ist: die mustergültige Weise, in welcher alle Kräfte der Ordnung sich in den Dienst der durch Staatsstreich usurpierten Regierung gestellt haben: dadurch ist eine echt deutsche „Revolution“ zustande gekommen, und falls es gelingt, die wühlenden Elemente der Anarchie und des Terrors zu unterdrücken, wird dem Umsturz auf diesem Wege das Wasser zum großen Teil abgegraben worden sein, — so daß wir auf eine allmähliche Einkehr von der abschüssigen Bahn hoffen dürften, was natürlich nur dann von Bestand sein kann, wenn ganz andere Männer ans Ruder kommen.

Ich weiß nicht, ob Sie seinerzeit meinen Aufsatz lasen: „Der hundertjährige Krieg“? [2] Innerhalb des Aufsatzes hatte ich sogar die Dauer auf 200 Jahre geschätzt, innerhalb welcher die Friedenszeiten nicht minder K r i e g bedeuten werden als die, wenn die Kanonen sprechen; ich sehe nicht ein, wie es möglich sein soll, irgendeine Art von Hoffnung für eine der Welt zum Segen gedeihende Blüte deutschen Wesens zu fassen, wenn nicht das Bewußtsein, daß es sich um einen K a m p f handelt — um einen Kampf, ebenso wert gekämpft zu werden wie derjenige, für den Ignatius freiwillig in den Tod ging — bestimmend und richtunggebend für die Politik wird. Schon die eine Erwägung (wenngleich sie keinesfalls die einzige ist) genügt: alles Beste, was Deutschland der Menschheit zu ihrer Veredlung zu schenken vermag, ist an seine Sprache gebunden; nur ein machtvolles Deutschland wird aber seine Sprache über die Welt verbreiten; jetzt gehen wir einer Zeit entgegen, in der die englische Sprache immer mehr Weltsprache wird und die deutsche dem Verhältnis nach an Ausbreitung stetig abnimmt. Damit schwindet der Segen dahin.

Ich habe *à bâtons rompus* mit Ihnen gesprochen — ohne logische Folge und ohne mehr als andeuten zu können. Ich hoffe aber, Sie nehmen meinen Brief freundlich auf und empfinden, daß ich in ihm die dargebotene Freundeshand ergreife und voll Verständnis für Ihre Seelenleiden kräftig drücke.

Die Gegenklagefrage kann also als erledigt gelten. Mit einiger Spannung erwarte ich die Entscheidung, ob unsere Sache weiterverhandelt oder begraben wird.

In Verehrung begrüßt Sie

Ihr ergebenster

Houston Stewart Chamberlain.

---

[1] Rechtsvertreter Ch.s im Beleidigungsprozeß der „Frankfurter Zeitung“ gegen ihn.

[2] „Hammer oder Amboß.“ Dritte Reihe der Kriegsaufsätze. München 1916.

58-60 An Ernst von Meyenburg

Bayreuth, 23. Nov. 18.

Lieber Herr von Meyenburg,

Wiederum haben mich zwei Briefe von Ihnen unterhalten und erfreut, — namentlich der zweite (vom 11. Nov. datiert) hat mich durch seine geistvolle Feinheit entzückt. Zur Zeit als ich selber noch Briefe schrieb — und ich tat es leidenschaftlich gern — waren es die Spontaneität und das Ungestüm, die ihnen Wert verleihen konnten; doch hatte ich stets ein besonders empfindliches Ohr für diejenigen stilistischen Eigenschaften, die mir selber nicht zu eigen waren. Sehr rührende — ja manchmal tiefbewegende — Briefe erhalte ich in diesen Tagen von Bekannten und Unbekannten: manche flehen mich an, das Wort zu ergreifen und Wege zu weisen, andere aber — und das sind die tiefer gearteten — empfinden eine Art Abschluß und haben mit mir weiter nichts vor, als mir für das zu danken, was ich für die Deutschen zu leisten versuchte. Und alle diese rührenden Seelen muß ich ohne Antwort lassen! weil nämlich bei meinem Zustand jede Gemütsbewegung ins Innerste greift und den Körper vernichtet. Soweit bin ich aber noch nicht, ohne Körper leben zu können; und so bleibt mir denn nichts anderes übrig, als hartherzig zu werden — wenigstens der Gegenwart gegenüber, während ich mir zugleich gütlich tue an dem erhabenen Heldensinn der ersten christlichen Märtyrer. Kennen Sie den Brief des heiligen Ignatius an die römische Gemeinde, geschrieben auf seinem Wege dorthin zum Tode in der Arena — durch wilde Tiere? Er hat die eine Angst, die Freunde könnten noch von dem menschlich gesinnten Trajan seine Begnadigung erwirken und ihm so den ersehnten Tod rauben, der ihn ganz vertilgen soll, so daß von ihm kein geringstes Knöchelchen übrig bleibe und er vollkommen in Christus aufgehe. In seiner Einfachheit gehört dieser kurze Brief zu den großartigsten *„documents humains“*, von denen ich Kenntnis besitze! Beschämt schaut man in unserer angeblich „großen Zeit“ umher und findet nichts, mit solcher Seelengröße zu vergleichen.

Und jetzt lassen Sie mich einen Traum erzählen, der mich vor etwa acht Tagen, anstatt wie sonst in alle Fernen der Zeit und des Raumes zu führen, die bedrückende Gegenwart zentnerschwer empfinden ließ. Da, auf einmal erblicke ich eine Frau in mittleren Jahren, ziemlich stark, doch äußerst beweglich und energischer Allüren; mir wird mitgeteilt, es sei dies eine Art weiblicher Napoleon, die in kurzer Zeit in Deutschland allmächtig geworden sei, und zwar ohne irgendein Amt innezuhaben, einfach durch die Gründung und Leitung einer Zeitung, welche sämtliche andere aus dem Felde geschlagen habe und von allen Kreisen gelesen werde. Hierdurch sei es dahin gekommen, daß kein Abgeordneter ohne ihre Zustimmung gewählt werden könne, daß jede von ihr gewünschte Verordnung erlassen werden müsse und das Schicksal neuer Gesetzentwürfe von ihrem Willen abhinge. Mit einem großartigen Organisationsgeist begabt und das Beste wollend, hob sie das Deutsche Reich sichtbar aus seiner Erniedrigung und schien es einer großen Zukunft entgegenzuführen. Neugierig ließ ich mir ein Exemplar der betreffenden Zeitung reichen, entfaltete es und las zu meinem Staunen den in großen Lettern prangenden Titel:

Der allgemeine Kisch-Kisch

darunter, in etwas kleineren Lettern, der Nebentitel:

Jedermann sein eigener Herr.

Vielleicht wissen Sie mit Ihrer seltenen Gedächtniskraft und auffallenden Kombinationsgabe mir den Namen Kisch-Kisch aus irgendwelchen Reminiszenzen zu deuten? Im Traume blieb ich baff, — mußte aber der wackeren Frau meine Anerkennung und Dankbarkeit zollen... Da überfiel mich auf einmal die Frage: Was soll aber werden, wenn dieses geniale Weib einmal stirbt und die politisch unfähigen Deutschen wieder sich selber überlassen bleiben? Diese Frage erschreckte mich dermaßen, daß ich beklommenen Herzens aufwachte.

Zur Erklärung der Möglichkeit solcher halbspaßhaften Traumeinfälle will ich nur bemerken, daß, wenn ein zwanzigjähriger Aristophanes jetzt unter uns weilte, er Stoff

genug fände, um bis an sein Lebensende Possen zu schreiben.

Ich hatte einen Onkel — überseeischer Großkaufmann und als solcher reich an vielfältiger Erfahrung. Diesen hörte ich als alten Mann sagen: „Kinder! Ihr urteilt immer falsch und laßt Euch von den Ereignissen überraschen, weil Ihr die Dummheit der Menschen nie richtig in Anschlag bringt. Stellt sie Euch so dumm vor, wie es Eurer Phantasie nur immer gelingen will, immer werdet Ihr finden, daß sie noch dümmer sind!“

Hiermit drücke ich Ihnen die Hand und freue mich herzlich auf Ihren nächsten Brief.

Ihr

H. S. Grundleger.

60-62 An Freiherrn Vizeadmiral a. D. von Seckendorff

Bayreuth, 24. Dezember 1918.

Eure Exzellenz

gestatten, daß ich die Gelegenheit dieser Tage, welche die Menschenherzen einander nähert, dazu benutze, um Ihnen und Ihrer gnädigsten Frau Gemahlin verehrungsvolle Grüße zu senden sowie dem Wunsche Ausdruck zu geben, es möchte, trotz der Bitterkeit der Zeiten, Gottes Segen auf Ihnen und den Ihrigen ruhen.

Oft gedenke ich des Tages, wo Sie mich mit Ihrem Besuche beehrten; es war unmittelbar, nachdem der Stein ins Rollen gekommen war, der dann, bald zu einer Lawine angewachsen, das Werk von Jahrhunderten zertrümmern sollte; mir ist bewußt, daß ich an jenem Morgen Ihren Erwartungen nicht entsprach: erstens, wie Sie bemerkt haben werden, sind meine Sprechwerkzeuge bedeutend verhindert, zweitens machte mich die Tatsache meiner freundschaftlichen Beziehungen zum Prinzen Max in jenem Augenblick ganz verwirrt — denn ich stand vor einem mir unlösbaren Rätsel; drittens aber hat sich seit jenem verhängnisvollen 4. Oktober ein Schweigebedürfnis über mich herabgesenkt, als lebte ich jetzt unter einer Glocke. Noch immer erhalte ich von Bekannten und Unbekannten viele Briefe; jeder will etwas von mir, der eine, ich soll an Präsident Wilson schreiben, der andere, ich soll beim Kaiser in irgendeinem Sinne vermitteln, der dritte, ich möchte Mahnrufe an das deutsche Volk richten usw. Alles lehne ich ab und kann nicht anders: vielleicht handelt es sich um den uns allen gemeinsamen Instinkt, das Leben zu erhalten, vielleicht aber — das vermag ich zur Zeit noch nicht zu beurteilen — um eine tiefere Intuition und kommt das Schweigegebot von oben.

Übrigens muß ich gestehen, kaum einer meiner Korrespondenten erweckt in mir harmonischen Widerhall. Eine recht zahlreiche Gruppe scheint sich in die Lage schon hineingefunden zu haben, redet von dem Deutschland Beethovens und Goethes und geht zur Tagesordnung über. Diese Leute scheinen keine Ahnung von der furchtbaren Bedeutung der Katastrophe zu besitzen, die über Deutschland hereingebrochen ist. Von zehnfacher oder hundertfacher Übermacht besiegt zu sein, wäre das Geringste — und es ist ja auch nicht einmal der Fall. Deutschland wurde eigentlich nirgends besiegt; doch was soll man hoffen, wenn ein Volk aus eigener innerer Morschheit in der Art zusammenstürzt, wie das jetzt bei uns der Fall ist, und zwar Volk und Fürsten in gleichem Maße und kein einziger, der Stich hält? Dazu nun diese bestialisch boshaften Feinde, denen wir auf Gnade und Ungnade uns ergeben haben, und denen die dauernde Vernichtung des Deutschen als Ziel vorschwebt! Wie sollte es möglich sein, das alles mit leichtem Sinn hinzunehmen und heiter vertrauensselig in die Zukunft zu blicken? Und doch, ich muß gestehen, mir ist die zweite Gruppe meiner Briefschreiber noch unsympathischer: es sind wohl klügere Menschen, denen die Grauenhaftigkeit der Lage offen vor Augen liegt und die jeglicher

Hoffnung entsagt haben, das Deutschtum für alle Zeiten ausgerottet halten und die Welt unrettbar dem Angelsachsentum verfallen wähnen. Diese trostlose Auffassung halte ich für geradezu sündhaft. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und es ist absurd, seiner Allmacht Grenzen ziehen zu wollen. Die Geschichte bietet uns Beispiele genug von Weltreichen, die über Nacht verfielen und verschwanden, so daß kaum Spuren ihres einstigen Daseins übrig blieben. Besiegte Völker haben gar oft ihre Sieger überwunden. *Victi victoribus leges dederint,* wie der heilige Augustinus bezeugt. Der Glaube an deutsches Wesen, an das, was wir den Deutschgedanken nennen wollen, gehört für mich als ein Bestandteil zu meinem Gottesglauben. Ich habe die unerschütterliche Überzeugung nach wie vor — daß Gott den Deutschen für edle Zwecke der ganzen Menschheit zum Heile hat werden und wachsen lassen. Das Hoffen fällt mir im Augenblick, wie gesagt, schwer bis zur Unmöglichkeit; der Glaube wankt aber nicht, vielmehr gewinnt er nur an Kraft.

Noch lange möchte ich mit Ihnen mich unterhalten; meine Kräfte gestatten es nicht; darum schließe ich für heute und bitte Sie, diese Zeilen, die es mir Herzensbedürfnis war an Sie zu richten, mit freundschaftlicher Nachsicht aufzunehmen.

Mit dem Ausdruck aufrichtigster Verehrung verbleibe ich Euer Exzellenz

ergebenster

H. S. Chamberlain.

63-64 An Ernst von Meyenburg

Bayreuth, 28. Dezember 1918.

Verehrter lieber Freund!

Ihr Brief vom 4. Dezember hat mich wieder sehr unterhalten und mir wiederholt ein Viertelstündchen aufs angenehmste ausgefüllt. Dennoch würde ich noch lange nicht dazugekommen sein, Ihnen das zu melden, wenn nicht ein junger Mann, der mir schon früher stenographische Hilfe leistete, vom Kriege heimgekehrt wäre und sich mir freundlichst zur Verfügung gestellt hätte.

Betreffs des heiligen Ignatius hätte ich Ihnen noch die beste Quelle nennen sollen, denn es gibt sehr schlechte. Lassen Sie sich Lightfoots herrliches Werk „Ignatius und Polycarp" in drei Bänden herausgeben und schlagen Sie den zweiten Band auf, wo Sie Seite 183 den echten griechischen Text des Briefes an die Römer finden und Seite 558 ff. eine ganz herrliche Übertragung ins Englische. Sie werden Ihre Freude daran haben.

Meldete ich Ihnen schon, daß ich von München aus zum Eintritt in den „Rat der geistig Arbeitenden" aufgefordert wurde? Diese Aufforderung wirkte um so pikanter, als sie von Lujo Brentano unterschrieben war. Doch was sollte ich da wirken, wo schon durch erreichte Beschlüsse alles in die besten Wege geleitet ist? Schon ist die Bestimmung gefaßt, daß die Studenten die Professoren ernennen sollen, und die schwierigste, bisher unlösbare Frage der Unterrichtserteilung im Gymnasium dadurch gelöst, daß die Schüler alljährlich mit den Lehrern gemeinsam den Stundenplan festsetzen sollen. Kennen Sie übrigens Emile Faguets entzückendes Büchlein: *„Le culte de l' Incompétence"?* Wenn nicht, so müssen Sie sich die Freude antun.

Und dabei fällt mir die Frage ein, ob Ihnen je klar geworden ist, welches große Unrecht dazumal dem Herrn von Bethmann-Hollweg geschehen ist, als ein zerstreuter Stenograph ihm die Worte in den Mund legte: „Freie Bahn allen Tüchtigen!" Das wäre ja gar nichts Neues gewesen, und ich bin vollkommen überzeugt, daß er gesagt hat: „Freie Bahn allen Untüchtigen!" Denn das ist wirklich das Prinzip, das uns Faguet in Frankreich am Werke zeigt, und das jetzt in Deutschland regiert. Auch liegt Originalität und Mut in einer solchen

Erkenntnis.

Dank den zwei holden Kindlein hatten wir in Wahnfried ein schönes Weihnachtsfest, eingeleitet durch eine ganz wunderbare Andacht Luthers, eine Nachmittagsmette aus der Kirchenpostille. Das Mädelchen, erst acht Monate alt, saß die ganze Zeit mit großen weitoffenen Augen in seinem Stühlchen, lächelnd an allem teilnehmend, und der noch nicht zweijährige Huschele taumelte wonnetrunken umher… Es tat wirklich unendlich wohl.

Seien Sie ein letztes Mal in diesem verhängnisvollen Jahre 1918 für alles Liebe herzlich bedankt und gedenken Sie meiner mit gleicher Freundlichkeit im neuen Jahre. Das verheißene Buch [1] kann ich Ihnen ja freilich vorläufig nicht senden; doch kann ich Ihnen die große und unerwartete Nachricht mitteilen, daß es gelungen ist, nicht nur das Papier herzustellen, sondern auch — was unmöglich schien — es vom Fabriksort nach München zu überführen, so daß der Druck diese Woche begonnen hat. Die Korrekturen sind bis auf ein Geringes beendet. Also darf ich hoffen, in absehbarer Zeit aufzuwarten.

In treuer Ergebenheit

Ihr

Houston S. Chamberlain.

---

[1] „Lebenswege meines Denkens“.

64-66 An *Dr.* Wildgrube

Bayreuth, 3. Januar 1919.

Verehrtester Herr Wildgrube!

Unfähig die Feder zu halten, bin ich leider außerstande, Ihnen eigenhändig zu schreiben, was Sie gütigst entschuldigen wollen.

Ihr Brief hat mich tief ergriffen und…. fast hätte ich „wohlgetan“ geschrieben, denn die Unerbittlichkeit Ihrer Wahrheitsliebe hat wirklich wie ein befreiendes Gewitter auf mein Gemüt gewirkt. Haben Sie Herzensdank! Sie glauben vielleicht nicht, wie viele Briefe ich aus allen Gauen Deutschlands erhalte von Menschen, die doch zu unseren Gesinnungsgenossen gehören, und die schon über alles Furchtbare der Lage hinweg zur Tagesordnung übergegangen sind; manche fassen sogar die Lage optimistisch auf und meinen, das Deutschland Kants und Goethes sei durch die Niederlage wiederhergestellt, zum Heile eines reineren Deutschtums. Solche Phrasen machen mich ganz unglücklich. Schon die eine Überlegung genügt: daß alle edelste Wirkung, die von deutschem Wesen ausgehen kann, an die Sprache gebunden ist. Nun aber steht die Verbreitung der Sprache in unmittelbarem Verhältnis zu der Macht des Reiches; ist das Reich zertrümmert, so wird die deutsche Sprache niemals über die Grenzen hinausdringen; nur eine Handvoll gelehrter Männer werden sie der Wissenschaft wegen noch oberflächlich studieren. Das allein schon genügt und bildet doch nur das letzte Glied in der Kette der Zusammenhänge, die eine Idealwirkung von einer machtvollen Weltstellung abhängig machen. Und wie wahr ist das, was Sie über den Blick in die Vergangenheit zurück sagen! Auch diese wird durch die Gegenwart entwertet.

Was meine Person betrifft, so erfahre ich ein eigentümliches Schicksal: im Augenblick der höchsten Not liege ich physisch dermaßen danieder, daß ich sogar diese Zeilen nur mit Mühe artikulieren kann und somit der Gegenwart kaum mehr angehöre; denn Menschsein ist Kämpfersein, und bei mir absorbiert der Lebenskampf schon alle Kräfte. Auch wirken die Gemütsbewegungen geradezu vernichtend auf meinen Organismus, weswegen ich —

sofern die Kräfte überhaupt Studien zulassen — zu fern abliegenden Gebieten habe flüchten müssen. In den allerersten Jahrhunderten des christlichen Zeitalters habe ich Verhältnisse gefunden, die meinem augenblicklichen Bedürfnis entsprechen. Das gesteigerte Seelenleben von Menschen, deren Umgebung ideallos ist, und die sich darum in einem besseren Jenseits Trost und Fülle suchen, was aber rückwirkend dann auch ihre Gegenwart herrlich ausfüllt mit dem Tageskampf um ein heiliges Gut und mit heldenhaftem Todesmut. Viele Geistesnahrung finde ich auch täglich in Goethe, Carlyle und Rousseau.

Den vielen und sehr verschieden gearteten an mich gelangenden Bitten, mich öffentlich zu äußern — belehrend, vermittelnd, kämpfend — bin ich bis jetzt unfähig zu entsprechen. Sie kennen, glaube ich, meine „Politischen Ideale“ und die darin gemachte Unterscheidung zwischen dem Menschen als „Natur“ und dem Menschen als „Freiheit“? Zu dem Menschen als Freiheit kann man reden, zu dem Menschen als Natur nicht — denn hier geht alles blind wie ein Naturvorgang vor sich; Argumente nützen nichts; die Stimme verhallt ins Leere. Außerdem herrscht offenbar eine Massenpsychose, wie solche oft in der Geschichte verhängnisvoll geherrscht haben; da kann wohl ein Mann der Tat, wenn die Umstände ihn begünstigen, entscheidend eingreifen, nicht aber vermag es der Mann des Wortes, einzuwirken.

So Gott will, hoffe ich Ihnen in einigen Wochen ein neues Buch von mir zuzuschicken, das ich im Laufe der letzten zwei Jahre meinem Leiden Schritt für Schritt abgerungen habe. Es ist das Unzeitgemäßeste, was man sich vorstellen kann, vielleicht aber gewährt es manchem Freunde gerade dadurch Zerstreuung und Anregung.

Es drückt Ihnen die Hand in aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener Gesinnungsgenosse

Houston S. Chamberlain.

66-68 An Maler Croeber

Bayreuth, 6. Januar 1919.

Hochverehrter lieber Herr Croeber!

Ihr lieber Brief vom Weihnachtstage mit Einlage kam richtig an, erfreute mich und regte zu manchen Gedanken an.

Wie Sie inzwischen — wenigstens teilweise — erfahren haben werden, ist bei mir, während ich meinen geraden Weg weiterging, insoferne eine große Änderung eingetreten, als ein Leiden, dessen erste Symptome (wie ich jetzt einsehe) schon vor dem Kriege zu bemerken gewesen wären, im Laufe desselben und unter dem Eindrucke fortgesetzter Erregung, Sorgen und seelischer Schmerzen derartig angewachsen ist, daß ich nunmehr mich in eine neue Lebensweise habe schicken müssen. An allen Gliedern gehindert, selbst der Sprache nur mühsam gebietend, unfähig, mich ohne Hilfe zu bewegen, ist es mir unmöglich, das normale menschliche Leben unter Menschen fortzuführen. Geist und Gemüt blieben zwar frisch und heiter wie nur je und kann ich bis zu Tränen lachen, doch werden Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen gestehe, daß Ich mich auf einer Art Zwischengebiet zwischen Zeit und Zeitlosigkeit empfinde — etwa wie Johannes auf seinem Patmos, von wo aus die Gegenwart ziemlich fern liegt und gleichsam historisch erblickt wird. Bis die furchtbare Katastrophe eintrat, bemühte ich mich, soweit es irgend gehen wollte, mit dem Tage zu leben; doch dann vermochte ich es nicht mehr; einer meiner geschätztesten Freunde [1] war in entscheidender Weise an den Vorgängen beteiligt, was den Eindruck in mir hervorrief, als hätte ich den Zusammenhang mit meinen Zeitgenossen

verloren; da rettete ich mich denn auf meine Insel.

Sie sind ein feiner Menschenbeobachter, und es wird Ihnen schon aufgefallen sein, in welchem Maße Alter und Krankheit einen eigentümlichen Egoismus oft erzeugen; Jünglinge sieht man mit Gleichmut aus dem Leben scheiden und Greise sich mit aller noch übrig gebliebenen Kraft daran klammern. Zwar kann ich nicht sagen, daß letzteres meinem Empfinden entspräche, doch erblicke ich, wie gesagt, die Dinge aus so großer Ferne, daß ich ebensowenig Verzweiflung darüber empfinde, wie ich Hoffnung hege. Wenn ein Gott die Welt regiert, so sind seine Wege für uns Menschen dunkel, und es gibt immer viel mehr Möglichkeiten, als wir ahnen. Es könnte ja sein, daß die Deutschen bereits ihr Höchstes geleistet haben und daß die Vorsehung mit Absicht jetzt ein Gefäß zerschlägt, das unfähig ist, Höheres hervorzubringen. Der Triumph der westländischen Barbaren hat nichts zu bedeuten; diese Nationen richten sich zugrunde. Das Deutschland der unerreichbar großen Männer und der wunderbaren Gesamtleistungen auf vielen geistigen Gebieten bleibt bestehen, ragt bis an die Sterne heran und kann durch nichts vernichtet werden: das sind ewige Werte, auf die wir blicken sollen; an ihnen wollen wir emporstreben!

Wo finden Sie in der Geschichte eine andauernde folgerichtige Entwicklung? Die hellenische Blüte zerfällt über Nacht in ein Nichts, und als Rom ein Wunderwerk politischer Organisation geschaffen hat, zeigt es sich, daß die Welt dadurch völlig entseelt ist und die *agri deserti* vor allem in den Gemütern der Menschen sich ausbreiten, alles Leben zu Tod wandelnd usw. usw. Warum sollte das jetzt anders sein und sollten wir eine konsequente Entfaltung erwarten? Möglich ist diese ja, und ich will keinem Menschen seine Hoffnung darauf rauben; doch wenn sie auch nicht einträte, es wäre für uns Tagesfliegen schmerzhaft, doch für das Weltall von geringer Bedeutung.

Abschließend — denn meine Kräfte sind für heute zu Ende, und ich kann nur andeuten in der Hoffnung, daß Sie das bruchstückweise Vorgetragene innerlich ergänzen — will ich mit dem allen gesagt haben: es kommt jetzt darauf an, den Blick sehr hoch hinaufzurichten, zu einem als lebendig empfundenen Gott, der Glauben fordert und Vertrauen verdient. Somit Gott befohlen!

Ihr in herzlicher Verehrung ergebener

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Prinz Max von Baden.

68-73 An Baron J. von Uexküll

Bayreuth, 8. Januar 1919.

Hochverehrter lieber Herr Baron!

In meinem Arbeitsraum hängt die Lebensmaske Goethes — die echte mit geschlossenen Augen und Haarbinde; während mehrerer Wochen im Herbst und Frühjahr scheint nachmittags plötzlich zu einem Seitenfenster die Sonne auf diesen Kopf, der in Licht und Schatten gebadet derartig auflebt, daß man glaubt, die Augen werden aufschlagen und der Mund sich zum Reden öffnen, der Eindruck ist immer neu gewaltig. Sehr ähnlich wirkte auf mich Ihr lieber Brief vom 30. Dezember, der Sie zu mir hereinführte, die trübe Dunkelheit der Wintertage plötzlich aufhellend und aufheiternd. Was mich besonders beeindruckte, war die Bestätigung einer mir schon öfters zuteil gewordenen Erkenntnis: daß nämlich, wer der Natur sich mit Inbrunst hingibt, sie nicht bloß kalt erforscht, sondern sie mit allen Kräften seines Wesens durchdringend zu erfassen trachtet, hierdurch

eine vollwertige R e l i g i o n gewinnt. Man lernt den tieferen Sinn von Schillers Wort verstehen: wer Wissenschaft besitze, der habe Religion. Und dieser Tatsache zufolge wirkte Ihr Brief geradezu wohltuend — wie noch keiner der vielen, die ich in dieser Zeit bekam. Es ist einfach großartig zu beobachten, wie ein Mann, der nicht nur das allgemeine Leiden trägt, das wir alle zu tragen haben, sondern dazu noch die Schmerzen um ein zwiefach verratenes engeres Vaterland, so gelassen vertrauensvoll, festgeankert in seinem Glauben an die großen Naturgesetze, die er kennt und ahnt, dastehen kann — weiter sinnend und arbeitend mitten in den alles mit sich reißenden Fluten: ein Archimedes der Neuzeit!

Nachdem gar viele gute Menschen durch die Redensarten über „Gotteszüchtigung", „Rückkehr zur Einfachheit", „Wiedergewinnung des Deutschlands Goethes und der Romantik" usw. mich zur Verzweiflung gebracht haben, sind Sie, lieber Freund, der allererste, der es verstanden hat, einen Strahl der Hoffnung mir zu Schenken, etwas, woran ich wirklich glauben kann — wenngleich ich diese Unterscheidung zwischen Genotypus und Phänotypus nur als Möglichkeit einer besseren Zukunft, nicht als eine Gewähr dafür auffassen kann. Das genügt aber auch.

Was mich betrifft, so hat das zunehmende Verschlimmern meines Zustandes mich in eine eigenartige Lage gebracht: ich schwebe sozusagen zwischen Zeit und Ewigkeit und erblicke infolgedessen die Dinge aus einem besonderen Winkel, der mir alles aus großer Entfernung zeigt. Daher eine gewisse Neigung, geschichtsphilosophische Betrachtungen, die doch immer nur rückblickend auf Vergangenes Berechtigung besitzen, schon jetzt anzustellen. Und da sage ich mir oft: Welcher unter uns hat je ermessen und sich wirklich vergegenwärtigt, was der deutsche Geist im Laufe der letzten 1000 Jahre geleistet hat — an geschichtlichen Taten, an gemeinsamer Bewältigung ungeheuerer Aufgaben, an Hervorbringung unvergleichlicher Persönlichkeiten? Und zeigt nicht das Leben, daß jede Gestalt sich mit der Zeit erschöpft und zugrunde geht? oder — was auf dasselbe herauskommt — sich in ein anderes verwandelt? Wer weiß, ob das uns so unsagbar teuere Deutsche nicht alles geleistet hat, was irgendein Gott gerechterweise von ihm verlangen konnte? und ob nicht aus einer uns ungeahnten Richtung neues Heldentum zu erwarten steht? Wenigstens schiene mir das eine den Dimensionen weltgeschichtlicher Ereignisse angemessene Annahme oder wenigstens Möglichkeit.

Nicht, daß es schlechte und gemeine Menschen in Deutschland gibt, weckt in mir eine solche Vorstellung, denn die mir oft begegnete Annahme, als hätte ich vorausgesetzt, jeder deutsche Kuhhirt trage Kants Kritik in der Tasche, ist natürlich absurd, vielmehr habe ich seit vielen Jahren das Gesetz der Gegensätze als überall waltend erkannt. Was wäre z. B. der englische Gentleman, wäre nicht England die Heimat der *cads;* nebenbei gesagt, bin ich dieser Bemerkung noch nirgends begegnet, und doch liegt es auf der Hand, daß die Kontrastwirkung bei der Entstehung jenes exquisiten Typus viel zu bedeuten hatte; man nennt Frankreich die Heimat des Esprit; wenn man aber nach der Zahl ginge, müßte man es die Heimat der ganz hohlen leeren Köpfe nennen. Und so habe ich z. B. gefunden, daß eigentlich Unbildung nirgendswo so zu Hause ist, wie in Deutschland — dem Vaterland höchster Bildung. Dem Engländer kann man Unbildung nicht vorwerfen, da seine Welterfahrung eine sehr tüchtige Bildung darstellt; der Franzose ist nicht ungebildet, sondern ganz einfach Ignorant, er weiß nichts. Die Masse der Deutschen dagegen weiß zugleich zu viel und zu wenig, und dies ist, was eigentlich U n b i l d u n g zu heißen hat, weil es das geistige Gleichgewicht umwirft und dadurch große Gefahren mit sich führt. Aber einen solchen Zusammenbruch, so viel Niedertracht und namentlich so viel Feigheit hätte ich doch nie erwartet: der Genotypus muß wirklich ein urkräftiger sein, wenn er da noch siegreich durchdringen will. Ich will es hoffen, daß Sie es mich lehren!

Lassen Sie mich noch zum Schluß — denn das Sprechen fällt mir schwer — kurz melden, daß die Korrekturen zu meinem Buche beendet sind und der Druck soeben begonnen hat. Dieses wunderbar unzeitgemäße Erzeugnis trägt jetzt den Titel: „Lebenswege meines Denkens" — ein etwas zu viel verheißender Name, doch gelang es mir nicht, einen genaueren zu finden, und alle Welt protestierte gegen die beabsichtigten „Längsschnitte" — die Leute sind eben zu wenig naturwissenschaftlich gebildet.

[…]

Lassen Sie sich die Hand warm drücken von

Ihrem stets treu ergebenen

Houston S. Chamberlain.

Bayreuth, 9. 1. 1919.

P. S.

Meinen Brief schickte ich gestern nicht ab, weil infolge einer Unterbrechung mir zwei Punkte entfallen waren, die ich doch nachtragen will: der eine betrifft den inneren Kreis, der andere den alleräußersten.

Man darf gewiß ohne Übertreibung behaupten, was wir heute in Deutschland erleben, ist die Herrschaft der Juden; wenn die Zeitungen erzählen von 80 bis 100 Juden unter den sogenannten Regierenden, so langt das noch nicht, da unter den übrigen 20 sehr viele Mischlinge sich befinden [...] Ich meine, diese Tatsache wäre geeignet, für einen künftigen Sieg des germanischen Genotypus eine gewisse Hoffnung einzuflößen — wenn nämlich die Deutschen aus der jetzigen bitteren Erfahrung es endlich lernten, die Gefahr ihres Humanitätsdusels zu erkennen, und durch ein mutiges Gesetz sämtliche Juden — nicht etwa aufknüpften oder ihnen überhaupt ein Haar krümmten, sondern sie juristisch in den Stand der Ausländer versetzten, sie somit aus der gesamten Staatsmaschine ausschließend. Wer unter ihnen sich dann noch aufrührerisch verhielte, würde ohne weiteres, wie jeder andere mißliebige Ausländer über die Grenze geführt. Glauben Sie aber, daß irgendeine Erfahrung jemals genügen wird, die Deutschen zu diesem unerläßlichen Schritt zu veranlassen? Und wenn nicht, wie wollen Sie das Weiterblühen dieses verderblichen Genotypus der Semiten verhindern?

Der zweite Punkt berührt die Geschichte der Menschheit überhaupt und läßt mich zweifeln, ob da an einen Aufstieg geglaubt werden kann.

Die Lehre von der Gleichheit aller Menschen wurde vom Christentum eingeführt in eine Welt, der vorher dieser Gedanke absolut unbekannt gewesen war. Freilich meinten es Paulus und die Väter ganz anders, als wir uns heute die Sache vorstellen, nämlich ganz unpolitisch. Ich stecke in diesem Augenblick bis über die Ohren in Paulus und in der Geschichte der drei ersten christlichen Jahrhunderte und finde nirgends die Spur einer Ablehnung des Sklaventums. Der Gedanke ist bei diesen Männern ein weit tieferer und betrifft einzig die Gleichheit vor Gott, mit anderen Worten die gleiche Würde der Persönlichkeit; im übrigen wird den Herren Güte und Gerechtigkeit zur Pflicht gemacht, den Sklaven Gehorsam und Ehrerbietung. Doch das eine führte notwendigerweise zum anderen, und zuletzt langten wir bei dem Dogma der politischen Gleichheit an, von dem man behaupten darf, es beherrscht heute alles politische Denken, auch das der konservativen Kreise. Ich glaube nun, ein so tief greifender Irrtum gleicht einer Sünde wider die Gesetze der Natur, gleicht einer tagtäglich wiederholten Lüge; und ich fürchte, an diesem Krebsschaden muß und wird notwendigerweise das Menschengeschlecht zugrunde gehen. Sie kennen gewiß und verehren mit mir Balzacs *„Médecin de Campagne"?* Dieser beste Kenner und hingebendste Freund des Volkes — dessen sittlicher und geistiger Hebung er rastlos hingebend sich widmete — urteilt nun: „Das Volk (als solches) ist ein für allemal unfähig, an dem Regieren teilzunehmen." Wohl kann man sich als ein Ideal im Sinne Kants vorstellen, es könnte im Laufe langer Zeiten gelingen, durch Erweiterung der Selbstverwaltung, durch welche jeder tüchtige Mensch die Gelegenheit bekäme, sich nach und nach auf diesem schwierigen Gebiete zu üben, Erfahrung zu gewinnen, Denkweisen sich anzueignen und auf seine Kinder zu vererben — denkbar, sage ich, wäre es allenfalls gewesen, daß man nach und nach im Laufe von Jahrhunderten die Gesamtheit zu einer annähernden Gleichheit in bezug auf politische Befähigung erzogen hätte; ich glaube zwar,

ein solches Ideal ließe sich niemals vollkommen verwirklichen, doch hätte es als Ziel vorschweben können. Wir aber gehen von der lächerlichen Annahme aus, wir Menschen seien rein von Hause aus zu der schwierigsten aller Aufgaben gleichmäßig befähigt und nehmen dabei nicht die geringste Rücksicht auf Bildung und auf Lebensverhältnisse, noch weniger auf die angeerbten Eigenschaften des Geistes und Charakters. In Ländern wie England, Frankreich und den Vereinigten Staaten wird der unausbleibliche Verfall dadurch aufgehalten, daß in Wahrheit eine sehr kleine Minderheit eine kaum versteckte Gewaltherrschaft führt; ich befürchte, daß der Deutsche zu gebildet und zu redlich ist, und daß er deswegen noch schneller als die anderen die Folgen dieser unseligen Grundunwahrheit an sich selber erfahren wird, und daß der heutige Tag den Anfang hiervon bildet.

Houston S. Chamberlain.

73-76 An Baronin Emma Ehrenfels

Bayreuth, 11. Januar 1919.

Teuerste Freundin!

Lassen Sie mich Ihnen in Kürze für Ihren lieben Brief vom 31. Dezember unserer beiden Herzensdank aussprechen, dessen schlechte Nachrichten zugleich so gute waren. Welcher Gottessegen, daß das holde Wesen — welches mir viel von ihrer Mutter geerbt haben scheint — Ihnen erhalten wurde; ich habe Tränen der Freude darüber vergossen.

Wie ruhig es hier zugeht, können Sie sich vorstellen; man segnet die Stadtväter, deren Beschränktheit damals die Durchführung der Haupteisenbahnlinie vom Süden nach Norden durch Bayreuth ablehnte: dieser Tatsache verdankt Bayreuth seine Isolierung, und diese Isolierung verschafft uns Ruhe und Nahrung — wenigstens bisher.

Inmitten dieser Ruhe wurde in Wahnfried ein entzückendes Weihnachtsfest gefeiert — ein Fest auf die Kleinste der Kleinen berechnet. Voran ging nur das Evangelium und eine ganz wundervolle kurze Andacht Luthers; dann aber herrschten der zweijährige Willfy und die achtmonatige Mo. Letztere saß aufrecht in ihrem Wagen, dicht am Baume mit weitoffenen großen Augen, einen jeden anlachend und ihre Spielsachen energisch um sich werfend oder in den Mund steckend, der kleine Huschele aber trug von seinem niedern langen Tisch ein Stück nach dem anderen zum Schwesterchen hin und war berauscht vor Freude. Gerade inmitten dieser furchtbaren Zeit wirkte dieser Anblick der ewig neugeborenen Unschuld und Lebenslust der Natur ergreifend, belehrend und erhebend. Daneben die greise Großmutter in aller geistiger Frische an diesem Glücke teilnehmend, das großartige Antlitz im Baumesglanz erstrahlend. Es war eine unvergeßliche Stunde, und ich danke Gott, daß ich sie erleben durfte — während ich die letzten zwei Weihnachten es nicht gewagt hatte, hinüberzugehen. Das tiefste aller Worte bleibt doch immer: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein...

Aus meinem eigenen stillen Dasein kann ich nur melden, daß ich heute die letzte Korrektur an meinem neuen Buch beendete. Das Papier gelangte durch ein Wunder doch bis München und in die Druckerei, und der Druck hat vor acht Tagen begonnen. Es ist ein eigentümlicher Gedanke, daß dieses friedliche Buch mitten in der Revolution fertiggestellt und erscheinen wird.

Für Ihre wundervolle Geschichte vom König Ludwig und dem heiligen Franziskus [1] bin ich Ihnen sehr dankbar. Auch ich habe mich in den letzten Tagen wieder durch eine schöne Geschichte bereichert — nämlich durch Carlyles Lebensschilderung seines Freundes John Sterling, ein Buch, dessen Name mir oft begegnet war, wie auch in den Briefen Carlyles überhaupt der Name John Sterling. Ich hatte es aber nie gesehen, denn es

ist im ganzen wenig verbreitet. Nun hatte es mir aber mein Frankfurter Leibjude verschafft, und zwar in der schönen ersten Ausgabe vom Jahre 1851, und ich habe eines der schönsten, genialsten Bücher des großen Schotten kennengelernt. Es waren geradezu wonnige Nachmittagsstunden, die ich — auf meinem Diwan aufgebaut — am Lesepult verlebte. Leider wurde ich gestern damit fertig. Sterling ist nicht ein Mann von großer Bedeutung, wenn auch von gewinnendem Wesen, und Carlyle meint, er hätte es verdient, in Ruhe gelassen zu werden, ohne Biographie; nun hat aber ein Freund Sterlings, — ein Clergyman, eine schlechte Lebensschilderung herausgegeben, ein gut gemeintes, aber ganz schiefes Bild des verewigten Freundes entwerfend, und da ließ es dann Carlyle keine Ruhe, und er beschloß, dieses Buch zu schreiben. Das Geniale daran bildet gerade die Tatsache, daß Sterling an und für sich so ziemlich ein Durchschnittsmensch ist, dadurch versteht es Carlyle, Raum zu gewinnen für alle möglichen allgemeinen Menschheitsbetrachtungen. Ich stehe nicht an, dieses kleine Buch für eines seiner schönsten zu erklären; es ist ein Meisterwerk, und zwar aus seiner besten Zeit, nach der „Französischen Revolution“ und vor der Inangriffnahme „Friedrichs des Großen“. Ich bezweifle, ob dieses Buch übersetzt sei; aber wenn Sie Gelegenheit haben, es sich aus der Bibliothek englisch zu verschaffen, tun Sie es; Sie werden es nicht bereuen.

Hier muß ich abbrechen, denn die Stunde zum Wiederhinlegen hat geschlagen. Seien Sie alle von ganzem Herzen im neuen Jahre gegrüßt! Bleiben Sie uns treu in Gedanken und Gedenken, und nehmen Sie sich mit heiligem Ernst vor, den Besuch in Bayreuth eine Wirklichkeit werden zu lassen — eine verwirklichte Dichtung.

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Eine Legende: Der heilige Ludwig pilgerte von Frankreich zu Franziskus und meldet sich als Bettler vor dem Kloster an. Franziskus aber weiß das alles sogleich, geht zu dem König vor die Tür, beide knien nieder und halten sich umschlungen. Dann, ohne ein Wort gesprochen zu haben, gehen sie wieder auseinander.

76-78 An Ernst von Meyenburg

Bayreuth, 20. Januar 1919.

Verehrter lieber Freund!

Ihre beiden Briefe vom 22. Dezember und vom 5. Januar gelangten richtig in meine Hand und verschafften mir, wie immer, reiche und wohltuende Unterhaltung. Haben Sie besten Dank.

Auch ich bewundere den Mann, der sich auf drei Tage ins Bett legt, um die Sorge loszuwerden und die Lösung schwieriger Probleme zu finden. Leider bin ich nicht mehr fähig, diese Weisheit auszuüben; denn ich danke immer Gott, wenn ich sechs Uhr schlagen höre und mir sagen kann, ich werde bald aus dem Bette geholt werden. Es gehört nämlich zu den qualvollsten Torturen, liegen zu müssen, ohne sich rühren zu können — selbst in dem seltenen Fall, daß keine Schmerzen hiermit verbunden sind. Sobald ich aber auf bin, kehrt die Munterkeit des Geistes wieder.

Ja, ich fahre fort mit meinen Studien bezüglich auf das erste christliche Jahrhundert. Die Paulinischen Briefe studiere ich — soweit es geht, an der Hand des unvergleichlichen Lightfoot — mit großer Genauigkeit, — zwar nicht zum ersten Male in meinem Leben, doch gewinnen derartige Dinge bei zunehmendem Alter stets ein neues Gesicht. Besonders hingerissen bin ich augenblicklich von dem Buche eines Mannes, der an Genialität mit Lightfoot in keiner Weise zu vergleichen ist, mir aber als nüchterner, zuverlässiger Historiker doch lieb ist und der die Ereignisse der Forschungen der letzten zwanzig Jahre zusammenfaßt, nach denen diese ganze erste Zeit des Christentums, voll gesicherter Tatsachen, ein sichtbares Leben gewonnen hat. Namentlich Petrus tritt aus dem nebligen

Halbdunkel ins helle Tageslicht — er und seine Gattin, die ihn auf seinen Reisen zu begleiten pflegte. Der Verfasser heißt Edmundson: *„The Church in Rome in the first Century“*.

Nein, politische Träume habe ich nicht mehr gehabt. Ich träume viel von großartigen Gebirgslandschaften, auch von Seereisen, — manchmal auch von Musik. Den einen Traum habe ich Ihnen zur Unterhaltung aus meinem Traumbuch abschreiben lassen: „In einem mächtigen Dome findet die Generalprobe zu einem neuen Oratorium statt, das durch einen Chor der gefallenen Engel — oder vielmehr der noch als fallend gedachten Engel — eingeleitet wird. Außer dem untenstehenden Hauptchor waren Sänger und Sängerinnen auf allen Höhen des Gewölbes verteilt, und da diesen durch die Figuren und anderen architektonischen Zierat, hinter dem sie standen, der Blick nach unten genommen war, mußte der Kapellmeister auf dem höchsten Punkt der Decke — wo eine kleine Estrade für ihn eingerichtet war — seine Stelle einnehmen; um ihn herum waren mehrere Spiegel angebracht, die sein Taktieren nach allen Seiten hin sichtbar machten. Ich allein stand oben neben ihm. Dieser Chor bestand in der Hauptsache aus einem einzigen großen, sehr polyphon ausgearbeiteten Klageruf, an Stärke abwechselnd zu- und abnehmend, bis er zuletzt eine herzzerreißende Kraft und Höhe erreichte. Der Leiter, der ohnehin infolge der großen Entfernung zu weitausholenden Gebärden genötigt war, geriet bei dem letzten *crescendo* ganz außer sich, schlug immer wieder die beiden Arme quer über die Stirne zusammen (so daß er das Gesicht vollkommen zudeckte), sodann aber mit äußerster Heftigkeit weit auseinander. Sein Antlitz war vom herunterströmenden Schweiß entsteltt. Der Eindruck hiervon, verbunden mit dem, den der Chor auf mich machte, weckte mich.“

Die Verhandlung in Frankfurt [1] ist auf den 3. März verlegt; was dieses Hinausschieben bedeutet, weiß ich nicht. Claß führt nur noch den politischen Teil, das Juristische hat Jacobsen in Hamburg, ein besonders vortrefflicher Mann und Gesinnungsgenosse, übernommen.

Wenn Sie in Basel dem mir so freundlich gesinnten Ingenieur wieder begegnen, bitte ich, ihn von mir freundlichst zu grüßen. Dabei fällt mir ein, daß ich vor einigen Monaten zwei ganz wundervolle Briefe von einem Pfarrer Karl Sick aus Basel erhielt, der Mörsberger Straße 54 wohnt. Ich meine, der Mann würde sehr erfreut sein, durch Sie über mich näheres zu erfahren, und glaube, sie beide müßten sich vorzüglich verstehen.

Für heute leben Sie wohl, lieber Freund, und gedenken Sie meiner!

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Im Beleidigungsprozeß der „Frankfurter Zeitung“ gegen Ch.

78-80 An von Riepenhausen

Bayreuth, 23. Januar 1919.

Hochverehrter Herr von Riepenhausen!

[…]

Viel haben wir in letzter Zeit Ihrer sowie anderer lieber Freunde in Schlesien denken müssen, denn alle müssen sich schwer bedroht fühlen, da das wehrlose Chaos, früher Deutsches Reich genannt, zu ihrem Schutze nichts tun kann, wenn Polen oder Tschechen es belieben, Ansprüche geltend zu machen. Auch erinnerten wir uns oft Ihrer drastisch-dramatischen Erzählung von der Unterhaltung mit Bismarck [1] über den Wahnsinn, das Reichstagsgebäude in Berlin errichten zu wollen: jetzt erleben wir es, daß selbst eine sozialistische Regierung es nicht wagt, die Nationalversammlung in das eigens erbaute Prunkgebäude einzuberufen, und in eine kleine Provinzstadt fliehen muß.

Werden Sie sehr entsetzt sein, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich seit Wochen keine Zeitung mehr lese und mich begnüge mit den kurzen Berichten, die mir Frau und Schwägerin geben? Seitdem wir uns zuletzt begegneten, hat sich nämlich mein körperlicher Zustand bedeutend verschlimmert: ich kann nur wenig mehr gehen, gebückt und schwankend, der Gebrauch der Hände ist dermaßen eingeschränkt, daß ich für alles und jedes fremder Hilfe bedarf, auch das Reden kostet mir viel Mühe: wie soll man derartigen Erschwernissen des Lebens gewachsen sein, wenn nicht im Geiste eine gewisse Hoheit und Heiterkeit innewohnt? Und wie wäre eine solche Höhe und Lebensfrische aus der Betrachtung unserer Gegenwart zu schöpfen, wo man doch auf allen Seiten nur Beschränktheit, Feigheit, wenn nicht gar grundsätzliche Zerstörungswut erblickt? Helfen kann unsereiner rein gar nichts; jede Stimme der Vernunft verhallt in dem Babel der Unvernunft. Fast am meisten ärgern mich die vielen Briefe, die ich von Menschen erhalte, die in aller Seelenruhe schon zur Tagesordnung übergegangen sind und gottselig vertrauen, aus dem Elend werde von selber eine glorreiche Zukunft hervorgehen. Ich meinerseits rufe mit Faust:

> O glücklich, wer noch hoffen kann,
> Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!

Ich bin unfähig zu begreifen, worauf solche Hoffnungen sich aufbauen. Bis jetzt erblicke ich nicht das geringste Anzeichen einer Besserung. Soeben hat das gesamte Volk genau dieselbe „Schwatzbude“ gewählt, welche alles Unglück über uns gebracht hat, und wir gehen einer Fortsetzung der alten Parteiwirtschaft der ausgewählten Mittelmäßigkeiten Deutschlands entgegen. Die paar tüchtigen Männer, die allenfalls hineingeschlüpft sein könnten, werden in den Fluten demokratischer Redensarten nichts vermögen. Ich sehe nur eine Hoffnung: vielleicht bildet sich zum Schutze unserer Ostgrenzen eine kleine freiwillige Armee, die unter tüchtigen Leistungen zu einem zusammenhängenden Körper auswächst, mit einem jüngeren genialen Führer: geschähe das, so wäre dieser Mann imstande, ein vernünftiges Reich wieder aufzurichten.

Den Glauben an die besonderen Fähigkeiten und damit auch an die besondere Bestimmung des deutschen Menschen verliere ich nicht, bildet er doch einen Bestandteil meines Gottesglaubens. Das ist aber etwas anderes als Hoffen. Gottes Wege sind wunderbar und führen gar häufig das Unerwartetste herbei. Augenblicklich liegt die Blüte der echten, besten deutschen Manneskraft tot in Feindesland; mit der Zeit aber wächst eine neue Jugend heran: auf die wollen wir den Hoffnungsblick richten — wenngleich wir heute nicht verstehen, wie es ihr möglich sein soll, aus diesen Trümmern sich hervorzuarbeiten. Ich darf Sie wohl bitten, Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin unsere ergebensten Grüße auszurichten und für sich selbst die Versicherung meiner aufrichtigen dankbaren Gesinnung zu gestatten.

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Bismarck hatte gewünscht, daß das Reichstagsgebäude um der leichteren militärischen Sicherung willen nicht in Berlin, sondern in Potsdam errichtet würde.

80-81 An den Studenten Neff

Bayreuth, den 5. März 1919.

Geehrter lieber Herr Neff!

Wie freundlich von Ihnen, unser durch eine so gehaltvolle Sendung [1] zu gedenken! Wir

waren kein undankbares Publikum und haben sofort beide Aufsätze gelesen und gar manchen Zug zur Vervollständigung unserer Vorstellung des seltenen Mannes gewonnen. Der Eindruck unbedingter Wahrhaftigkeit ohne alle phantastischen Zugaben wirkt sehr wohltuend; mich rührten besonders die Stellen, wo Zola seine Unfähigkeit, den Standpunkt des genialen Freundes zu verstehen, offen und naiv zugibt: Gerade diese halte ich für die schönsten seines Büchleins.

Furchtbar gestört hat mich die Unzulänglichkeit der Übersetzung; nur durch beständiges Besinnen auf das französische Original konnte ich oft den Sinn herausfinden. Nur ein Beispiel: Flaubert soll seinen Jüngern „Nüchternheit" empfohlen haben! Eine pure Unmöglichkeit. Im Französischen wird gewiß *„Sobriété"* stehen, was freilich ursprünglich Nüchternheit bedeutet, jedoch im Laufe der Jahrhunderte eine spezielle Beziehung zu Sprache und Literatur gewann, um Maßhalten, Vermeidung von Übertreibung usw. auszudrücken. Littré gibt als Sinn „Maß, Ansichhalten". Wenn 500 derartige Mißverständnisse in einer kleinen Schrift vorkommen, so wird der Charakter derselben arg verunstaltet, ja man kommt dazu, den Mann das genaue Gegenteil dessen sagen zu lassen von dem, was er in Wirklichkeit gesagt hat. Der Inselverlag sollte wirklich die Mittel besitzen, Besseres vorzulegen, indem er nämlich seine Übersetzer besser bezahlte.

Hoffentlich geht es Ihnen gut und können Sie ruhig bei Ihren Arbeiten bleiben. Es würde sich nicht lohnen, Ihre Jugendkraft in den Vorgängen des heutigen Tages irgendeiner Gefahr auszusetzen. Wir freuen uns sehr in der Hoffnung, Sie hier zu Ostern begrüßen zu dürfen — in welcher Hoffnung ich heute verbleibe

Ihr aufrichtig ergebener

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Zolas Schrift über Gustave Flaubert (Insel-Verlag).

81-84 An *Dr.* Arthur Dinter

Bayreuth, den 7. März 1919.

Geehrtester lieber Herr Dinter!

Ihr inhaltsreicher Brief vom 11. Dezember v. J. hat lange unbeantwortet bei mir gelegen. Ich weiß, Sie urteilen mit Nachsicht, da Ihnen aus Ihrem lieben Besuch in Bayreuth mein Zustand genau bekannt ist — der sich übrigens, seit Sie hier waren, nicht unbedeutend verschlechtert hat, namentlich in bezug auf das Sprechen. Es dauerte auch lange, ehe ich dazu kam, das freundlich mitgeteilte Buch von Deinhart [1] zu lesen, weil ich täglich nur wenig Zeit dem Studium widmen kann und doch so vieles vorhabe, was ausgedehnte Studien erfordert, die ich nicht gerne unterbreche. Eigentlich ist das Buch die Ursache, daß ich solange schwieg, denn ich wollte nicht eher schreiben, als bis ich es durchgenommen hatte, und als das geleistet war, mochte ich Ihnen nicht sagen, was ich darüber dachte. Es ist besser, ich bin ganz aufrichtig und bekenne mich als diesen Gedankengängen durchaus unzugänglich. Das ist in einem solchen Maße der Fall, daß ich mich unfähig weiß, ein Urteil zu fällen; denn nur wer sympathetisch in ein Werk eindringt, ist fähig, darüber zu urteilen. Freilich handelt es sich um Fragen, die jeden Menschen angehen; ich kann mich aber nicht überzeugen, daß unser Verstand hinreicht, ja, daß er in irgendeinem Maße befähigt ist, diese Dinge zu erfassen und darüber Ersprießliches auszusagen. Ich für meinen Teil bin zufrieden, mich auf das zu beschränken, was das Leben mir bringt — auch in bezug auf das, was unser harrt nach dem Tode; das werde ich später erfahren und befürchte, meine Zeit, die mir so knapp zugemessen ist, jetzt im

irdischen Leben damit zu vergeuden.

Den Eindruck, den Sie von Ihren ersten Studien der englischen Geschichte gewonnen haben, begreife ich gut; keine Geschichte ist interessanter, weil keine so gedrungen und so abgeschlossen einheitlich verläuft. Ich glaube aber, wenn Sie das erste Studium durch weitere ergänzt haben, werden Sie ein Grauen bekommen über die Härte und Grausamkeit, ja Seelenlosigkeit dieser Geschichte. Sie werden auch lernen, die angebliche Freiheit des „letzten Schiffsjungen“ auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. Gewiß gibt es eine besondere englische Freiheit; sie ist aber arg eingeengt; der Deutsche war bisher, sowohl im äußeren Leben, wie namentlich auch in bezug auf die innere Ausgestaltung seines Denkens ein bedeutend freierer Mensch. England wird seit 1000 Jahren von einer ganz kleinen Gruppe willenskräftiger Männer geleitet und beherrscht; zu der Kunst dieser Männer gehört es, dem ganzen Volke die Einbildung beizubringen, es ist frei, wo es in Wirklichkeit ein Mindestmaß an Selbstbestimmung besitzt und bei keinem Volke der Erde ein so krasser Unterschied Klasse von Klasse trennt und selbst dem begabtesten Manne aus dem Volke das Hinansteigen in höhere Lebensstellung ein für alle Male unmöglich gemacht ist.

Von Ihren Kant-Studien erfuhr ich besonders gerne. Ich rate Ihnen, sich dabei recht viel Zeit zu nehmen; Kant läßt sich nicht zwingen; auch bei ihm muß man die günstige Stunde abwarten und sich immerfort wiederholen, daß man ein Lebenswerk nicht in wenigen Wochen übersehend nachdenken kann. Überhaupt empfehle ich niemals allzu systematisch zu Werke zu gehen; man muß dem leitenden Engel Raum lassen zu allerhand überraschenden Wendungen.

Hat Ihre Vortragsreise stattgefunden und mit welchem Erfolg?

[…]

Die freundlichst mitgeteilte Besprechung Ihres Buches lege ich wieder bei, da sie Ihnen vielleicht dient und ich sie mir schon aus der „Deutschen Tageszeitung“ ausgeschnitten hatte. Soweit ich höre, findet das Werk den doppelten Erfolg der Bewunderung und der Anfeindung.

Das Gerichtsverfahren der „Frankfurter Zeitung“ gegen mich ist jetzt erst niedergeschlagen worden auf Grund der Amnestie. Es tut mir leid, für meine Rechtsvertreter — Jacobsen, Hamburg, hatte jetzt die Hauptsache übernommen —, da diese Herren ein enormes Material durchgearbeitet hatten, geeignet, das Ansehen jenes Blattes bei anständigen Menschen für immer zu zerstören. Doch für meine eigene Ruhe bin ich froh, diese Sache los zu sein und nicht mehr meinen Namen so herumgezerrt zu wissen.

Bei uns geht alles den gewohnten Weg, und wenn auch die abseitige Lage von Bayreuth uns von den meisten unserer Freunde jetzt trennt, so genießen wir doch wenigstens eine verhältnismäßige Ruhe und annehmbare Lebensmöglichkeit.

Mein neues Buch ist eigentlich schon fertig; die nie aufhörenden Unruhen in München und in Leipzig verhindern aber bisher das Erscheinen. Inzwischen stehen fast alle meine anderen Werke in Neudruck, denn Bücher werden gegenwärtig mehr denn je gekauft.

Für heute muß ich Ihnen Lebewohl sagen, denn ich bin müde und kann nicht weiterreden. Ich bitte Sie aber, Übles mit Gutem zu vergelten und mir möglichst bald über Ihr Wohlergehen und namentlich über Ihr Schaffen Nachricht zukommen zu lassen. Meine Frau grüßt mit mir auf das herzlichste, und ich verbleibe

Ihr treu freundschaftlich ergebener

Houston S. Chamberlain.

---

[1] „Das Mysterium der Menschen.“

Bayreuth, den 14. März 1919.

Hochverehrter lieber Freund!

Sie wissen vielleicht gar nicht, welche große Freude Sie mir mit Ihren lieben Zeilen vom 12. d. M. gemacht haben; denn Ihre Gefühle der Freundschaft erwidere ich auf das allerwärmste — und das will bei mir etwas sagen. Wir Nordländer leiden alle an einer gewissen Sprödigkeit des Gemüts, und ich gestehe offen, daß ich trotz aller Anerkennung und Sympathie, die ich gar manchen Männern dankbar entgegenbringe, sehr selten echte Freundschaft empfinde — eine Freundschaft, die zu unbeschränktem Seelenaustausch auffordert: Ihnen gegenüber aber war das vom ersten Augenblick an (in jenem herrlichen Lohengrinjahre, jetzt vor genau 11 Jahren) der Fall. Ich könnte noch über jede der wenigen Stunden, die wir zusammen genossen, ausführlich berichten, so lebendig fest blieben sie mir im Gedächtnis eingegraben. Und so hatte es mich denn schmerzlich berührt, als der Verlauf des furchtbaren Krieges uns allmählich auseinandergerückt hatte. Mit einem Worte geben Sie mir jetzt alles wieder zurück und beglücken mich dadurch innig.

Leider hat bei mir inzwischen eine Wandlung stattgefunden, durch welche ich noch schlimmer daran bin als Sie, mein Freund; Sie können nicht selber schreiben, Sie können aber wenigstens unbeschränkt diktieren; ich kann ebenfalls nicht schreiben, kann aber nur mit Mühe reden, und so bin ich denn in bezug auf den Verkehr mit abwesenden Freunden arg beschränkt und muß mich unfreiwilliger Kürze bequemen.

Als erstes lassen Sie mich mich des Auftrags entledigen, den ich von meiner Schwiegermutter, Frau Cosima Wagner, empfing. Sie trug mir auf, Ihnen zu sagen, wie sehr sie sich der Erinnerungen erfreut hätte, und sie versichert Ihnen, daß auch sie zu den schönsten Erlebnissen zählt die Zeiten gemeinsamer künstlerischer Arbeit. Auch ich habe mich außerordentlich über Ihre Worte bezüglich der hohen unvergleichlichen Frau gefreut. Bei jeder ihrem Lebenswerke gewidmeten Betrachtung auch z. B. in der sonst recht hübschen Schrift des Grafen Du Moulin bleibt gerade dieser Hauptpunkt entweder gänzlich unberücksichtigt oder flach und zum größten Teil falsch behandelt. Und doch müßte gerade diese für die Nachwelt festgehalten werden, und zwar je genauer und je ausführlicher, um so besser. Sie, lieber Freund, wären hierzu einzig befähigt. Was fast alle Künstler hemmt, wissen wir leider so genau, daß ich keine Worte darüber zu verlieren brauche; Sie dagegen besitzen die hohe Bildung, die weiten Kenntnisse und zugleich die feurige Begabung, ohne welche die Bedeutung dieser 20jährigen Tätigkeit nicht zu erfassen ist, viel weniger auszudrücken und zu schildern. Sie sollten entweder in Ihren Lebenserinnerungen oder an irgendeinem Ihnen passenden Orte Ihre Erfahrungen und Ihr Urteil niederlegen. Denken Sie daran.

Eine „Autobiographie“ habe ich nicht verfaßt; es wäre dies eine Aufgabe, die mir durchaus gegen den Strich ging; vielmehr habe ich lediglich versucht, das Entstehen des Schriftstellers in mir für die Freunde meiner Bücher zu schildern und ihnen insofern ein geschichtliches und auch ein persönliches Bild dieses immerhin eigenartigen Bücherschmiedes zu hinterlassen. Sobald die Umstände das Erscheinen ermöglichen, werde ich Ihnen ein Stück zukommen lassen. Freilich das religiöse Leben, auf das Sie anspielen, kommt in diesem Buche nicht zur Sprache; es eignet sich nicht für diesen Rahmen; ich bin beschäftigt, die Lücke auf eigene Weise auszufüllen.

Heute reichen meine Kräfte nicht weiter. Darum drücke ich Ihnen in herzlicher Treue die Hände, indem ich Sie bitte, Ihre hochverehrte liebe Gattin von mir bestens grüßen zu wollen.

Houston S. Chamberlain.

86-87 An *Dr.* Arthur Dinter

Bayreuth, den 18. März 1919.

Sehr geehrter lieber Herr Dinter!

Ihr Brief an den Oberrabbiner hat mir außerordentlich gefallen: Sie haben den Mut, der alles besiegt, und Sie wissen sich mit unzweideutiger Klarheit auszusprechen. Nur habe ich zufällig in den letzten zwei Tagen — in ganz anderen Studien vertieft — zwei wichtige Stellen gefunden in bezug auf jene ewige Frage, was das jüdische Gesetz unter einem „Nächsten“ versteht, zwei Stellen von entscheidender Wichtigkeit als Zeugen, daß darunter einzig ein Jude verstanden wird. Die eine Stelle stammt vom Bischof Lightfoot, der während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirkte und anerkanntermaßen einer der größten Theologen aller Zeiten ist; die andere Stelle findet sich in dem wundervollen Werke „Die vier kanonischen Evangelien“ des Heidelberger Theologie-Professors Adalbert Merx, Zeitgenossen Lightfoots, und der vielleicht das größte Sprachgenie unter den deutschen Theologen neuerer Zeit war. Beide Gelehrten waren nichts weniger als Antisemiten, vielmehr neigten sie als christliche Theologen zur Bewunderung des auserwählten Volkes, doch waren sie redliche Männer, bestrebt, der Wahrheit zu dienen, selbst dort, wo sie ihren Vorurteilen widersprach.

Die Stelle aus Lightfoot teile ich Ihnen beiliegend im Original mit. Auf Deutsch lautet sie: „Im Originaltext (Leviticos 19, 18) ist das Wort Nächster scheinbar auf das jüdische Volk beschränkt: Du sollst keinen Zorn hegen gegen die Kinder Deines Volkes, sondern Du sollst Deinen Nächsten wie Dich selbst lieben. Aus der Frage des Gesetzeskundigen (Lukas 10, 29) dürfen wir entnehmen, daß die Bedeutung dieses Ausdrucks einen häufigen Gegenstand zur Diskussion gab. Der Heiland erweitert und vergeistigt diese Bedeutung; und in diesem umfassenden Sinne als anwendbar auf eine allgemeine Brüderschaft aller Menschen gebraucht der heilige Paulus das Wort an dieser Stelle.“

Die Stelle aus Merx liegt in Abschrift bei. Sie befindet sich in dem obengenannten Werk „Die vier kanonischen Evangelien nach ihrem ältesten bekannten Texte; Übersetzung und Erläuterung der syrischen im Sinaikloster gefundenen Palimpsesthandschrift.“ 2. Teil, 1. Hälfte, Matthäus, Berlin 1902.

Heute habe ich zu mehr nicht Zeit und möchte nur hoffen, Ihnen mit dieser Mitteilung gedient zu haben. In warmer Freundschaft drücke ich Ihnen die Hand.

Houston S. Chamberlain.

87-88 An Baron J. von Uexküll

Bayreuth, den 20. März 1919.

Sehr verehrter lieber Herr Baron!

Die jammervolle Beschaffenheit meiner Leistungsfähigkeit können Sie daraus entnehmen, daß der schönste und erfreulichste Brief, den ich seit langem erhielt, zwei ganze Monate unbedankt auf meinem Tische liegt; zwar hatte dies für mich den Vorteil, daß ich ihn oft wieder las und mich immer von neuem daran erfreute, was auch bei meiner Frau und meiner Schwiegermutter der Fall war. Ganz merkwürdig ist es, daß eine rein wissenschaftlich leidenschaftslose Betrachtung geradezu trostreich wirken kann, — wie das hier in hohem Maße der Fall ist. Freilich gehört dazu der geniale unbestechliche Blick des großen und erfahrenen Forschers. Wenn dieser auf die noch so verwirrten

Geschehnisse fällt und klärend ihre Naturbedeutung und Naturnotwendigkeit aufzeigt, so fühlt man sich aus dem verwirrenden Jammer des Augenblicks erlöst, und selbst der Schmerz, wenn er auch nicht aufgehoben wird, weicht in den Hintergrund vor dem fesselnden Interesse des Beobachtens. Mit großer Ungeduld erwarte ich Ihre Veröffentlichung zu demselben Gegenstand; denn Sie haben mir geistig und moralisch wohlgetan, und so lechze ich nach mehr.

Um eines will ich dringend bitten: Nehmen Sie in Ihr Gesamtbild auch das Verhalten des Zentrums auf, denn dieses erscheint mir in der ganzen Geschichte des Krieges und der Revolution das Allerbedenklichste und mir — ich gestehe es — das Allerunerklärlichste. Man denke sich nur, das Zentrum hätte sich vom ersten Tage ab zu den staatserhaltenden Parteien geschlagen! Der ganze Krieg wäre anders geführt worden und wäre anders ausgefallen! Und nach dem Kriege hätte eine Zeit immer höherer Entwicklung anbrechen können, statt des heutigen wohl rettungslosen Niedergangs. Ich verstehe es schon, daß eine katholische Partei den Niedergang oder wenigstens der Ersetzung eines evangelischen Kaisertums als Ziel erstrebt, nicht aber, welches Interesse sie daran hat, alles Bestehende zugrunde zu richten. Das müssen Sie mir noch einmal erläutern.

Trotz aller Unruhen hat es den Anschein, als ob mein Buch kurz vor oder nach Ostern erscheinen würde. Mein Verleger, der für mich die Versendung an meine Freunde besorgt, hat Ihre Heidelberger Adresse. Hoffentlich erreicht sie diese!

Sonst steht hier alles beim Alten. Ich komme mit Schneckenschritten weiter, da ich nur mit Mühe die Seiten eines Buches umzudrehen vermag und keine eigenhändigen Notizen mehr machen kann. Doch wird jeden Tag ein wenig gefördert, und so bleibt denn das Leben noch immer lebenswert. Empfehlen Sie mich Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin auf das angelegentlichste und lassen Sie sich selbst die Hand warm drücken von

Ihrem treu ergebenen Freunde

Houston S. Chamberlain.

88-90 An *Dr.* Felix Groß

Bayreuth, den 30. März 1919.

Mein lieber guter Freund!

Ihr ausführlicher Brief hat mich ebenso interessiert wie erfreut; ich bitte, schreiben Sie nur ohne alle Bedenken, sobald Ihnen danach verlangt. Mir machen Sie damit immer Freude; nur müssen Sie mit sehr ungenügenden Antworten sich begnügen.

Von meinem kommenden Werke kann ich Ihnen wenig verraten, und zwar nicht allein, weil ich mich selbst scheue, über werdende Dinge zu reden, sondern vielmehr, weil ich selber, trotzdem ich dieses Vorhaben seit vielen Jahren im Kopf und Gemüt trage, noch nicht weiß, worauf ich hinaus will; das wird die Arbeit selbst erst zeigen müssen. In diesen Dingen ist es immer besser, gehorchen als willkürlich wollen. Vorderhand bin ich ganz vertieft in die Beziehungen zwischen Christus und Paulus und befinde mich sehr wohl dabei, weil der Gegenstand die Seele dermaßen ausfüllt, daß einem für alle Erbärmlichkeiten des Tages kein Interesse übrig bleibt. Was wollen alle Vorgänge um uns herum bedeuten angesichts jener Taten und Worte?

Habe ich Ihnen neulich vom heiligen Ignatius erzählt? Dessen Brief an die Römer ist wohl das großartigste Dokument menschlichen Heldensinnes, das mir je vor die Augen gekommen ist. Ich empfehle Ihnen diese Lektüre sehr und mache Sie noch aufmerksam, daß es zweierlei Rezensionen gibt: eine gefälschte lateinische, die viel längeren Text führt, und eine kürzere griechische, deren unzweifelhafte Echtheit Lightfoot nachgewiesen hat.

Ihre Ausführungen über die Wunder fand ich vortrefflich. Das Beste, was ich je darüber gehört habe, steht in Jean Jacques Rousseau: *„Lettres de la montagne“,* 1. Teil, 2. und 3. Brief.

Vor vielen Jahren, als er zu schreiben anfing, habe ich Aufsätze Sigmund Freuds in einer Wiener medizinischen Zeitschrift gelesen, von meinem Arzt darauf aufmerksam gemacht; sie schienen mir bedeutend, doch waren die Gegenstände seiner Forschungen gar zu unangenehm; seitdem las ich nichts mehr von ihm, und ich danke Ihnen für die Anregung, es von neuem mit ihm zu versuchen. Von Stöhr glaube ich vor langer Zeit ein Buch über die Materie gelesen zu haben und erinnere mich, den Verfasser in der philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien öfters gesehen und auch gehört zu haben: trocken und schwer, aber gut fundiert und anregend.

Ihre Sendung erwarte ich mit Freuden, mache Sie aber aufmerksam, daß es mir unmöglich sein wird, Bemerkungen hineinzuschreiben; kaum daß ich fähig bin, vielleicht hier und dort einen Strich anzubringen. Überhaupt fällt mir das Lesen von Handschriften recht schwer, weil ich die Blätter nicht umdrehen kann, doch sind sie einseitig geschrieben, so läßt es sich schon einrichten.

Von Uexküll erhielt ich in letzter Zeit höchst anregende Briefe. Er arbeitet eine Biologie des Staates aus und kommt dabei zu höchst bemerkenswerten Ergebnissen. Ein glücklicher Mensch, der hierin Trost findet für alle Leiden — die ihn als Balten besonders hart getroffen haben. — Ich glaube, er muß so ziemlich alles verloren haben.

Die „Lebenswege“ werden Sie sehr bald erhalten. Ich bitte um Nachsicht für dieses Werk; das erste, das ich nicht eigenhändig schreiben konnte, und man muß sich ans Diktieren erst gewöhnen.

Zum Schluß empfehle ich Ihnen als Titel „Der Mythos Wagners“ lieber als „Das Mysterium von Bayreuth“. Ich fürchte, letzterer Titel verleitet zu der Annahme, ein Konfusionsmeier treibe hier sein Wesen. Außerdem ist der erste Titel viel plastischer und auch richtiger.

Nehmen Sie vorlieb mit diesen kurzen Zeilen und lassen Sie sich die Hand warm drücken von

Ihrem

Houston S. Chamberlain.

90-92 An Ingenieur V. O.

Bayreuth, den 1. April 1919.

Sehr geehrter Herr!

Für Ihre freundlichen Worte und für Ihr mich beehrendes Vertrauen danke ich Ihnen bestens. Leider muß ich Ihnen gleich anfangs gestehen, daß mir in der Frage, die Sie mir vorlegen, die Unparteilichkeit so ganz und gar fehlt, daß ich mich selber blind glaube für die etwaigen Vorzüge jener Lehren.

Haben Sie jemals mein kleines Buch „Arische Weltanschauung“ in Händen gehabt? Wenn nicht — und da mir das Diktieren infolge eines Leidens schwer fällt — empfehle ich Ihnen, dort nachzuschlagen, und Sie werden die Gründe kennenlernen, die mich zu einem geschworenen Gegner der Theosophie machen. Zwar habe ich viele Jahre meines Lebens auf das Studium der echten altindischen Philosophie verwendet, doch gerade, weil ich die Weisheit der Brahmanen hoch verehre, lehne ich — mit diesen — alles ab, was vom Buddhismus sich herleitet. Natürlich bezweifle ich nicht die Überzeugung und die reinen Absichten mancher Bekenner solchen Glaubens, doch bin ich fest überzeugt, daß dabei am

Ende nur Schwindel und Betrug und schlimmste Geistesverwirrung herauskommt. Der Mensch ist nicht geschaffen, in alle Tiefen blicken zu können, und der ungeheure Wert jedes echten Religionsglaubens liegt nicht zum wenigsten darin begründet, daß er auf ein Wissen der für ihn unsichtbaren Dinge verzichtet und sich auf Gottes Gnade verläßt.

Soviel nur in kurzem über die Lehren selbst, die nicht wertvoller werden, wenn man sie aus Theosophie in Anthroposophie umtauft; ganz im Gegenteil.

Was nun im besonderen Herrn Rudolf Steiner betrifft, so hege ich seit Jahren eine besondere Abneigung gegen diesen Mann wegen dessen, was er an Goethe verbrochen hat. Zuerst gab er — es müssen wohl 25 Jahre her sein — die naturwissenschaftlichen Werke des großen Mannes in „Kürschners deutscher Literatur“ heraus, schickte aber voran eine endlose Einleitung, deren Ziel es war, Goethe für seine (Steiners) Ansichten zu verpflichten, und ich kann nicht anders, ich finde so etwas niederträchtig; selbst die besten Absichten entschuldigen es nicht, einen derartigen Mißbrauch zu treiben. Als dann die große Weimarer Ausgabe im Erscheinen begriffen war und die Philologen sich nicht zutrauten, mit Goethes naturwissenschaftlichen Schriften fertig zu werden, betraute man Steiner mit deren Herausgabe. Hierbei entstand nun ein noch skandalöserer Vorgang; er unterdrückte allerhand Dinge, die ihm nicht recht waren, und ordnete das übrige mit Verachtung aller Chronologie willkürlich an, und zwar mit der bestimmten Absicht, Goethe als Zeugen zu gewinnen — gewiß ein Verfahren, unwürdig einer wissenschaftlichen klassischen Ausgabe. Die Sache war so flagrant, daß die Herausgeber sich genötigt sahen, den dreizehn Bänden einen vierzehnten von einem anderen Herausgeber folgen zu lassen, in welchem sie das Unrecht gestehen, beklagen und — soweit es geht — wieder gut zu machen versuchen.

Sie selber als Mann der Praxis, der positiven Wissenschaft, was sagen Sie zu einem derartigen Verfahren, und welches Vertrauen würden Sie zu einem solchen Manne fassen?

Nun gestehe ich ein, daß ich seine sonstigen Schriften nicht kenne und auch niemals einen Vortrag von ihm gehört habe. Doch stand ein sehr lieber Freund von mir lange unter seinem Einfluß, wodurch sein Gemüt schwere Einbuße erlitt. Ein anderer meiner Freunde von energischem, heiterem Wesen ist zwar unter diesem Einfluß nicht düster geworden, aber — wenn ich so sagen darf — einseitig verrückt. Ein sonst sehr begabter und naturwissenschaftlich gebildeter Mann guten Urteils, ist er in gewissen Beziehungen einfach übergeschnappt, und ich fürchte immer, die Sache nimmt ein schlimmes Ende. Auch einen Jüngling kenne ich, der als Anbeter Steiners in eine immer bedenklichere Exaltation gerät, und für den ich ebenfalls sehr fürchte. Daher kann ich Ihnen nur den Rat geben: Tun Sie, was Sie können, um Ihren Bruder aus dieser schlimmen Verirrung beizeiten zu erretten. Es gibt so viel Gutes und Interessantes auf dieser Welt zu tun, und wir besitzen einen solchen Schatz in Hoffnungen für die Zukunft jenseits des Grabes: Was soll uns diese ganze Narretei angeblich Wissender, die in Wirklichkeit es mit keinem Dorfpfarrer aufzunehmen vermögen.

Meiner Gewohnheit gemäß habe ich rücksichtslos aufrichtig gesprochen und vertraue auf Ihren diskreten Gebrauch der ja nur auf Wunsch geäußerten Ansicht.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Houston S. Chamberlain.

93-94 An Graf Manfred Gravina

Bayreuth, den 16. Mai 1919.

Mein lieber Manfred!

Es war sehr freundlich von Dir, mir jene Schrift mitzuteilen. Ich studierte sie sofort gründlich durch und gab sie dann nach Wahnfried, wo sie mir versprachen, sie Dir baldigst zurückzusenden, was also hoffentlich längst geschehen sein wird.

Derartige Dinge gehen natürlich nie ab ohne *„special pleading“,* doch finde ich, daß Ihr damit keinen Mißbrauch getrieben habt, wie überhaupt eine gewisse Zurückhaltung in Sprache und Gedankenführung mir recht gut gefallen hat. Über einzelne Punkte wäre natürlich endlos zu diskutieren. So z. B., um nur das eine zu nennen: Wäre es nicht viel einfacher, zweckentsprechender und zugleich menschlicher, den deutschen Teil von Tirol an die Schweiz anzugliedern, wozu die Beschaffenheit des Landes und der Charakter seiner Bewohner sich vorzüglich eignen würden, wogegen sie unter Eurer Herrschaft stets nur ein unterjochtes Volk sein würden, dazu ununterdrückbar hartköpfig und dadurch eine Quelle ewiger Unruhen für Euch! Im übrigen aber bin ich der Meinung, daß Italien und das Deutsche Reich sowohl infolge ihrer geographischen Lage wie auch des Wesens ihrer Bevölkerung bestimmt sind, Freunde zu sein, und ich meine, Deutschland hat mehr Interesse daran, Italien groß und stark werden zu sehen, als am Gegenteil. Hingegen wird Frankreich niemals Euer wahrer Freund sein, wie es auch in der Vergangenheit dies niemals war: Es haßt Euch als Nachbarn und Rivalen und hat Euch immer betrogen, deswegen liegt es auch keineswegs in Eurem Interesse, Deutschland geschwächt, geschweige denn vernichtet zu sehen.

Aber was hat Eure Entente aus Europa gemacht! Die Arbeit von Jahrhunderten ist vernichtet, und gerade im Augenblick, als endlich man hoffen durfte, geordnete Verhältnisse vom englischen Kanal bis Konstantinopel herrschen zu sehen, herrscht statt dessen das Chaos, und man darf sagen, der „Balkan“ reiche jetzt von der Türkei bis nach Hamburg. Euer Bund wird sich als Vernichter der Zivilisation erweisen. Die zwei *enfants terribles* — die Polen und die Tschechen — die im Laufe der Geschichte ihre Unfähigkeit, etwas Dauerndes aufzubauen, dagegen ihre besondere Begabung im Zerstören bewiesen haben, die stellt Ihr als mächtige Staaten auf, was mit mathematischer Notwendigkeit zu nie endenden Unruhen führen muß.

Und dann, um auch hier nur einen Punkt herauszuholen, wißt Ihr denn alle nicht, daß Serben und Kroaten diejenigen Menschen sind, die sich am meisten auf der ganzen Welt hassen? Wohl mögen sie sich im Interesse ihres Ehrgeizes einen kurzen Augenblick verständigen, doch ich kenne sie gut, und ich weiß, daß es keine zehn Jahre dauert, ja keine fünf, vielleicht nicht ein einziges Jahr, bis sie sich in die Haare fallen. Die seelenlosen Westländer, die weder an Gott noch an Teufel glauben, ahnen nicht die unüberwindliche Kraft religiöser Gedanken: der griechisch-orthodoxe Serbe und der katholische Kroate werden niemals in Frieden unter einem Hute oder auch nur in einem Bunde leben können, vielmehr gehen wir da Religionskriegen entgegen.

Doch ich breche ab, da, wie Du bemerkt hast, mir das Reden und dadurch auch das Diktieren recht sauer fällt, und will Dir nur noch einmal sagen, wie herzinnig ich mich noch täglich über Deinen neulichen Besuch freue.

Und somit, liebster Manfred, lebe wohl für heute und denk‘ an mich bisweilen, wenn Du etwas Interessantes in Händen hast, was die allgemeinen Züge der werdenden Politik betrifft.

Dein

Houston S. Chamberlain.

94-97 An Baron J. von Uexküll

Bayreuth, den 23. Mai 1919.

Hochverehrter lieber Herr Baron!

Es peinigt mich nicht etwa das Gewissen, als erwarteten Sie von mir auf Ihre freundliche Sendung einen formalen Dank, aber der Wunsch, Ihnen wenigstens einige flüchtige Worte als Erwiderung zu widmen, läßt mir keine Ruhe. Freilich bin ich unvermögend, einen ausführlichen Gedankenaustausch über viele Punkte einzuleiten, doch kann ich es mir nicht versagen, Sie wenigstens meiner großen Freude zu versichern und Ihnen zu sagen, daß Sie Ihrem leidenden Freunde so schöne Stunden bereiten, daß diese geradezu als Linderung wirken.

Besonders entzückt war ich über Ihren Aufsatz (wohl die Darmstädter Rede?) über „Staat und Organismus". Das ist eine Ihrer glänzendsten Leistungen: klar wie Kristall und überzeugend wie ein Evangelium. Und die wundervolle künstlerische Steigerung!

Der Beweis, daß Volk und Staat entgegengesetzte Begriffe sind und das Wort „Volksstaat" infolgedessen einen flagranten Widerspruch in sich schließt, wirkt ebenso wohltuend wie erlabend in diesen Tagen, wo wir das blödsinnige Wort — das den heiligen Begriff des Volkes und den notwendigen Begriff des Staates beide aufhebt — auf jeder Briefmarke erblicken müssen. Hoffentlich findet die kleine Flugschrift eine große Verbreitung.

Inzwischen trafen die beiden Fortsetzungen der „Biologischen Briefe" auch ein, und die erste, enthaltend die Briefe 4 bis 6, habe ich bereits mit Wonne eingesogen — flach auf dem Rücken liegend, mit geschlossenen Augen —, denn solche kleine Drucksorten kann ich nicht bewältigen; Folianten sind jetzt meine Vorliebe, denn diese liegen fest und unverrückbar auf dem Pult, und die seltene Umwendung einer Seite bringe ich mit mehr oder weniger Mühe zustande, wogegen die kleinen Broschüren herumfliegen und äußerst widerspenstig sich erweisen; somit bin ich darauf angewiesen, sie mir vorlesen zu lassen. Und nun hören Sie, welch schöne Erfahrung mir Brief 4 „Der Raum" brachte! Meine Frau las ihn mir vom Blatte weg vor, ohne irgendwo in Stokkung zu geraten und so richtig betont und angemessen moduliert, daß es ein Hochgenuß war, zuzuhören. Und nun, als ich am Schlusse meiner Begeisterung und Freude Ausdruck zu geben suche, gesteht sie mir mit der ihr angeborenen impulsiven Redlichkeit: ...„Ich habe kein Wort davon verstanden!"... Wie wunderbar klar, korrekt und unzweideutig muß ein Stil sein, damit ein Mensch, dem diese Gedankengänge völlig fremd und darum unverständlich bleiben, sie dennoch fehlerlos und mühelos vorzutragen vermag! So etwas dürfte wohl einzig bei Schopenhauer anzutreffen sein. Und ich beeile mich, hinzuzufügen, daß meine Frau im Laufe der folgenden zwei Briefe sich schon bedeutend besser in diese ihr neue Umwelt eingelebt hat. Ich weiß nicht, ob Sie selber dessen bewußt sind, wie unendlich fern derartige Betrachtungen zahlreichen Menschen liegen? Nicht nur fehlen ihnen die naturwissenschaftlichen Kenntnisse — das ist sogar das Wenigste, was ihnen abgeht —, vielmehr was fehlt, ist die Verbindung eines reinen Denkens mit einer reinen Anschauung und außerdem überhaupt die Fähigkeit, sich über das Denken zu besinnen: solche Menschen sind im Augenblick unfähig, zu verstehen, worüber geredet wird. Dies erwähne ich, weil ich glaube, es ließe sich vielleicht noch eine Brücke bauen, und daß die „Einführung in die Natur", wie ich sie geplant hatte, vielleicht als „Einführung in Uexküll" dienen könnte. Jedenfalls ist hier noch etwas zu leisten.

Inzwischen bin ich vielleicht von allen lebenden Menschen derjenige, der am intensivsten diese Übertragung der tiefsten Gedanken Platos und Kants in die Weltanschauung der sichtbaren Natur genießt — und dafür danke ich Ihnen aus ganzer Seele.

Jetzt bin ich so ziemlich am Ende meines Sprechvermögens und will nur kurz erwähnen, daß unseres Keyserlings Schrift über „Deutschlands wahre Aufgaben" ganz anders auf mich gewirkt hat. Zwar fehlt es nicht an Geist, an anregenden Paradoxien und an unerwarteten Bezügen zwischen weitentfernt liegenden Punkten, und das alles gewährt eine gewisse Unterhaltung; doch welche entsetzliche Sprache! Man hat den Eindruck, als ob der Mann nie einen Satz zweimal läse, ehe er ihn dem Druck übergibt. Und dieser Sprache entspricht der Gedankengang, und wer sich in diesen Gedankengang hineinfindet,

findet ein Chaos widersprechender und zum großen teil ganz falscher Behauptungen und Ideen. Da wird mit Phrasen und landläufigen Schlagwörtern operiert, denen nichts Wirkliches entspricht: Auch die Alldeutschen waren keine Imperialisten, ich stehe ihnen nah und kann es bezeugen; und daß der Krieg durch die drei unfähigsten Reichskanzler der Weltgeschichte verloren ward — im Bunde mit dem von ihnen geduldeten Reichstag — ist einfach eine Tatsache...

Doch betrete ich ein mir verbotenes Gebiet und eile abzuschließen, indem ich Ihnen in wärmster Freundschaft die Hand drücke, Ihnen danke, Ihre hochverehrte Frau Gemahlin herzlich begrüße und Sie beide bitte, auch fernerhin meiner gütigst zu gedenken.

Ihr

Houston S. Chamberlain

97 An Albert Vanselow

Bayreuth, den 18. Juli 1919,

Sehr geehrter Herr Direktor!

Vielen Dank für Brief und Sendungen. Das Beethovenbild macht mir riesige Freude; gerade in letzter Zeit haben meine Frau und ich uns sehr viel mit Beethoven beschäftigt, so daß Ihre Mitteilung uns doppelt interessiert. Auch mit dem neuen Lutherbild für die „Grundlagen“ bin ich durchaus einverstanden; ich kenne das Bild, besitze es in zweierlei Ausführungen und schätze es hoch, weil es weit besser ist als unser früheres.

Was Sie mir über den Absatz der „Lebenswege“ melden, freut mich sehr. Ich ziehe eine langsame, aber stetige Zunahme einem stürmischen Anfangserfolg weit vor, denn das eine beruht nur auf Zeitungsreklame, während das andere für eine Empfehlung von Mund zu Mund zeugt. Ich erhalte aus den verschiedensten Lebenskreisen von mir gänzlich unbekannten Menschen fast täglich Briefe über das Buch und habe den Eindruck, daß es bei den verschiedensten Menschen Interesse weckt.

Habe ich Ihnen schon gemeldet, daß das erste Kapitel meines neuen Werkes [1] bereits in Leipzig abgeschrieben wird?

Mit freundlichstem Gruße bin ich

Ihr ergebenster

Houston S. Chamberlain

---

[1] „Mensch und Gott“.

98-99 An Fräulein Sidonie Peter

Bayreuth, den 22. Juli 1919.

Hochverehrte Freundin!

Vielen Dank für die beruhigende Nachricht; so lange solch eine Schrift als Unikum vorliegt, ist man immer ängstlich, denn ein zweites Mal trifft es selbst ein Gesunder nicht,

viel weniger ein Leidender. Herzensdank für die versprochene Beihilfe. Mein Kapitel 2 wird schon täglich bearbeitet.

Auf Ihre Fragen kurz folgendes:

1. Sie haben wohl im Grimm das Wort „Gaden“ nachgeschlagen? Hätten Sie statt dessen im zweiten von Jakob Grimm noch selber bearbeiteten Bande das Wort „Buchgaden“ nachgeschlagen, Sie hätten gesehen, daß es ein altes deutsches Wort für Bibliothek ist und meines Erachtens das einzig brauchbare. Bücherei gehört zu Meierei, Weberei usw. und paßt darum keinesfalls für eine Privatsammlung. Übrigens leben die Zusammensetzungen mit „Gaden“ in der Schweiz noch heute und sind bei Konr. Ferd. Meyer häufig anzutreffen — so erinnere ich mich, bei ihm „Mädchengaden“ begegnet zu sein für das Schlafzimmer der Mädchen.

2. An Festspiele denkt gewiß mein Schwager, kann aber nichts beschließen, so lange die Verhältnisse so wenig Stabilität besitzen. Sie erfordern lange Vorbereitungen und bedeutende Kapitalien; daher große Vorsicht geboten ist. Ich brauche dies nicht weiter auszuführen.

3. Bitten um Aufsätze zur politischen Lage erhalte ich vielfach, und es ist nicht unmöglich, daß einmal Tag und Ort sich finden, wo ich mich veranlaßt sehe, das Schweigen zu brechen. Ich folge aber hierin, wie stets, unbeirrt meinem Instinkt, der mich bisher nicht fehlleitete, und bin überzeugt, für mich selbst sowie für die allgemeine Sache richtig zu handeln, wenn ich im Augenblick meine so sehr beschränkten Arbeitskräfte lediglich meinem neuen Werke widme. Sie müssen sich sagen, daß jede Erregung meinen Nerven Gift ist, und ein politischer Aufsatz läßt sich ohne leidenschaftliche Erregung nicht schreiben.

4. Sie hatten doch recht; ich erfahre von meinem Verleger, daß mein „Richard Wagner“ vergriffen ist und sich im Neudruck befindet.

5. Über Tristram Shandy kann ich heute nichts sagen, zweifle aber nicht daran, Sie noch zu bekehren.

Für heute muß ich schließen und tue es als Ihr in herzlicher Dankbarkeit ergebener

Houston S. Chamberlain.

99-100 An Frau Anna von Kekulé

Bayreuth, 4. August 1919.

Es wird ohne weiteres zugegeben, daß an der einen Stelle die Ausdrucksweise betreffend die „Geschichte“ und „Wissenschaft“ [1] schroff ausgefallen ist, wie das bei mir leicht geschieht, wenn ich gegen den Strom schwimme, und was außerdem in diesem Falle seine besondere Erklärung darin findet, daß der Brief an einen Freund gerichtet ist, der genau weiß, was ich meine, und wie ich‘s meine.

Unter Wissenschaft verstehe ich hier die exakte Wissenschaft, die auf Tatsachen fußt, die jederzeit durch Beobachtung oder Versuch von neuem mit unbedingter Sicherheit festgestellt werden können — was bei Geschichte niemals der Fall ist —. Nun finde ich aber in der deutschen Gelehrtenwelt die Tendenz, alles in Geschichte aufzulösen. Man nehme zum Beispiel die Gelehrtenarbeit über Goethe zur Hand: alles löst sich auf in Atome, indem für jede Dichtung, manchmal für jede Zeile angebliche Ursprünge nachgewiesen werden — ein Verfahren, bei dem schließlich die Persönlichkeit in Dunst aufgeht —. Hiergegen war es mein Bestreben, die Persönlichkeit als ewig bleibendes Phänomen hinzustellen, wie das die Wissenschaft der Natur auch tut.

Übrigens bezweifle ich, ob genaue Kenntnis der Geschichte zu politischem Sinn erzieht. In dieser Beziehung war ohne alle Frage Deutschland sowohl England wie Frankreich durchschnittlich weit voran. Die große Unwissenheit der Engländer tut nicht im geringsten

Abbruch der Sicherheit ihres politischen Instinktes. Hier wirken Charakterbildung und sorgsam unterhaltene Vorurteile weit stärker als die Geschichtsbildung…

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Bezieht sich auf einen Abschnitt im Brief V der „Lebenswege".

100 An Pastor Weingart

Bayreuth, den 19. September 1919.

Hochverehrter Herr Pastor!

Wiederum haben Sie mir mit Ihrer inhaltsreichen und so sehr gütigen Zuschrift vom 6. September die allergrößte Freude gemacht, für die ich Ihnen in notgedrungener Kürze, aber nicht minder herzlich meinen Dank sage. Vergessen Sie ja nicht Ihr Versprechen, uns noch einmal Näheres zu schreiben über Ihre Eindrücke von dem Buch, und reden Sie, bitte, ganz rückhaltslos; Sie machen mir damit die allergrößte Freude.

Trotz meiner Erkrankung, die mich allseitig hemmt und auch kaum zu „Worte" kommen läßt, insofern das Reden mir ungemein erschwert ist, habe ich dieser Tage das zweite Kapitel eines neuen Buches beendet, in welchem ich so kühn bin, Ihnen — oder wenigstens Ihren Herren Kollegen, den fachmännischen Theologen — ein wenig ins Handwerk zu pfuschen. Zwar ist es meine Absicht, gänzlich außerhalb der gelehrten Fragen zu bleiben und von Religion nur in der Weise zu sprechen, die jeden Menschen angeht; doch wird es sehr schwer, dies ganz zu vermeiden, und namentlich der Laie, der für deutsche Leser schreibt, darf manche Dinge nicht behaupten, ohne sich auf Professoren zu berufen. Ich selber finde das Unternehmen tollkühn; jedoch das Alter und die Nähe des Endes gibt einem Mut. Nun, wir wollen sehen, was daraus wird!

In Verehrung und mit herzlichster Begrüßung verbleibe ich

Ihr sehr ergebener

Houston S. Chamberlain.

101-104 An Großadmiral von Tirpitz

Bayreuth, 16. November 1919.

Euere Exzellenz

haben mir die Ehre erwiesen — eine Ehre, die ich hochzuschätzen weiß —, mir ein Exemplar Ihrer „Erinnerungen" zukommen zu lassen; ich bitte Sie, den Ausdruck meines ehrerbietigsten Dankes entgegennehmen zu wollen. Zugleich bitte ich in der Verspätung dieses schuldigen Dankes keine Unachtsamkeit zu erblicken: als Verfasser von Büchern kenne ich aus Erfahrung die hohlen Danksagungen für noch ungelesene Schriften und hasse sie; darum habe ich gewartet, bis eine gründliche Kenntnis Ihres Werkes mir den Wert des gütigen Geschenkes einigermaßen zu würdigen erlaubte.

Leicht fällt es mir nicht, Ihnen über meine Eindrücke zu sprechen; ich habe zu viel auf dem Herzen, und es wird mir schwer, nicht zu Superlativen zu greifen, die man doch

anderseits heute gerne vermiede.

Das eine ist sicher: dieses Buch ist eines der tragischsten der Weltliteratur. Die alten Germanen (im weiten Sinne dieses Wortes) pflegten stets das Lied des *besiegten Helden* am höchsten zu schätzen; diese Gattung ist um ein ergreifendes Stück reicher geworden: dem Helden ist hier nichts erspart geblieben — er hat nicht einmal mit seinem vaterländischen Lebenswerk zugleich untergehen dürfen, sondern hat machtlos zusehen müssen, wie es vernichtet wurde! Worte reichen in diesem Fall nicht hin; doch schweigende Herzen — jetzt und durch die kommenden Jahrhunderte — werden Tränen vergießen.

Euere Exzellenz werden es einem berufsmäßigen Bücherschmied verzeihen, wenn er, um den Gemütseindrücken standhalten zu können, den Formfragen bei der Lektüre besondere Beachtung schenkte. Sowohl die Anlage im ganzen, als auch die Durchführung bis ins einzelne der Sprachgebung besitzt einen so hohen Grad von Vollendung, daß diesem Buche als Buch, und abgesehen von seinem Wert als geschichtliches Zeugnis, dauernde Bedeutung zukommt. Das ist sehr wichtig, denn die Gestalt allein verleiht einem Werke lebendige Wirkung auf die Zukunft:

> „Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
> Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt.“

Trotz der Verdüsterung, die uns allen es so schwer macht, uns über irgend etwas noch zu freuen, habe ich beim Lesen nicht selten laut aufgejauchzt über treffende Ausdrücke, lebenstreue Schilderungen und erquickenden Humor. Ja, je weiter ich las, um so mehr überkam mich ein Gefühl, welches eine Art Kontrapunkt zu der niederdrückenden Trostlosigkeit bildete: ich kann mir gut vorstellen, daß dieses Buch, unter unsere Klassiker aufgenommen, von sämtlichen Oberklässern Deutschlands als Pflichtaufgabe gründlich studiert werde, und würde mir in diesem Falle eine unermeßliche Wirkung im Sinne einer Wiederaufrichtung des Deutschbewußtseins und einer Erziehung zu weltpolitischem Blicke versprechen; womit Ihnen, dem Unterlegenen, eine wesentliche Mitwirkung an dem Wiederaufbau zufallen würde. Ich spreche dies aus, weil — wie gesagt — mir merkwürdigerweise gerade Ihr Buch in der Nacht der Hoffnungslosigkeit auf unbewußtem Wege den ersten Hoffnungsstrahl gebracht hat. Ich deute nur an; solche Dinge wollen mehr erraten als ausgesprochen werden.

Man hat Sie wegen der unumwundenen Namensnennung der öffentlich Beteiligten hart angegriffen: meiner Ansicht nach folgten Sie hiermit einem unbedingten Pflichtgebote. Die Wirtschaft mit XYZ paßt für ein gesellschaftliches Klatschbuch, wäre aber nicht am Platze bei einer derartigen Rechenschaftsablegung vor dem Gerichtshof der Geschichte, in einem Augenblick, wo persönliche Interessen in ein Nichts zerstieben und es darauf ankommt, allen Augen die volle Wahrheit zu enthüllen, weil aus ihr allein Umkehr und Wiederaufstieg hervorgehen können. Darum war es unerläßlich, die Haltung auch des Kaisers mit mathematischer Genauigkeit hinzustellen, wohingegen es einem Verbrechen gegen alle gleichgekommen wäre, hätten Sie aus falschverstandenem Pflichtbegriff sich hier hinter Phrasen verschanzen wollen. Nichts bewundere ich mehr als die Art, in der es Ihnen gelungen ist, ohne jemals ins Unehrerbietige zu verfallen, die entscheidende Persönlichkeit des Monarchen hinzustellen und die Wirkung, die von ihr ausging, aufzuzeigen [...] Letzten Endes hat der Kaiser, der für sein Reich das Größte und Beste wollte, unbewußt dem Manne, der es vernichten wollte, Eduard VII., in die Hände gespielt: eine besondere Tragödie inmitten der anderen.

Im Gegensatz zu Euerer Exzellenz ist mein Leben abseits von der Öffentlichkeit verlaufen, selbst mit Büchern bin ich erst sehr spät hervorgetreten, den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse betrachtete ich aus der Ferne — Kaiser Wilhelm ist der einzige hervorragende Mann der politischen Welt, den ich persönlich kenne. So mußte mir denn die Entdeckung bedeutenden Eindruck machen, daß meine politischen Überzeugungen auf der ganzen Linie mit den so ungleich genauer begründeten dieses Buches übereinstimmen. Einmal über das andere rief meine Frau aus: Das ist ja genau, was du immer gesagt hast! So wenig Ihnen an dieser Übereinstimmung liegen kann, mir

verursachte sie eine wirkliche Genugtuung.

Zu Ihrer grundwahren These, daß dem bloßen Welthandel keine Lebenskraft innewohnt, vielmehr erst Nationalbewußtsein und Machtentfaltung vorangehen müssen, fand ich neulich in Goldsmiths *„Deserted Village“* einen auffallenden Beleg. Dieses echt englische Bekenntnis lautet:

„That trade‘s proud empire hastes to swift decay,
As ocean sweeps the labour‘d mole away:
While self dependent power can time defy,
As rocks resist the billows and the sky.“

(Nebenbei gesagt sollen nach Boswell diese vier Verse aus *Dr.* Johnsons Feder stammen.)

Eine wunderbare Steigerung gewinnt das Buch durch den Anhang: allein mitgeteilt, wäre dieses Tagebuch fast nicht zu ertragen, während es so als Epilog eine unglaubliche Fülle von Leben über das Vorangegangene ausströmt und jeden Leser veranlaßt, das Buch noch einmal von vorne anzufangen. Aus diesem Stadium heraus stammen diese Zeilen, die ich Eure Exzellenz ersuche mit Nachsicht aufzunehmen; sie kommen aus einem vollen Herzen, welches sich möglichst zu beherrschen versucht.

Dem Schöpfer der herrlichen deutschen Flotte

in tiefster Ehrerbietung ergeben

Houston S. Chamberlain.

(Die Benutzung eines Faksimilestempels wollen Eure Exzellenz entschuldigen, da ich den Gebrauch beider Hände verloren habe.)

104-105 An Hauptmann Gerhard von Roon

Bayreuth, 26. November 1919.

Hochverehrter lieber Herr Hauptmann!

Gerade in diesen letzten Tagen hatten meine Frau und ich uns öfter gefragt, mit einiger Sorge, wie es Ihnen wohl gehen könnte; da kommt Ihr lieber Brief wie gerufen. Haben Sie Herzensdank! Namentlich die Nachricht, daß Sie sich in die heimatliche Gegend zurückgezogen haben und Bauer geworden sind, hat uns beglückt und beruhigt. Denn der furchtbare Krieg hat Sie und die Ihrigen wirklich über das Maß der Menschenkraft geprüft, und Ihre Nerven werden sich erst nach und nach in der ländlichen Abgeschiedenheit beruhigen und neue Kraft gewinnen. Dabei wird Ihnen die Betätigung an dem Jugendbund doch die Genugtuung verschaffen, daß Sie an dem Wiederaufbau des zertrümmerten Vaterlandes tätig sein dürfen; Sie bereiten Soldaten für die Zukunft und können sich also sagen, daß Sie Ihrem Lebensberuf nicht untreu geworden sind.

Auch wir haben das Buch von Tirpitz — das er die Güte hatte mir selber zu schicken — mit tiefem Eindruck gelesen. Es ist ein unvergängliches Werk und so lebendig, sogar humorvoll in der Auffassung von Persönlichkeiten, daß der trostlose Inhalt dadurch die Eigenschaften eines schönen Kunstwerkes gewinnt und dadurch erträglich wird.

Wenn meine Frau erst Muße dazu findet, wird Sie Ihnen wohl einen Bericht über uns auch schicken; meine Kräfte reichen dazu nicht, da mir das Sprechen täglich schwerer fällt; ich wollte nur durch einen baldigen herzlichen Gruß meine warme Dankbarkeit bezeugen und Sie bitten, auch fernerhin meiner in Freundschaft zu gedenken. Wenn Sie

einmal wieder schreiben, sagen Sie mir, bitte, etwas über den Herrn Rittmeister, von dem ich sehr lange nichts gehört habe und auch von dem Herrn Pastor, der mich vor längerer Zeit durch Zuschriften und Zusendungen erfreut hatte. Für heute muß ich schließen mit verehrungsvollsten Grüßen an alle die Ihrigen als Ihr herzlich ergebener

Houston S. Chamberlain.

105-106 An Baronin Emma Ehrenfels

Bayreuth, 28. November 1919.

Teuerste Freundin!

Ein Mann in meinem Zustand erfährt die Idealität der Zeit am eigenen Leibe: bei dem Mangel an jeder Möglichkeit der Abwechslung vergehen die Monate genau ebenso wie die Tage, und ich habe keine Ahnung, wann Ihr letzter Brief eintraf, und weiß nur, daß er mich wie immer auf lange hinaus mit lieben Bildern und Gedanken umgab. Heute erblickte ich Ihre Handschrift auf einer Adresse an Blandine Gravina — die inzwischen wieder nach Florenz zurück mußte, um ihre dortige langjährige Niederlassung aufzulösen, da es heute unmöglich ist für den, der seine Einnahmen aus Deutschland bezieht, im Auslande zu leben. Zum Glück ist der Briefverkehr dorthin offen und sicher, und so wurde Ihr Brief nachgeschickt und wird sie bald erfreuen.

Mit den wenigen Menschen, mit denen ich früher offenen Herzens Briefe zu wechseln pflegte, stockt jetzt der Verkehr nicht allein hauptsächlich an der Tatsache, daß das Reden und damit auch das Diktieren mir zunehmend schwerer fällt, noch mehr daran, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, gerade an diese Menschen durch Vermittlung zu schreiben: der ganze Sinn solcher Briefe ist die Vertrautheit, das zeugenlose Zuzweitsein. Ich muß darum darauf rechnen, daß Sie weiterhin mir aus der Fülle Ihres Herzens geben, ohne Gegengabe zu erwarten.

Im ganzen kann ich mich ja nicht beklagen. Zwar schreitet das Leiden vorwärts, aber das stand ja mit Sicherheit zu erwarten, und es ist bewundernswert, wie der Mensch gegen jeden neuen Körperwiderstand bald eine neue Technik zu erfinden weiß, während anderseits die Seele bei der langsamen Zunahme der Hemmungen Zeit hat, sich ebenfalls neu einzustellen. So nur kann ich‘s erklären, daß, trotzdem der Zustand bedeutend erschwert ist im Verhältnis zu heute vor einem Jahr, ich dennoch innerlich mehr Spannkraft aufbringe und insoferne weniger leide als dazumal.

Mein neues Buch [1] gewährt mir eine beglückende Beschäftigung — nicht allein während der Stunde, die ich vormittags, und während der Stunde, die ich abends der Arbeit widmen darf, sondern auch während der übrigen Stunden des Tages und der manchmal wachen Stunden der Nacht. Die zwei ersten Kapitel sind im ausführlichen Entwurf fertig und fast druckreif. Das dritte Kapitel — das umfangreichste Hauptstück des ganzen Werkes — steht zu zwei Drittel auf dem Papier, was mir das große Glück verschafft, mir sagen zu können, daß, wenn auch meine Kräfte vor dem Ende ausgehen sollten, dennoch ein Ganzes dastünde, ein verständliches, anregendes Bruchstück. Dies bildet den Hauptinhalt meines gegenwärtigen Daseins. Dazu kommt Lektüre und gelegentliche Musik. Von ersterer nenne ich aus letzter Zeit den Plato von Wilamowitz-Möllendorf, den man nicht ohne Gewinn durcharbeitet, und Tirpitz, dessen Werk nach meinem Urteil eines der klassischsten Denkmale neudeutschen Schrifttums bleiben wird. Den alten Franzosen und Engländern bleibe ich treu. Für Musik sorgen einige freundliche Künstler, ein Pianist, ein Geiger und mein Neffe, der Flötenspieler — der uns übrigens nächstens verläßt, da er in Dresden engagiert ist.

Ich werde zum Schließen ermahnt und breche darum plötzlich ab, indem ich Sie beide

von ganzem Herzen begrüße als Ihr ewig getreuer

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Mensch und Gott.

107-109 An König Ferdinand von Bulgarien

Bayreuth, 11. Dezember 1919.

Eure Majestät

werden es gewiß nicht ungnädig aufnehmen, wenn ein Mann, dem das lebendige Wort nicht mehr vergönnt ist, zu dem schriftlichen greift, damit er ja nicht als Undankbarer vor Eurer Majestät dastehe.

In meinem Buche [1] waren mir durch Gegenstand und Behandlung enge Grenzen gezogen, und ich habe nur hindeuten können auf die Verehrung, mit der ich zu Eurer Majestät hinaufblicke; auch handelt es sich mehr um ein Erraten und eine Ahnung, als um ein ausführliches Wissen; nicht etwa als hätte ich nicht manches verfolgt, was sich speziell auf die Entwicklung des bulgarischen Reiches bezog, — aber in die Kulissen der Politik — in denen das eigentlich Entscheidende vor sich geht — war ich abseits Lebender, seinen Studien Hingegebener nicht befähigt Blicke zu tun. Wie oft habe ich mich innerhalb der letzten zwanzig Jahre, wenn ich den großartigen Plan zu erraten glaubte, Mitteleuropa mit Vorderasien durch eine Kulturbrücke miteinander zu verbinden und in einem gewissen Maße zu verschmelzen, gefragt, welchem Kopfe dieser gewaltige Gedanke entsprossen sein mochte! Immer mehr lenkten sich meine Blicke nach Sofia, und zwar um so mehr, als ich an keinem anderen Orte einen schöpferischen Geist unter den Politikern wahrnahm. Was geplant war, hatte noch niemals in der Geschichte gelingen wollen — nicht einmal den römischen Imperatoren; denn damals blieb der Germane im Nordwesten unbotmäßig, während es im Südosten nie zu dauernder Gestaltung kommen wollte. Und siehe da, jetzt wäre es um ein Haar gelungen: die Züge hätten von Hamburg bis Damaskus und vielleicht noch weiter bis Teheran verkehrt und die ganze künftige Geschichte der Menschheit hätte eine neue Richtung genommen, indem an Stelle von Piraten und Industriemächten eine große sich selbst regierende Urkultur entstanden wäre, asiatischen Konservatismus und Tiefsinn mit allem Besten, was Europa zu bieten hat, vermählend... Wahrlich, ein herrlicher, königlicher Gedanke! Und nun durfte ich dem Schöpfer des größten politischen Gedankens, der seit langem gedacht worden ist, lauschen! Neben dem Dankgefühl wohnt das tiefschmerzliche Mitempfinden mit dem tragischen Inhalt des gegenwärtigen Augenblicks für den Mann, der fähig war, so etwas zu wollen, und auch fähig, es zu vollbringen — wenn nur nicht gar so viele von ihm zur Mitarbeit Angespornte nicht Stich gehalten hätten. Damit eine kleine Bemerkung, die ich neulich dazwischen zu werfen mir herausnahm, nicht etwa mißverstanden wird, bitte ich folgendes zur Ergänzung sagen zu dürfen. Mein Gedanke war etwa folgender: Da es sich erwiesen hat, daß das deutsche Volk — ohne welches der ganze Plan undenkbar war — noch lange nicht reif für das ihm zugedachte Schicksal war, so erscheint es nicht unmöglich, daß aus weiter Perspektive gesehen — sagen wir gleich aus Gottes Auge — der jetzige Rückschlag den Sinn eines *reculer pour mieux sauter* besitzen könnte und man somit nicht unbedingt der Verzweiflung sich hingeben müßte? In dem Falle nicht nämlich, wenn wir es für denkbar halten, daß es den vereinten Kräften edelster Männer — wie Deutschland sie jederzeit in großer Zahl besessen hat — gelingen könnte, ein besseres Deutschland im Laufe von, sagen wir, zwei Jahrhunderten hervorzubringen. Ich weiß ja, wie wenig Wert derartige Spekulationen besitzen; doch wie es in dem herrlichen Lied von Beethoven heißt: „Hoffen soll der Mensch; er frage nicht!“ Ich halte es für unmöglich zu leben, wenn man nicht hofft; gehört doch

nach dem Wort des Apostels die Hoffnung untrennbar zum Glauben und zur Liebe.

Das Wort Liebe ruft mich aber zu dem eigentlichen Ziele dieser Zeilen zurück. Als Eure Majestät neulich hinausschritten, fielen mir mit großer Innigkeit die Worte des Heilandes ein: „Was ihr dem geringsten unter diesen Gutes getan habt, das habt ihr mir getan." Niemals habe ich eine strahlendere, rein menschlich gewinnende und beglückende Güte erlebt. Für so etwas fällt es schwer, Worte des Dankes auszusprechen; solche christliche Karitas ist über den Dank erhaben, und ich begnüge mich damit zu sagen, daß ich dies empfunden habe und es im warmfühlenden Herzen treu bewahre. Auch daß die beiden Prinzessinnen mein Heim zu beehren geruhten, verdient ein Wort des Dankes.

Es freut mich hinzufügen zu dürfen, daß der Besuch Eurer Majestät meiner Schwiegermutter gesundheitlich vorzüglich bekommen ist. Auch sie hat diese Begegnung in trüber Zeit als ein stärkendes Glück empfunden und ist dem Spender dieses Trostes tief dankbar.

Mit der Bitte um gnädige Aufnahme dieser Zeilen verbleibe ich Eurer Königlichen Majestät ehrerbietigst ergebener Diener

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Lebenswege meines Denkens.

109-111 An Pfarrer Kutter

Bayreuth, 18. Dezember 1919.

Hochverehrter lieber Herr Pfarrer!

Sie glauben gar nicht, welche große Freude Sie mir durch Ihre lieben Worte vom 6. Dezember gebracht haben! Es war mir schmerzlich, seit Jahren — und was für Jahren — von Ihnen nichts zu erfahren, und ich selber kann die Feder nicht mehr halten und komme somit schwer dazu, einen Briefwechsel anzufangen. Es war von Ihnen eine christliche Tat, daß Sie mir sofort schrieben, als Sie von meinem Zustand erfuhren; Ihre Worte haben mir unendlich wohl getan, haben mir Freude und die Stärkung, eine Freundeshand in der meinen zu fühlen, gebracht. Noch einmal: Dank!

Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ein jedes Ihrer Worte den stärksten Widerhall in meiner Seele gefunden: sie schildern gleichsam meine eigene Erfahrung. Gottes Nähe habe ich zwar immer stark empfunden, doch nie so unmittelbar wie jetzt. Dazu kommt, daß ich ein kleines Buch, welches wahrscheinlich den Titel „Gott und Mensch" führen wird, in Arbeit habe, so daß meine Gedanken fast jede Stunde des Tages und manche Nachtstunde dort weilen, wo auch die Ihren daheim sind. Haben Sie eigentlich mein letztes Buch „Lebenswege meines Denkens" schon zu Gesicht bekommen? Bitte, melden Sie mir das auf einer Karte, damit ich Ihnen, wenn Sie es nicht kennen, ein Exemplar schicke. Ich weiß, Sie verfügen über wenig Muße, doch haben Sie alles aus meiner Feder mit so viel Freundschaft aufgenommen, daß ich kaum zweifle, auch dieses Buch wird Ihnen wert sein. In dem Vorwort erwähne ich, daß Freunde mich gebeten hatten, Bekenntnisse etwa unter dem Titel „Meine religiösen Erlebnisse" zu schreiben; hierzu habe ich mich nun freilich nicht entschließen können; doch griff ich ein altes Vorhaben wieder auf, für das ich schon vor dem Kriege manches vorbereitet hatte, und warf mich kühn in die Flut. Mit eigentlicher Theologie hat mein Buch natürlich nichts zu tun; so viel habe ich schon studiert, daß ich mich auf ein derartiges Wagnis nie einlassen würde; doch mußte ich mir sagen: in bezug auf Religion ist jeder Mensch Sachkenner — wenigstens insoweit, als sein eigenes Herz und sein eigenes Gewissen in Betracht kommen. Die Schwierigkeiten, die sich aus meinem Körperzustand ergeben, sind allerdings phantastisch und werden natürlich — es ist nicht

anders möglich — auf das Ergebnis zurückwirken. Dennoch bin ich guter Hoffnung, denn ich beende in diesen Tagen das dritte Kapitel, betitelt „Der Heiland“ — das umfangreichste und schwierigste des Buches, und somit hoffe ich, die folgenden vier Kapitel auch nach und nach fertigzubringen. Gerade in den letzten Tagen mußte ich manchmal lebhaft an Ihr frühes Werk, betitelt „Das Unmittelbare“, zurückdenken und lasse danach in meiner Bücherei suchen.

Da Frau Recher Ihnen von meinem Leiden erzählt hat, schätze ich mich glücklich, dieses Thema nicht behandeln zu müssen. Sie kennen meine Frau und wissen, in welcher Hut ich stehe. Außerdem lerne ich aus Erfahrung die Elastizität der Menschen-Natur kennen: der Mensch lernt sich in alles fügen und bei bedeutender Verschlimmerung des Zustandes fühle ich mich jetzt gefaßter und freudiger als vor einem Jahre.

Nun aber zwingt mich der Zustand der Kehle und der Zunge, mich für heute zu unterbrechen in der Hoffnung, gelegentlich wieder mit Ihnen kurze Mitteilungen auszutauschen, und sage nur noch einmal Dank und begrüße Sie aus vollem Herzen als Ihr in Verehrung und Liebe Ihnen verbundener

Houston S. Chamberlain.

111-112 An Architekt Friedrich Hofmann

Bayreuth, 10. Januar 1920.

Hochverehrter Herr und Freund!

Nehmen Sie unserer beider herzlichsten Dank an für Ihre inhaltreichen Zeilen vom 26. Dezember. Es ist uns stets eine besondere Freude, von Ihnen Nachricht zu erhalten, denn so weit her diese auch kommt, es ist immer Nachricht aus der uns gemeinsamen Seelenheimat. Es ist für mich sehr wertvoll zu erfahren, daß meine Schriften, die Sie so gut kennen und von Anfang an verfolgt haben, noch weiter in Ihrem Urteil bestehen — denn jetzt sind‘s mehr als ein Vierteljahrhundert, seit das „Drama Richard Wagners“ erschien, und es will was heißen, wenn eine Hervorbringung des Geistes nach dieser Spanne noch Anregung und Belehrung spendet. Von den „Grundlagen“ ist vor einigen Wochen eine neue Auflage (die 13.) erschienen, die ich Ihnen empfehlen kann, da eine Anzahl Fehler — zum Teil grober Art — der beiden vorangegangenen Auflagen hier verbessert worden sind. Auch der „Goethe“ ist jetzt in kleinem Format herausgekommen — leider nicht zum volksmäßigen Preise, der beabsichtigt gewesen war. Die „Lebenswege“ haben eine besonders freundliche Aufnahme gefunden. Mir geht‘s wie Ihnen: das Wort Buchgaden habe ich in Grimms Wörterbuch entdeckt, bin ihm aber sonst einzig bei Jeremias Gotthelf begegnet; vielleicht gelingt es, das Wort einzubürgern, das mir viel besser gefällt als Bücherei.

Auf ärztlichen Rat enthalte ich mich augenblicklich aller Befassung mit Politik und schreibe, so fleißig es mein Zustand nur erlaubt, an einem Werk über Religion und Christentum. Die drei ersten Kapitel stehen schon fertig auf dem Papier und würden eventuell als Bruchstück erscheinen können, doch habe ich keinen Grund, an meiner Fähigkeit, es zu vollenden, zu verzweifeln. Zwar sind die äußeren Hemmnisse groß, doch der Geist ist noch vollkommen frisch und bricht sich Bahn, dank der aufopfernden Beihilfe meiner Frau.

Müdigkeit verhindert mich heute, länger zu schreiben, und ich ende mit dem allerherzlichsten Gruß und Handschlag als Ihr treu ergebener Gesinnungsgenosse

Houston S. Chamberlain.

112-113 An Astronom Fauth

Bayreuth, 20. Februar 1920.

Sehr geehrter lieber Herr Fauth!

Vor vier Tagen träumte ich nachts von Ihnen und Ihren Planeten — früh traf Ihr lang erwarteter Brief vom 7. d. M. datiert ein. Mein Buch war Ihnen gleich beim Erscheinen im April vorigen Jahres zugedacht; es gelang jedoch dem Verleger nicht, es über die Okkupationsgrenze zu bringen; ich freue mich, es jetzt in Ihren Händen zu wissen und zugleich zu erfahren, daß die trostlosen Zustände der Gegenwart Sie an Ihren wissenschaftlichen Arbeiten nicht hindern — was ich befürchtet hatte. Die beiden vortrefflichen Jupiterbilder bereiten mir unausgesetztes Interesse, stehen doch Ihre früheren (darunter das prachtvolle große) auf meinem Tisch eingerahmt und sind mir auf diese Weise vollkommen vertraut geworden. Bei dem starken Fortschreiten der Lähmungserscheinungen, seit wir zuletzt Briefe wechselten, ist es mir kaum mehr möglich, überhaupt zu dem gestirnten Himmel hinaufzublicken, viel weniger vermag ich es, am Fernrohr zu arbeiten oder auch nur durchzugucken. Um so lebhaftere Freude machen mir Mitteilungen, wie Sie sie mir von Zeit zu Zeit vergönnen.

Ich hoffe doch, Sie werden bei beruhigterem Gemüte mit meinem Buche [1] fortfahren können; ich sollte mich sehr täuschen, oder es bietet Ihnen manche Anregung.

Auf Ihre politischen Bemerkungen wage ich kaum zu antworten aus Besorgnis, diese Zeilen würden dann nie in Ihre Hände gelangen. Ich selber habe mich auf ärztliche Anordnung möglichst aus jener Welt zurückziehen müssen und bin zu den Ewigkeitsfragen geflüchtet. Zum Glück für mich ist mein Hirn noch frisch und fähig, so daß, wenn ich nur Hilfe finde, ich noch schaffen kann. Und so stecke ich denn — trotzdem meine Hände kein Buch mehr zu halten vermögen und ich nur mühsam flüstern kann — bereits im vierten Kapitel eines neuen Werkes, das mein Denken bei Tag und bei Nacht ausfüllt. Dank der Hingabe meiner Frau ist mir dieses Glück noch vergönnt.

Meine Kräfte erlauben mir nicht weiter zu schreiben, darum schließe ich, indem ich Ihnen die Hand wärmstens drücke und Ihnen von Herzen schöne Erfolge in Ihrer göttlichen Wissenschaft wünsche.

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Lebenswege meines Denkens.

113 Über Graf Du Moulin Eckarts „Hans von Bülow“

Graf D. hat nach meiner Meinung einen *tour de force* vollbracht, indem er einen derartig ruhelosen Stoff durch Gestaltung zu der Ruhe eines bestimmten einheitlichen Eindruckes gebannt hat. Wenn das Werk von der ersten bis zur letzten Seite, ohne je nachzulassen, fesselt, so verdankt sich dieser Genuß nicht allein der faszinierenden Persönlichkeit Bülows, sondern in hohem Maße jener achtunggebietenden Gestaltungskraft, unterstützt durch feinsten Geschmack und sicheren Takt. Es ist ein wirklich schönes Buch.

Bayreuth.
10/2.21.

114-116 An Herrn Gonser [1]

Bayreuth, Wahnfriedstraße 1. 15. 5. 1921.

Verehrter, lieber Herr Gonser

Heute vor zwei Monaten schrieben Sie an mich: ermessen Sie daraus, in welchem Grade ich behindert bin, wenn ich einen *solchen* Brief solange ohne Erwiderung lasse. Hoffentlich hat Freund Gianicelli meinen Zustand recht drastisch geschildert; er ist dermaßen elend, daß man nur lachen kann, will man nicht weinen. Es fällt mir außerordentlich schwer, Worte vernehmlich auszusprechen: die Zusammenschnürung der Brustmuskeln stopft den Resonanzkasten zu, und die zunehmende Versteifung der Kehlkopf-, Zungen- und Kiefernmuskeln raubte mir einen Konsonanten nach dem anderen. Die mir am nächsten Stehenden sind zuzeiten unfähig, den Sinn meiner Rede zu erraten. Ermessen Sie, wie wenig ich da, in den mir ohnehin knapp bemessenen Arbeitsstunden zustande bringe. In diesen letzten Wochen durfte ich keine Minute den Arbeiten an meinem neuen Buche entziehen, sonst wäre ich nie damit zu Rande gekommen; ohnehin habe ich das Namensregister aufgeben müssen.

Dazu kommt noch ein anderes, das mich auch heute zwingt, den Hauptteil meiner Erwiderung zu unterdrücken: mein Leiden hat mir die Selbstbeherrschung über Gemütsbewegungen entrissen und zwingt mich infolgedessen zu einer künstlichen Reserve. Lassen Sie mich also in dieser Beziehung nur das eine sagen: es war seit vielen Jahren meine fest geplante Absicht gewesen, mich ungefähr in diesem Zeitpunkt nach einer jüngeren, helfenden Hand umzusehen, die mir bei Bewältigung der letzten Aufgaben sowie bei dem abschließenden Ordnen von Papieren, Briefen usw. behilflich hätte sein sollen; und nun bietet sich eine solche von selbst an! Aber in einem Augenblick, wo es mir eher zusteht, mich nach einem Grabgräber umzusehen als nach einem Amanuensis! Sie können sich vorstellen, daß dieses Zusammentreffen mir viel zu denken gegeben hat und mich vor die Frage stellte: Ironie des Schicksals oder Fingerzeig der Vorsehung?

Gewiß würde es genanntem Grabgräber an Arbeiten nicht fehlen; mir aber an Kraft, sie ihm zuzuweisen und zum ersprießlichen Ziele zu führen. Außerdem könnte ich es nicht verantworten, irgendeinem Menschen die Qual zuzumuten, beständig um mich zu sein. Jetzt, wo mein „Mensch und Gott“ im Begriffe steht, vom Stapel zu laufen, fühle ich deutlich, daß die schwerste Aufgabe, die vor mir liegt, die Beschränkung meines Schaffensdranges auf möglichst bescheidene Ziele sein wird, geschweige, daß ich mir die Fähigkeit zu weitausholenden, die Kräfte eines Zweiten befriedigenden Aufgaben zutrauen dürfte.

Freilich gäbe es, wie oben angedeutet, genügend zu tun für eine intelligente, taktvolle Hilfsarbeitskraft mit der Bibliothek und den Papieren, doch setzt auch dies wenigstens ein Mindestmaß an beständiger Teilnahme und Leitung meinerseits voraus, und ich fürchte, bei dem Grade meines Elendes würde dies Mindestmaß alle Kräfte absorbieren und somit auch der bescheidensten Originalarbeit den Lebensnerv durchschneiden. Oder aber mein freundlicher Helfer würde dasitzen und sich die Nägel kauen.

Zum Schluß noch eine materialistische Betrachtung. Wir gehören zu der weitverbreiteten Klasse der Kriegsverlustler: meine englischen Einnahmen habe ich infolge meines Bekenntnisses zu Deutschland verloren; meine Ersparnisse waren in sogenannten pupillar-sichern Papieren angelegt, die allesamt keine Zinsen mehr tragen, und so leben wir ohnehin weit über unsere Verhältnisse, und einzig die — trotz der erhöhten Preise — zunehmende Verbreitung meiner Bücher hält uns bisher über Wasser. Sparen ist aber bei meinem Zustand schwer möglich, im Gegenteil wachsen die Kosten der Pflege — ich bin also vollkommen außerstande, neue Lasten auf mich zu nehmen, es wäre ein sträflicher Leichtsinn.

Ich muß hier abbrechen; dieser Brief bedeutet eine Orgie für meine heutigen Gewohnheiten.

Habe ich in meinen „Lebenswegen“ erwähnt, daß es die Kirche von Gsteigwyler war, in

der ich auf der Orgel die Motive aus dem „Ring“ mir vorführte?

An Stelle der unterdrückten Gemütsäußerungen lege ich diesem Brief ein Bildchen bei, aufgenommen in meiner Bibliothek vor drei Jahren, und verfolge damit zugleich die Absicht, Sie zu veranlassen, mir ein gleiches zu gönnen. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich mich innig freuen würde, Ihnen die Hand zu drücken, wenn einmal Ihr Weg Sie über das schwer erreichbare Bayreuth führen sollte.

Voll dankbarer Gefühle Ihr ergebenster

Houston S. Chamberlain.

---

[1] Freiwilliger Helfer, der den Katalog der Bücherei aufstellte.

116-117 An General von Gleich

Bayreuth, 28. Mai 1921.

Hochverehrter Herr General,

in der notgedrungenen Kürze, deren Ursache Ihnen bekannt ist, beantworte ich die Zuschrift, mit der Sie mich beehren.

Ich schicke voraus, daß Ihre Flugschrift über R. Steiner mir bald nach Erscheinen durch Freundeshand zukam und mir von meiner Frau vorgelesen wurde. Wir beide freuten uns lebhaft über die frische und freie Soldatenart, in der Sie dem Gegner zu Leibe rücken. Wir haben auch unser Bestes getan, um in unserem Kreise der vorzüglichen Schrift Verbreitung zu verschaffen.

Herrn *Dr.* Scholz habe ich allerdings nicht die gewünschte Erlaubnis zur Bekanntgebung erteilen können, weil meine Zeilen an ihn völlig ohne Rücksicht auf die Öffentlichkeit geschrieben waren und vielleicht als persönlich beleidigend gedeutet werden könnten. Persönlich kenne ich von *Dr.*R. Steiner ausschließlich seine beiden Ausgaben der Naturwissenschaftlichen Schriften Goethes. In der ersten (in der Kürschnerschen Sammlung vor vielen Jahren erschienen) wirkte auf mich die Art höchst befremdend, wie der Herausgeber in einer langen Einleitung bestrebt war, Goethe zu einem Bekenner seines (Steiners) eigenen damaligen monistischen Dogmas zu stempeln und zu diesem Behuf vor keiner Gewaltsamkeit zurückschreckte. Später wurde er mit der Herausgabe der Naturwissenschaftlichen Schriften der großen Weimarer Gesamtausgabe betraut: da diese Ausgabe sich auf lückenlose Mitteilung der authentischen Texte beschränkt, hatte in diesem Fall der Herausgeber keine Gelegenheit, durch Einleitung und Anmerkungen die Leser zu beeinflussen. Dagegen geschah das mögliche, durch verworrene Anordnung, und in den Bänden 6 bis 12 (welche die organischen Wissenschaften behandeln) waren so zahlreiche Auslassungen wichtiger Bruchstücke geschehen, daß sich die Leitung veranlaßt fand, einen anderen Gelehrten mit der Herausgabe eines Ergänzungsbandes zu betrauen, der auf mehr als 500 Seiten heranwuchs.

Sie verstehen gewiß, daß ich mich nie mehr veranlaßt fand, Rats bei Herrn Steiner zu suchen. Außerdem lehne ich grundsätzlich jeden Okkultismus ab, sogar jede Befassung damit. Selbst in den Fällen, wo wirkliche Überzeugung und reine Absicht vorliegen, zeigt die Geschichte ausnahmslos, daß diese Richtung zu Wahnsinn und zu Unsittlichkeit unausbleiblich führt. Gott und Natur haben uns Menschen Schranken gezogen: sie überspringen zu wollen führt nicht zu höherer Weisheit, sondern zu gottverlassener Torheit.

Sie dürfen von diesen Zeilen im ganzen oder in Teilen jeden beliebigen Gebrauch machen.

Und hiermit wünsche ich Ihnen, hochverehrter Herr General, vollen Erfolg in Ihrem

mutig unternommenen Kampf gegen diese neue gefährliche Hydra, die über das kranke deutsche Volk herfällt, und verbleibe in wahrer Verehrung

Ihr ergebenster

Houston S. Chamberlain.

117-120 An Generall. Oskar von Chelius

Bayreuth, 5. Dezember 1921.

Hochverehrte Exzellenz,

Wir alle aus dem Wahnfrieder Kreise sind Ihnen mehr dankbar, als ich sagen kann, für Ihr eingehendes Schreiben vom 24. v. M. Es brachte uns die ersten wirklich authentischen Nachrichten über Leben und Stimmung im Hause Doorn. Ihre Schilderung hat alle tief bewegt. — Ich hätte meinen Dank früher ausgesprochen, wenn nicht am Tage nach Ihrem Brief ein ergreifendes Handschreiben von S. M. eingetroffen wäre, auf das ich ungesäumt erwidern mußte, und das Sprechen kostet mir soviel Anstrengung, daß ich äußerst langsam vorwärts mit dem Diktieren komme.

Aus diesem Grunde muß ich mich darauf beschränken, einige Worte zur Beantwortung Ihrer Frage wegen Bücher zu geben, und gehe auf den übrigen Inhalt nicht naher ein.

Aus dem Gebiet der Naturwissenschaft würde ich vor allem das kleine, aber klassische und epochemachende Buch von Baron J. v. Uexküll *„Umwelt und Innenwelt der Tiere“* nennen, das vor einigen Wochen in 2. verbesserter Auflage erschienen ist. Es handelt sich um ein fachwissenschaftliches Werk, das aber jeder Laie von gutem Willen verstehen kann. Desselben Forschers *„Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung“,* eine Sammlung von populären Aufsätzen, enthält manches Hinreißende. Wissen Sie, ob S. M. sich schon befaßt hat mit Werken des zu so großem Ruf gelangten Neurologen *Schleich?* Für meinen Geschmack ist er zu wortreich, aber andere urteilen anders. Ich würde raten, mit dem *„Schaltwerk der Gedanken“* anzufangen, von wo aus man nach Bedarf sich in den übrigen Büchern zurechtfinden kann. Ein schönes neues Abbildungswerk ist: *E. Dacqués „Vergleichende biologische Formenkunde der fossilen niederen Tiere“.*

Ich habe mich in den letzten Jahren viel mit *Carlyle* abgegeben und diesen Geist dem Ernst der Gegenwart sehr angemessen gefunden. Es gibt prachtvolle Briefsammlungen, einschließlich der sehr unterhaltenden von Jane Welsh-Carlyle; dann die *„Reminiscences“* und *„Das Leben John Sterlings“* (vielleicht die schönste Biographie in englischer Sprache); seine großen Werke brauche ich nicht zu nennen. Sehr unterhalten haben mich die Romane *Victor Hugos,* für die ich früher niemals Muße hatte; *„Les misérables“* ist ein grandioses Werk, voller Szenen, die unvergeßlich im Gehirn eingegraben bleiben. *„Les Travailleurs de la Mer“* enthält zwar öde Strecken, die man aber überfliegen kann, um ebenfalls Großartiges zu ernten. Ein gleiches gilt von *„Notre Dame de Paris“;* auch *„Bug Jargal“* — eine Episode aus dem Negeraufstand auf S. Domingo — ist famos. Ein ganz besonderes Labsal bot mir die erneute Beschäftigung mit *Walter Scott;* ich fand dessen letzte *„Waverley“,* die für minder gelten — z. B. *„Peveril of the Peak“* und *„Anne of Geyerstein“,* doch sehr fesselnd: kaum ein anderer füllt die Phantasie so ganz aus. Unter modernen historischen Romanen würde ich empfehlen: *Agnes Harder „Die Kinder Thors“,* sehr originell und anregend im besten deutschen Sinn. Noch fällt mir ein die prachtvollen Lebenserinnerungen von *Nettelbeck:* ein Buch voll Abenteuer zur See und endend mit der heldenhaften Verteidigung von Kolberg. Ein fesselndes Buch von der ersten bis zur letzten Zeile ist *Richard Wagners: „Mein Leben“.* Ich erwähne nicht *Prescotts „Conquest of Mexico“* und *„Conquest of Peru“,* weil ich voraussetze, daß diese Meisterwerke der

Geschichtsschreibung S. M. bekannt sind, ebenso wie *Motleys „Rise of the Dutch Republic"*. Es ist überhaupt auffallend, wie ungleich interessanter die englischen Gelehrten zu schreiben pflegen als die deutschen; so z. B. sind sämtliche Bücher von *Ramsey* (dem Theologen und Reisenden) auch rein als Unterhaltungslektüre genußreich.

Natürlich könnte ich noch stundenlang fortfahren und bin gern bereit, auf nähere Anfragen eingehend zu antworten. Für heute mag, in Anbetracht der Umstände, das Wenige und Sammelsuriumartige genügen.

Mit nochmaligem Dank verbleibe ich

Euerer Exzellenz

verehrungsvoll ergebenster

Houston S. Chamberlain.

Frau Wagner sowie mein Schwager Siegfried haben mit Rührung und großer Freude von den allerhöchst persönlichen Zeichnungen von Patronatscheinen vernommen; beide bitten Sie, verehrte Exzellenz, ihren tiefstgefühlten Dank bei Gelegenheit übermitteln zu wollen!

120-121 An den Oberbürgermeister der Stadt Bayreuth

Bayreuth, 2. Juni 1922.

Hochverehrter Herr Oberbürgermeister!

Seit mehreren Tagen ist Ihre sehr geehrte Zuschrift vom 24. Mai in meinen Händen; nur zu gut wissen Sie, was mich hemmt, und ich zweifle nicht, auf Ihre unbeschränkte Nachsicht rechnen zu können, wenn ich erst spät und unvollkommen danke.

Ich darf behaupten, kein Mensch auf Erden könnte die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Stadt Bayreuth höher schätzen und tiefer empfinden als gerade ich, der ich von weither komme, und dem seit jungen Jahren die Gewinnung echt deutscher Kultur mit dem Begriff „Bayreuth" eng verknüpft war. So kam es, daß, als ich die „L e b e n s w e g e m e i n e s D e n k e n s" zu schildern unternahm, ich mich veranlaßt fand, den Hauptabschnitt „Mein Weg nach Bayreuth" zu betiteln. Das alles führte auch äußerlich zu häufigen Berührungen: bin ich erst seit 14 Jahren Einwohner dieser Stadt, so will ich Ihnen verraten, daß ich am 24. Juli dieses Jahres den vierzigjährigen Gedenktag meines ersten Betretens Bayreuths feiere. Von da an war ich ständiger Festspielgast, habe in den verschiedensten Stadtteilen gewohnt und somit zu zahlreichen Bürgern Beziehungen gewonnen, welche ausnahmslos freundschaftlichster Art waren und noch sind.

In Bayreuth war es mir Heimatlosen von der Vorsehung beschieden, eine Heimat zu finden.

Sie sehen, hochverehrter Herr Bürgermeister, welche hohe und herzinnige Bedeutung Bayreuth in meinem Leben zukommt, und können daraus ermessen, welche auserlesene Freude Sie und der verehrliche Stadtrat mir durch Ihren Beschluß gebracht haben.

Empfangen Sie bitte den Ausdruck meines wärmsten Dankes, und haben Sie die Güte, diesen Dank den verehrten Herren vom Stadtrat zu übermitteln.

Verehrungsvoll ergebenst

Houston Stewart Chamberlain.

121 An den Evangelischen Presseverband für Deutschland, Berlin

17. August 1922.

Unter allen Büchern überragt das Evangelium durch die Universalität seiner Wirkung die anderen, denn es bietet denen, „die arm an Geist sind“, ebenso reiche Anregung, Tröstung und Stärkung, wie den durch Rasse und Bildung Begünstigten. Durch ein Wunder blieb uns das Buch bewahrt, voll Kraft und Würde, einem heiligsten Geheimnis zum Gefäß zu dienen. Zwei Jahrtausende haben bewiesen, daß der Wirkungsgewalt dieses Buches zum Segen der Menschheit die Zeit nichts anhaben kann.

Houston St. Chamberlain.

121-122 An Adolf von Harnack

18. Oktober 1922.

Hochverehrte Exzellenz,

Wie sehr gütig von Ihnen, des Kranken zu gedenken und ihn durch eine so große Freude zu überraschen.

Wir haben uns sofort auf das Buch [1] gestürzt, das meine Frau mir abends vorliest, und genießen die meisterlichen Verdeutschungen. Soeben beendige ich Ihr herrliches Marcion-Buch, das ich mit Leidenschaft gelesen und mit Gefühlen tiefster Dankbarkeit für diese Belehrung über die zwei bedeutenden Religionsgenies, Marcion und Appelles, aus der Hand lege —

Verzeihen Sie die durch mein Leiden bedingte Kürze und gestatten Sie mir, Ihnen die Hand bewegt drücken zu dürfen.

Houston S. Chamberlain.

—————

[1] „Augustin, Reflexionen und Maximen.“

122 An den Generalquartiermeister von Stein

23. Oktober 1922.

Hochverehrter Herr General,

Eure Exzellenz haben mir mit Ihrem gütigen Schreiben eine derartige Freude bereitet, ja, Sie haben mir damit ein wahres Labsal gespendet, daß ich es nicht unbedankt lassen kann. Gehört doch Ihre Gestalt zu den Allverehrten seit den Augusttagen des Schicksalsjahres 1914, und sind Sie uns doch so nahe getreten durch Ihre „Erlebnisse und Betrachtungen“. Leider bin ich durch eine grausame Erkrankung aus der Zahl der Lebenden gleichsam gestrichen und kann nur äußerst mühsam selbst nur diese wenigen

Worte diktieren, aber Sie sollen wenigstens Ihr Hoffen segnen und Ihnen meinen Herzensdank überbringen mit aller Ehrerbietung.

H. S. Chamberlain.

122-123 An *Dr.* Erich Kühn

12/12. 22.

Sehr werter Herr *Dr.*, Ihre freundlichen Zeilen vom 7. d. M. erfreuen mich heute. Sind Sie ganz nach Graz gezogen? und kennen Sie dort unseren lieben alten Freund, den Architekten Friedr. Hofmann (Körblergasse 28)?
Ich habe dieser tage Ihren neuen Roman „Die Angeseilten“ beendet und beglückwünsche Sie zu einem so vortrefflichen Werk. In der Sicherheit der Linienführung bildet dieser Roman einen bedeutenden Fortschritt gegenüber „Rasse“. Ohne Schmeichelei kann ich sagen, daß ich ihn zu den allervorzüglichsten zähle, die ich kenne. Gleich der leitende Gedanke, den *spiritus rector* des Ganzen als schon aus dem Leben geschieden und dadurch unantastbar hinzustellen, ist ein meisterlicher Einfall. Die bunte Menge der Gestalten sind ein jeder so scharf und klar erblickt und hingestellt, daß man sie alle nach dem Leben gezeichnet wähnt; die Teilnahme flaut keinen Augenblick ab, im Gegenteil, die Spannung wächst von Abschnitt zu Abschnitt. Dies bestätigt mir im Augenblick Hans v. Wolzogen, der das Buch in einem Zug durchgelesen und sein Staunen darüber ausdrückte, wie es Ihnen gelungen sei, diese Aufgabe, unsere Gegenwart künstlerisch zu gestalten, so erfolgreich zu lösen.
Zum Schluß sei Ihnen für die zugrunde liegende prächtige Gesinnung noch ein besonderer Dank ausgesprochen! Ich könnte noch lange mit Ihnen über Ihr Buch sprechen — doch die Stimme versagt gänzlich.

Heil Ihnen!

Treulichst ergeben

Ihr

H. S. C.

P. S. Das Einzigste, was mir an Ihrem Buche nicht gefällt, das ist der Titel, man weiß nicht, was man sich dabei vorstellen soll.

123-124 An Maler Nachenius

Mai 1923.

Lieber Herr Nachenius,

Die zwei prachtvollen Blätter bilden einen kostbaren Schatz. Es sind beide Meisterwerke und so verschieden, daß sie die günstigste Vorstellung von der umspannenden Weite der Begabung des Künstlers geben. Der unheimlich großartige Drachenblutbaum wirkt in der wüsten Landschaft wie ein Symbol vom tropischen Afrika, ganz mächtig. Aber alle Herzen

fliegen zu den lieblichen Kornfeldern und zu den emsigen Schnittern. Es ist erstaunlich, wie viel Bewegung Sie in die Stoppelfelder zu bringen wußten. Das Ganze ist ein entzückendes Beispiel echt niederländischer Kunst. Ich habe beide sofort einrahmen lassen, um sie täglich unter den Augen zu haben. Nehmen Sie herzgefühlten Dank

von dem aufrichtigen Freund Ihrer Kunst

Houston S. Chamberlain.

124-126 An Adolf Hitler

Bayreuth, den 7. Oktober 1923.

Sehr geehrter und lieber Herr Hitler.

Sie haben alles Recht, diesen Überfall nicht zu erwarten, haben Sie doch mit eigenen Augen erlebt, wie schwer ich Worte auszusprechen vermag. Jedoch ich vermag dem Drange, einige Worte mit Ihnen zu sprechen, nicht zu widerstehen. Ich denke es mir aber ganz einseitig — d. h. ich erwarte keine Antwort von Ihnen.

Es hat meine Gedanken beschäftigt, wieso gerade Sie, der Sie in so seltenem Grade ein Erwecker der Seelen aus Schlaf und Schlendrian sind, mir einen so langen erquickenden Schlaf neulich schenkten, wie ich einen ähnlichen nicht erlebt habe seit dem verhängnisvollen Augusttag 1914, wo das tückische Leiden mich befiel. Jetzt glaube ich einzusehen, daß dies grade Ihr Wesen bezeichnet und sozusagen umschließt: der wahre Erwecker ist zugleich Spender der Ruhe.

Sie sind ja gar nicht, wie Sie mir geschildert worden sind, ein Fanatiker, vielmehr möchte ich Sie als den unmittelbaren Gegensatz eines Fanatikers bezeichnen. Der Fanatiker erhitzt die Köpfe, Sie erwärmen die Herzen. Der Fanatiker will überreden, Sie wollen überzeugen, nur überzeugen, — und darum gelingt es Ihnen auch; ja, ich möchte Sie ebenfalls für das Gegenteil eines Politikers — dieses Wort im landläufigen Sinne aufgefaßt — erklären, denn die Asche aller Politik ist die Parteiangehörigkeit, während bei Ihnen alle Parteien verschwinden, aufgezehrt von der Glut der Vaterlandsliebe. Es war, meine ich, das Unglück unseres großen Bismarck, daß er durch den Gang seines Schicksals — beileibe nicht durch angeborene Anlagen — ein bißchen zu sehr mit dem politischen Leben verwickelt ward. Möchte Ihnen dieses Los erspart bleiben!

Sie haben Gewaltiges zu leisten vor sich, aber trotz Ihrer Willenskraft halte ich Sie nicht für einen Gewaltmenschen. Sie kennen Goethes Unterscheidung von Gewalt und Gewalt! Es gibt eine Gewalt, die aus Chaos stammt und zu Chaos hinführt, und es gibt eine Gewalt, deren Wesen es ist, Kosmos zu gestalten, und von d i e s e r sagte er: „Sie bildet regelnd jegliche Gestalt — und selbst im Großen ist es nicht Gewalt."

In solchem kosmosbildenden Sinne meine ich es, wenn ich Sie zu den auferbauenden, nicht zu den gewaltsamen Menschen gezählt wissen will.

Ich frage mich immer, ob der Mangel an politischem Instinkt, der an den Deutschen so allgemein gerügt wird, nicht ein Symptom für eine viel tiefere staatsbildende Anlage ist. Des Deutschen Organisationstalent ist jedenfalls unübertroffen (siehe Kiautschou!), und seine wissenschaftliche Befähigung bleibt unerreicht: darauf habe ich meine Hoffnungen aufgebaut in meiner Schrift „Politische Ideale". Das Ideal der Politik wäre, k e i n e zu haben. Aber diese Nicht-Politik müßte freimütig bekannt und mit Macht der Welt aufgedrungen werden. Nichts wird erreicht, solange das parlamentarische System herrscht; für dieses haben die Deutschen, weiß Gott, keinen Funken Talent! Sein Obwalten halte ich für das größte Unglück, es kann immer nur wieder und wieder in den Sumpf führen und alle Pläne für Gesundung und Hebung des Vaterlandes zu Fall bringen.

Aber, ich weiche ab von meinem Thema, denn ich wollte nur von Ihnen sprechen. Daß

Sie mir Ruhe gaben, liegt sehr viel an Ihrem Auge und an Ihren Handgebärden. Ihr Auge ist gleichsam mit Händen begabt, es erfaßt den Menschen und hält ihn fest, und es ist Ihnen eigentümlich, in jedem Augenblicke die Rede an einen Besonderen unter Ihren Zuhörern zu richten, — das bemerke ich als durchaus charakteristisch. Und was die Hände anbetrifft, sie sind so ausdrucksvoll in ihren Bewegungen, daß sie hierin mit Augen wetteifern. Solch ein Mann kann schon einem armen geplagten Geist Ruhe spenden!

Und nun gar, wenn er dem Dienste des Vaterlandes gewidmet ist.

Mein Glauben an das Deutschtum hat nicht einen Augenblick gewankt, jedoch hatte mein Hoffen — ich gestehe es — eine tiefe Ebbe erreicht. Sie haben den Zustand meiner Seele mit einem Schlage umgewandelt. Daß Deutschland in der Stunde seiner höchsten Not sich einen Hitler gebiert, das bezeugt sein Lebendigsein; desgleichen die Wirkungen, die von ihm ausgehen; denn diese zwei Dinge — die Persönlichkeit und ihre Wirkung — gehören zusammen. Daß der großartige Ludendorff sich offen Ihnen anschließt und sich zu der Bewegung bekennt, die von Ihnen ausgeht: welche herrliche Bestätigung!

Ich durfte billig einschlafen und hätte auch nicht nötig gehabt, wieder zu erwachen. Gottes Schutz sei bei Ihnen!

Houston Stewart Chamberlain.

126-127 An Ludwig von Hofmann

Bayreuth, 20. Januar 1924.

Sehr verehrter Herr Professor,

Mit einem Schrei des Entzückens vernahmen wir von Ihrem Vorhaben, eine Reihe von Bildern zu P a n d o r a herauszugeben. Die einzigen mir bisher bekannten Illustrationen waren die feinen naiven Kupferstiche zu der Originalausgabe.

Unsere Phantasie hatte uns aber ganz irregeführt, indem sie uns vermuten ließ, wir würden Kompositionen in Ihrer zarten Farbengebung finden. Wir kannten Ihre Holzschnitt-Technik gar nicht. Doch wurden wir sofort für diese gewonnen, gleich beim ersten Blättern. Was uns zuerst bestach, war die schöne Freiheit der Bewegungen bei Geschlossenheit des Gesamteindruckes jedes einzelnen Blattes. Vollendet schön ist das Bild der Erscheinung der Elpore, der Schlafende Vater ist geradezu großartig! und wie hold schwebt die Tochter daher!

Ich bin erstaunt, zu welchen zarten Wirkungen Sie es mit dieser einigermaßen gewaltsamen Technik brachten, z. B. in dem „Vorhang“ und in den beiden Schlußbildern, die mir wie ein Kulminationspunkt erscheinen. Zugleich sind Ihnen, wie uns dünkt, die kräftigen Gewalttöne der Dichtung auch im Bildnis zu symbolisieren vortrefflich gelungen, der Prometheus, die Hand seines Sohnes umspannend, das aufgebrachte Hirtenvolk usw.

Bei einem einzigen Blatt kann ich nicht ganz mitempfinden — ich gestehe es in aller Naivetät, rechnend auf Ihre Nachsicht —; wahrscheinlich hängt es damit zusammen, daß mir in diesem Fall seit Jahren ein so bestimmtes Bild des Vorganges Vorschwebt, daß es mir schwer fällt, einer anderen Auffassung gegenüber mich gerecht zu erweisen. Ich rede von dem Pandorablatt. Ich stelle sie mir in diesem Augenblick weiter entfernt von Epimetheus, auch höher, und außerdem stelle ich sie mir schreitend vor, im Augenblick, wo sie um die Zypressen biegt: „Und jetzt hin um die Stämme schreitend, augenblicks weg war sie!“ Übrigens ist Epimetheus wiederum prachtvoll, und seine Gebärde deutet auf den von mir bezeichneten Augenblick.

Unsäglich freue ich mich, dieses einzige Werk fortan in einer so Schön gedruckten Ausgabe zu lesen! Ich liebe dieses Gedicht bis zur Trunkenheit als eine letzte Höhe in Goethes „Wahnkunst“.

Seien Sie von Herzen bedankt für die große Freude, die Sie einem Kranken gebracht

haben, und empfangen Sie mit Ihrer Gemahlin von uns beiden die herzlichsten Grüße!

Ihr verehrungsvoll ergebener

H. S. Chamberlain.

128 Coda

Bayreuth, den 15. August 1924.

Allzu gütige Freunde haben gewünscht, daß ich meine Stimme in diesem Augenblick erhebe, um zur Einheit zu mahnen.

Wenn ein Mann mit einem Fuß im Jenseits steht, erblickt er manche Dinge in neuem Lichte, namentlich erblickt er die großen Zusammenhänge und durchschaut manchen falschen Schein. Ich wollte, ich könnte einige Führer der völkischen Bewegung für einen Tag in meine Lage versetzen: ihnen würden die Augen sofort aufgehen. Über den Mittelpunkt — den heiligen — sind wir alle einig; warum aber über Nebensächliches hadern? Dieser alte kleinliche Fehler der Deutschen könnte einen zur Verzweiflung in d i e s e r Stunde bringen, wo uns Einheitlichkeit mehr als je not tut. Kommt es doch jetzt auf die Zusammenfassung aller reindeutsch Gearteten und Gesinnten an!

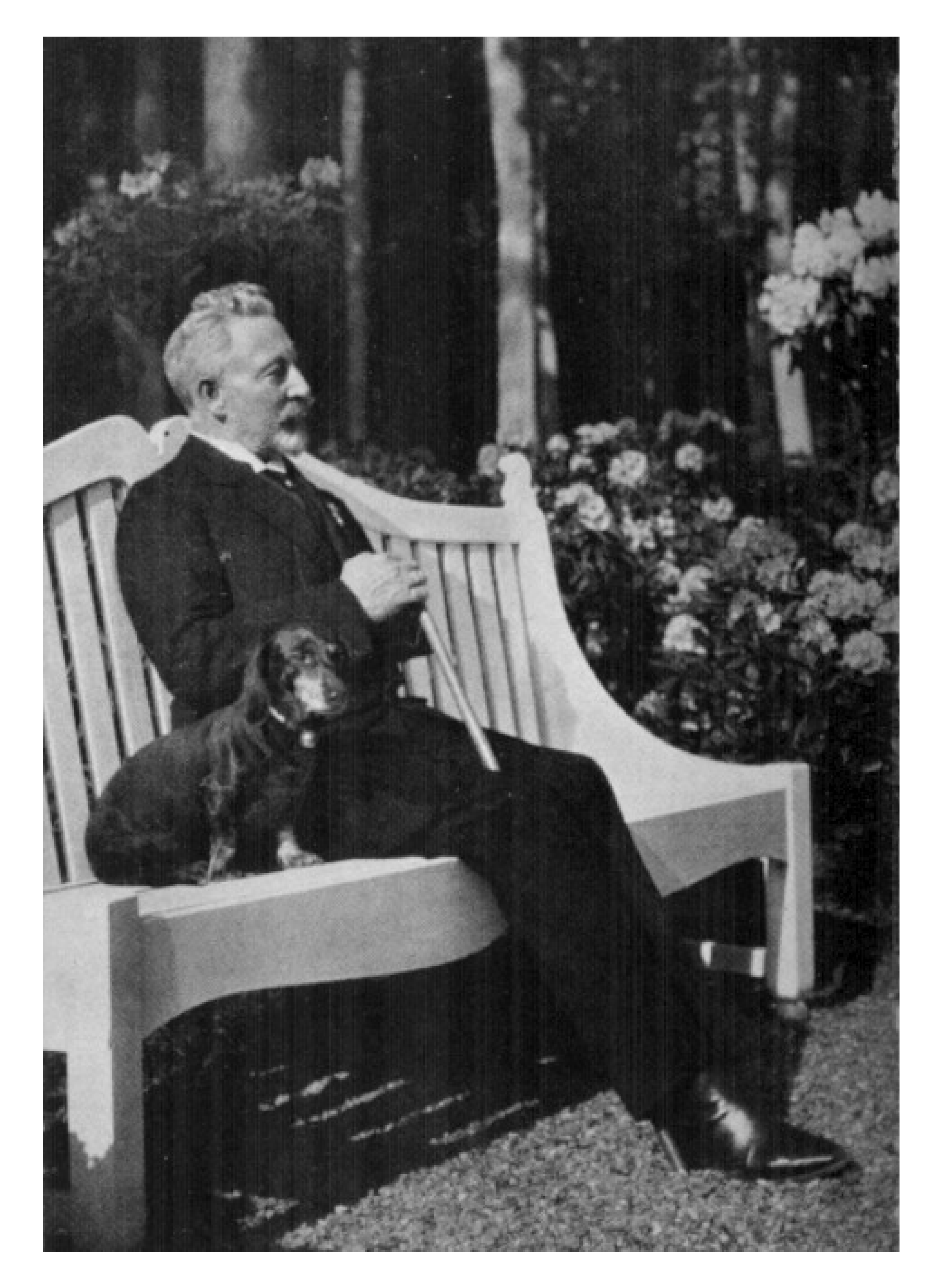
Gott gebe seinen Segen dazu!

Houston Stewart Chamberlain.

Seitenende / Einde pagina / End of page.

129

Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II.



Kaiser Wilhelm II, Hause Doorn, 1923.

130

Leere Seite / Blanco pagina / Blank page.

131 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Euer Kaiserlichen u. Königlichen Majestät

spreche ich für die mir gütigst zuteil gewordene Auszeichnung den ehrerbietigsten Dank aus. Ein Geschenk[1] aus der Hand des Deutschen Kaisers hat eine tiefe, symbolische Bedeutung für einen Mann, der, wie ich, gänzlich außerhalb des deutschen Elementes erzogen, nach und nach, durch eingehende Studien, durch freies Denken, zu der festen Überzeugung gelangt ist, das Heil der Menschheit sei an die Zukunft des deutschen Geistes

geknüpft. Dieser Geist aber, eng verwoben mit der hehren Sprache, in der ein Luther, ein Kant, ein Goethe zu der Welt gesprochen haben, kann der Macht als Unterpfand nicht entbehren. Und daß Preußen allein, mit seinem erhabenen Herrscherhause an der Spitze, befähigt ist, das in überreicher Eigenart stets wieder auseinanderstrebende Alldeutschland den Weg zur Macht zu führen, ist eine geschichtlich bewiesene Tatsache. Soeben habe ich innerhalb meines bescheidenen Wirkungskreises diese unbestreitbaren Wahrheiten wieder öffentlich vertreten[2] — bei Gelegenheit des Jubiläums, das heute alle Deutschgesinnten feiern. Und so glaube ich denn, das mir huldvoll überreichte Blatt nicht bloß als einen Beweis des allerhöchsten Interesses für mein literarisches Wirken betrachten zu dürfen, sondern auch gleichsam als die Besiegelung durch den Kaiserlichen Willen des Treueeides, den ich schon längst in dem Schweigen meines Herzens der heiligen deutschen Sache feierlich schwur.

Meinem englischen Vaterlande bleibe ich treu; doch hoffe ich, daß Euer Majestät geruhen werden, in mir wenn auch keinen Untertan, doch einen treuen und überzeugten Diener erblicken zu wollen.

In untertänigster Dankbarkeit

Den 18. Januar 1901.

Houston Stewart Chamberlain.

---

[1] Gedenkblatt zur Feier des 200. Jahrestages der Begründung des Königreichs Preußen.

[2] Aufsatz „Die preußische Rasse“, Tägl. Rundschau 1901, Beilage S. 3—5.

132-141 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Wien, 15. November 1901.

Eure Kaiserliche u. Königliche Majestät

haben mir gnädigst erlaubt, meinen Dank schriftlich auszusprechen. Nach Erledigung einiger dringendster literarischer Verpflichtungen und ehe ich mich von neuem in jene abgeschiedensten und glücklichsten Tiefen der schützenden Schale zurückziehe, wohin das Geräusch des hastigen Tages kaum dringt, und wo ich mein Kantbuch — so Gott will — bis zum nächsten Sommer zu vollenden hoffe, will ich von dieser Erlaubnis Gebrauch machen. Eure Majestät mögen die Gnade haben, folgende Zeilen beiseite zu legen, bis vielleicht an irgendeinem Abend auf dem lieben runden Tisch nichts Gescheiteres zum Lesen aufliegt.

Um mich deutlich zu machen, greife ich zum Bilde.

Eure Majestät wissen vielleicht — vielleicht wissen Sie auch nicht, denn selbst der Gebildete erfährt von diesen Dingen wenig oder gar nichts —, daß die alten arischen Inder das Königtum, die Macht des Alleinherrschers, die unbedingte Treue gegen den Monarchen für die unbezweifelbare Grundlage aller staatlichen Bildung hielten. Ihre Schriften sind voll von Aussprüchen hierüber. „Die Weisen hatten b e i d e Welten im Auge, als sie den Fürsten, das überaus große Wesen, schufen, indem sie dachten, er werde das verkörperte Gesetz sein“; „Wenn die Welt der Lebenden ohne Fürsten wäre, dann würden die Schwachen von den Stärkeren bedrückt werden, da alsdann niemand Herr über seinen Besitz wäre“; „E i n mächtiger Alleinherrscher bringt Segen dem Lande: viele Herrscher dagegen stiften hier, wie die vielen Sonnen vom Weltende nur Unheil“ — — — — derartige Sprüche welche diesen aus dem Mahâbhârata und Pançatantra angeführten gleichen, könnten zu Hunderten beigebracht werden. Es läßt sich nun denken, welche Ehrfurcht die

Könige bei solchen Völkern genossen, wie unantastbar und erhaben sie dastanden. Und zwar trotzdem die alten Inder klug genug waren und hinreichend witzig, um über die Schwächen der Fürsten, über ihre sehr menschliche Menschlichkeit ihren Spaß zu treiben, und trotzdem ihre Moralisten nicht müde wurden, die Gunst der Fürsten als ein prekäres Gut und das Leben am Hofe als das unerwünschteste Dasein zu schildern. Schon damals suchte eben die Vulgarität und das Strebertum den Thron zu umdrängen, und diese Umgebung verleidete manchen feineren Geistern seine Nähe. Doch gleichviel: Der Monarch war und blieb „das überaus große Wesen", vor dem ein jeder in Gehorsam sich neigte. Und stets — denn das habe ich zu sagen vergessen — stets gehörte er der Kriegerkaste an und war mehr von Militärpersonen als von anderen umgeben.

Einen sehr merkwürdigen Umstand berichten nun verschiedene Stellen der Upanishads. Bei einer einzigen Gelegenheit kam es nämlich vor, daß der Mann, in dem sich die monarchische Ordnung verkörperte, von seinem Throne herabstieg und sich verneigend einem anderen gleichstellte: das geschah, wenn ein D e n k e r so Vorzügliches zutage schuf, daß der König sich dadurch beglückt und gefördert fühlte. Doch unseren Professoren hat diese in der Brihadaranyaka (wenn ich mich recht entsinne) und auch anderen Ortes berichtete Tatsache viel Kopfschmerzen verursacht: entweder meinten sie, der Monarch habe sich mit so viel Gnade etwas vergeben, oder aber sie schimpften über die veränderten Zeiten und konnten es nicht erwarten, Könige zu ihren Füßen zu sehen. Ich glaube aber, die Sache ist anders zu deuten. Nicht vor dem Denker, vielmehr vor dem Denken verneigte sich der altindische König. Er selber, der Soldat und Herrscher, fühlte sich als Vertreter einer moralischen Weltordnung; die Erfahrung besonderer intellektueller Befähigung stellte ihn plötzlich einer neuen Offenbarung des uns umgebenden Göttlichen gegenüber, — und dem Gott, nicht dem Manne, galt die verehrungsvolle Gebärde. Wobei noch wohl zu beachten ist, daß einzig dem Denker gegenüber sie am Platze war, denn nur er war von der Welt losgelöst und daher unfähig, sie zu mißdeuten und zu Eitelkeit des Herzens umzuwandeln. — Freilich, ein scheinbar sehr hartes Paradoxon dürfte manchen Zuhörer bei dieser Deutung stören: bei dem König ist die Persönlichkeit eigentlich ein Nebensächliches, die Idee ist alles, und auch einem schlechten und bösen König muß man Gehorsam und Ehrfurcht erweisen, da nicht seine Individualität, sondern der soziale Gedanke, den er verkörpert, das Entscheidende ist; bei dem Denker dagegen ist die Persönlichkeit alles, — nur insofern sie bedeutend und ganz eigenartig ist, kann sein Denken für Fürst und Welt Bedeutung besitzen. Wie stimmt das nun, daß die dem Fürsten dargebrachte Huldigung der Person und die dem Denker dargebrachte der Sache gilt? Sehr einfach. Die Person des Fürsten ist die Verkörperung einer I d e e, darum bezeugen wir ihr — gleichviel ob sie persönliche Verdienste hat oder nicht — eine Verehrung, die wir dem verdientesten Einzelmenschen nicht erweisen würden; die Person des bedeutenden Denkers dagegen ist insofern das Allerunideellste, als sie notwendigerweise eine ungeheure, man könnte sagen „übertriebene" Ausprägung der I n d i v i d u a l i t ä t als ihre Bedingung voraussetzt. Der König ist — wie die Inder uns vorhin belehrten — „das verkörperte Gesetz"; der Denker dagegen kann nicht Gesetz sein; er ist er, sonst keiner, er ist sich selbst in seinem Denken Gesetz, sonst keinem. Darum gebührt ihm Anerkennung, nicht aber Huldigung; diese kann nur seinem Werke gelten. Und so verstehe ich, wie gesagt, recht gut, inwiefern der arische Soldatenkönig — sobald er selber geistig bedeutend war — sich veranlaßt sehen konnte, gerade diesem individuellen Träger eines Überindividuellen entgegenzugehen; denn die große allgemeine Weltidee, die in dem Kopfe des Denkers mehr oder weniger deutliche Gestalt gewinnt, muß auf die lebendige Verkörperung einer Idee wie ein Magnet auf einen Eisenstab wirken. Und so sehen wir denn an den verschiedensten Beispielen — auch außerhalb des altarischen Kreises —, daß Könige und Denker eine gegenseitige Anziehungskraft aufeinander ausgeübt haben. Nur dann aber kann sie Ersprießliches zutage fördern, wenn wie bei den alten Ariern, das Königtum dem Denker heilig gilt und er die Gnade des Königs weniger auf sich als auf die verborgenen Kräfte in seinem Innern bezieht, die dem allgemeinen Wohl dienen können und sollen.

Von einem Bild darf man nicht mehr verlangen, als es geben kann, doch glaube ich, daß

dieses Bild geeignet ist, Eurer Majestät eine genauere Vorstellung von meinen Gesinnungen bei und nach unserer Begegnung[1] zu geben, als es mir sonst möglich gewesen wäre auszusprechen.

Zu dieser allgemeinen Auffassung kommt aber noch das große persönliche Moment, und in diesem liegt eingeschlossen die innige und unauslöschbare Dankbarkeit. Denn besteht für den König die große Härte des Schicksals darin, daß er sozusagen nie — oder fast nie — ganz er selbst, ganz Mensch, ganz Individuum sein kann, so besteht für unsereinen die Härte darin, daß das Überindividuelle, das ihn in hohem Maße ausfüllt und ihn ewig aus den Schranken des Individuellen sehnsüchtig hinausdrängt, auf Schritt und Tritt von der Trivialität des Tages, von dem eisernen Gesetz, das ihn zwingt, er selber zu sein — nicht anders als die Menge, nicht mehr als ein jeder — zurückgedämmt, vergewaltigt, manchmal fast zu Tode gequält wird. Wohl schützt Einsamkeit; doch wie dann wirken? Und ohne Wirken, was wäre das Leben? Wirkt er aber, so ist er preisgegeben, und zwar waffenlos. Daher habe ich mich so viele Jahre hindurch nicht entschließen können zu schreiben, denn ich wußte wohl, was kommen würde; ich wußte, daß ich mein Glück — unbekannt, unbeachtet, ungestört zu leben — opfern müßte, und daß ich zu wenig Eitelkeit besitze, um in dem hohlen Widerhall der Notorietät einen Ersatz zu finden für die stolze Ruhe der Einsamkeit. Wie manchmal habe ich mir auch jetzt gesagt: „Hättest du doch, wie du es wolltest, dich auf einer Insel des Stillen Ozeans niedergelassen! Das Spiel der Wellen und ein paar Bücher! Das wäre gescheiter, als Verfasser der ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts' zu sein, den jeder Esel bewundern oder beschimpfen darf, wie es ihm gerade sein Flachschädel eingibt." Nun siegte aber — gottlob — das Pflichtgefühl; nächsten Frühling werden es zehn Jahre sein, daß ich zum erstenmal die Feder ergriff; seit jenem Augenblick habe ich nicht mehr geschwankt, und ich werde meinen vorgezeichneten Weg weitergehen, so lange Gott mir Leben schenkt. Doch ich weiß nicht, ob Eure Majestät, die das Unglück gekannt hat, vom ersten Schritt an alle Augen auf sich gerichtet zu wissen, sich vorstellen kann, wie schwer es ist, viele Jahre lang allen Glauben an sich aus sich selbst schöpfen zu müssen; gänzlich unbeachtet, ohne Ermutigung, ohne sichtbares Ergebnis, von früh bis spät zu arbeiten; immerfort nur zum Papier zu sprechen, ohne je einen Widerhall zu vernehmen? Und so gerät denn unsereiner, sobald er vor die Öffentlichkeit tritt, in einen Wald von Widersprüchen: er mag keine Notorietät und schreibt doch, um gelesen zu werden, viel gelesen — Goethe sagt: Wer nicht eine Million Leser für sein Buch erwarten kann, soll es lieber ungeschrieben lassen; Lob und Tadel berühren ihn fast gleich unangenehm, und dennoch streckt er in jedem Werke sehnend die Hand nach Freunden aus — — —. Wie nun den Mann finden, der nicht zur Menge gehört und daher alles gleich in den großen, kühnen Umrissen der Fernperspektive erblickt? Den Mann, der so frei dasteht, daß seine Anerkennung unmöglich interessiertes Schmeicheln, und so hoch, daß seine Kritik nicht Beleidigung sein kann? Wohl hatte ich Freunde, Freunde, die mich mit Achtung und Liebe umhegten, — doch da störte wieder mein kritischer Geist, der dem Freundesurteil nicht volle Gültigkeit beimessen wollte. Wahrlich, ich glaube, nur ein König konnte dem halb unbewußten Sehnen völlig genugtun. Unser guter Hans von Wolzogen meinte vor Jahren, die Sage, die Westmorelands stammten von Richard III. ab, müsse doch auf Wahrheit beruhen, und in meinen Adern flössen einige Tropfen Plantagenetblut.

Daher mein Hochmut und mein Ungestüm! Ich weiß es nicht. Was ich weiß, ist, daß Eure Majestät eine gute Tat an mir vollbracht haben, die wahrscheinlich kein anderer Mann vollbringen konnte; daß ich mich für die Jahre hingebender, geräuschloser, wissenschaftlicher Arbeit reichlich belohnt fühle, und daß weder der Spektakel, den augenblicklich die Zeitungen über die „Grundlagen" machen, noch selbst die so sehr wertvolle Anerkennung zahlreicher Fachgelehrten die eine Tatsache aufwiegen: daß der Deutsche Kaiser mit mir zufrieden ist. Und das ist nicht bloß Lohn; es bedeutet Kraft für die Gegenwart und Anspornung für die Zukunft. Wie die Stimme mir neulich versagte, so versagt mir heute auch die Feder, gewahre ich, wie reich die Gabe war, mit welcher Eure Majestät mich beschenkte. Echter Dank kann immer nur durch Taten zu Worte kommen.

Und noch eins, ehe dieser zu einer Epistel angewachsene Brief zu Ende geht.

Eure Majestät und alle Ihre Untertanen sind in einem Heiligtum geboren; die meisten

unter ihnen ahnen es freilich nicht, weil man das Tägliche — wie die Strahlen der alles Leben spendenden Sonne — nicht beachtet. Ich aber mußte einen langen, mühsamen Weg zurücklegen, ehe ich das Heiligtum auch nur von weitem erblickte, und dann noch kostete es Jahre heißer Arbeit, ehe ich seine Stufen betreten durfte. Darum schaue ich nur mit Schrecken auf meine Vergangenheit zurück; denn habe ich auch das, was man eine glückliche Kindheit nennen muß, gehabt, für meine Anlagen konnte es kein wahres Glück außerhalb des Deutschtums geben, und ich zittere, wenn ich daran denke, wie spät ich mit der deutschen Sprache in Berührung kam und daß ich sie leicht gar nicht kennengelernt hätte. Denn es ist meine innige Überzeugung — gewonnen durch jahrelange Studien, gewonnen in jenen feierlichen Stunden, wo die Seele mit dem Göttlichen um Erkenntnis ringt wie Jakob mit dem Engel —, daß das moralische und geistige Heil der Menschheit von dem abhängt, was wir d a s D e u t s c h e nennen können. In jener „moralischen Weltordnung“, von der Eure Majestät in Liebenberg öfters sprachen, bildet augenblicklich das deutsche Element den Angelpunkt, *le pivot central.* Die S p r a c h e ist es, die uns unwiderleglich davon überzeugt; denn Wissenschaft, Philosophie und Religion vermögen heute keinen Schritt weiterzumachen, außer in der deutschen Sprache. Und das Dasein dieser Sprache belehrt uns über etwas, woran die Erscheinungen des täglichen Lebens uns sonst nicht immer glauben lassen möchten: daß in diesem Volke die höchsten Fähigkeiten vereint sind, höhere als anderwärts. Sprache und Volksseele sind gegenseitig bedingend bedingt; jede wächst aus der anderen hervor; hier ist weiteres Emporblühen möglich, solange beide leben und ineinandergreifen; bei den Romanen sind beide tot; bei den anderen Germanen (ich denke namentlich an England) hat schon seit lange eine Entzweiung begonnen, dank welcher die Sprache nach und nach stumm wird (das heißt ein bloßes Medium für die praktische Verständigung, nicht ein Element, aus welchem neue Gebilde geprägt werden könnten) und die Seele infolgedessen nach und nach ihre Schwingen einbüßt und sich nur mehr wie ein Wurm auf dem Bauche weiterschleppt. Und weil die deutsche Seele unlösbar an die deutsche Sprache geknüpft ist, so ist denn auch die höhere Entwicklung der Menschheit an ein mächtiges, sich weit über die Erde hinausstreckendes, das heilige Erbe seiner Sprache überall behauptendes und anderen aufzwingendes Deutschland gebunden. Die positive Realpolitik des Deutschen Reiches, welche gewiß gar nicht zu nüchtern und *matter of fact* sein kann, bedeutet darum doch — wenigstens in meinen Augen — etwas anderes als die Politik anderer Länder. Der Angelsachse hat, von jenem Standpunkt einer moralischen Weltordnung aus betrachtet, sein Erbe verwirkt — ich spreche nicht von heute, ich schaue in die Jahrhunderte hinaus; der Russe ist nur die neueste Verkörperung des ewigen Tamerlanreiches, nimmt man ihm sein deutsches Kaiserhaus, so bleibt nur eine in sich zerfallende *matière brute;* auf den Deutschen allein baut heute Gott. Das ist die Erkenntnis, die sichere Wahrheit, die schon seit Jahren meine Seele erfüllt; um ihr zu dienen, habe ich meine Ruhe geopfert; für sie will ich leben und sterben. „Richard Wagner“, die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ und das „19. Jahrhundert“ (wenn ich mich dazu entschließen kann), die „Worte Christi“, „Immanuel Kant“ — und manches, was, so Gott will, folgen soll; der — nicht von Haß gegen die Semiten, sondern von Liebe gegen die Germanen eingegebene — Kampf gegen das zerfressende Gift des Judentums, der Kampf gegen den Ultramontanismus, gegen den Materialismus, der Versuch, die transzendentale Erkenntnislehre aus dem Besitz einer Gelehrtenkaste in einen Besitz jedes gebildeten Deutschen zu verwandeln, das Bestreben, die Religion aus syrisch-ägyptischen Fetzen loszuwinden, damit die reine Kraft des Glaubens uns eine, wogegen das Nachgeplapper sklavischer Superstitionen uns heute nur trennt, dazu später — wenn ich‘s erlebe — die völlige Umwandlung unserer Auffassung des Lebensproblems, wodurch sich unsere Naturwissenschaft auf einmal und zum erstenmal in Harmonie mit unserer deutschen Philosophie und Religion finden wird, das heißt, daß sie endlich eine wahre W e l t a n s c h a u u n g besitzen werde — — — — — das alles bedeutet für mich ein Schaffen und ein Kämpfen im Dienste des Deutschtums. Denn wahrlich, es handelt sich um gar wichtige Dinge, und hat der moralische Weltordner den Deutschen zu seinem Werkzeug erwählt, so muß dieser in der Erfüllung der gottgegebenen Pflicht ganz aufgehen, sich ganz darin verzehren. Und ist „das Deutsche“, wie ich vorhin sagte, der Angelpunkt, auf dem die Zukunft des Menschengeistes ruht, so ist der jetzige

Augenblick, das jetzige Jahrhundert — ich meine es — der Angelpunkt der Weltgeschichte. Jetzt heißt es: *To make or to mar.* Es gibt Epochen, wo Geschichte gleichsam auf dem Webestuhl weitergewoben wird, gerade oder schief, geschickt oder ungeschickt; doch immerhin so, daß Kette und Schuß gegeben und im wesentlichen gebunden sind; dann aber kommen Zeiten, wo zu einem neuen Gewebe die Fäden erst eingetragen, die Art des Stoffes und das Muster erst bestimmt und durch zweckmäßige Anordnung gesichert werden. In einer solchen Zeit stehen wir heute. Die Bildung des Deutschen Reiches im Jahre 1870 bedeutet zunächst nicht einen Anfang, sondern ein Ende. Jetzt kommt entweder ein „neuer Kurs" (wie Eure Majestät vorlängst erkannte) oder gar nichts; und in letzterem Falle hat Deutschland versagt und geht langsam unter, von den Wellen eines yankeeisierten Angelsachsentums und eines tatarisierten Slawentums ereilt und ertränkt. Jetzt ist der Augenblick, wo Zukunft aufgebaut wird. — — — — Wie steht aber ein armer, machtloser, vereinzelter Privatmann solchen Erkenntnissen gegenüber da? Und gar ein sogenannter „Ausländer"! Wollte er in politische Konjunkturen sich leitartikelnd mischen, so würde er sich zu den vom Grafen Bülow so trefflich verhöhnten Bierbankpolitikern gesellen. In das Schweigen der Studierstube ist er verbannt; seine einzige Waffe die Feder. Und anderseits, wie konnte ein solcher Geschichte studieren, ohne die Überzeugung zu gewinnen, daß die Zukunft der deutschen Sache an das Geschlecht der Hohenzollern gebunden ist? Wie wäre es möglich, das politische Chaos des heutigen reichstäglichen Reiches zu erblicken, ohne zu fühlen, daß nur hier seine Hoffnung Boden findet? Wohl ist das ganze deutsche Volk mit seiner unvergleichlichen Sprache der Quell jener Kraft, ohne welche die Hohenzollern selber nichts wären; doch das politische Heil, jenes Gestalten der äußeren Geschicke, ohne welche die innere Bestimmung nicht zur Erfüllung gelangt, kann nicht vom Volke bewirkt werden. In einer äußerst schwierigen Weltlage ist der einzige Trumpf, den das deutsche Volk in den Händen hält, der Besitz des Hohenzollernhauses. Nur die planmäßige Organisation bis ins letzte Detail, nicht — wie beim Angelsachsen — die ungebundene Freikultur des losgelösten Individuums, kann Deutschland zum Siege verhelfen. Die politische Massenfreiheit hat abgewirtschaftet; dagegen kann Deutschland mit der O r g a n i s a t i o n noch alles erreichen, alles! Hierin vermag es ihm keiner gleichzutun. Und an der Spitze dieser Organisation steht als erster Deutscher der König von Preußen.

Können Eure Majestät sich nun vorstellen, mit welchen Gefühlen ein Mann, der solche Überzeugungen als freie Errungenschaft, als seines Lebens Leben im Busen trägt, die Hand dieses ersten Deutschen in der seinen gehalten hat? Auch hier mag ich keine Worte mehr beifügen; was ich fühle, war mehr als Dank — etwas anderes als Glück.

Möge die ungewöhnliche Länge dieses Schreibens mir nicht als ein Mißbrauch der mir erwiesenen Güte gedeutet werden. Da Eure Majestät meinem Werke so lebhaftes Interesse entgegenbringen und es als ein wirkliches Gut für das deutsche Volk zu betrachten geruhen, so fühlte ich mich verpflichtet, Ihr einen tieferen Einblick in die innere Werkstätte zu eröffnen. Eure Majestät wurden schon in öffentlichen Blättern für das meinen „Grundlagen" bezeugte Interesse heftig angegriffen; um jene Skribenten kümmere ich mich nicht, doch Eure Majestät hat das Recht, genaue zu erfahren, wer ich bin.

Ich bin zu Ende. Nur das eine bleibt mir noch zu sagen übrig: daß meine Kräfte Eurer Majestät stets zur Verfügung stehen. Sollte die zwar allseitig beschränkte, doch bestimmte Art meiner Begabung — zum Entwirren, Disponieren, gegliedert Auferbauen — jemals und sei es in noch so geringfügiger Sache Eurer Majestät zu Nutzen oder zur Freude sich betätigen können, so wäre ich stolz, dienen zu dürfen; und inmitten meiner Arbeiten finde ich — wie alle vielbeschäftigten Leute — immer noch Zeit. Ich mache mich anheischig, Eure Majestät jederzeit davon zu überzeugen, daß ein freiwilliger Untertan für anderthalb gilt.

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät sowie Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestät der Kaiserin in tiefster Ehrfurcht und unwandelbarer Treue

ergebener Diener

Houston Stewart Chamberlain.

[1] 27. und 28. Oktober 1901 bei Fürst Eulenburg auf Schloß Liebenberg, 30. Oktober im Neuen Palais zu Potsdam.

141-144 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Neues Palais, 31. XII. 1901

Mein lieber Herr Chamberlain

Sie haben leider vollkommen recht, wenn Sie in dem Anfang Ihres packenden und ergreifenden Briefes der Vermutung Raum geben, daß ich wohl nicht über die Upanishads und andere indoarische Bücher Bescheid wisse; noch über die in denselben enthaltenen schönen Aussprüche der Weisen über die Herrscher! Ich gestehe meine Unwissenheit offen ein und bitte um Gnade! *Here you have me at a disadvantage!* Aber es war auch Anfang der siebziger Jahre kein Mensch vorhanden, gerade unter meinen Lehrern nicht, der auch nur im Entferntesten solche Kenntnisse aufgewiesen, kurz solche „Kultur“ gehabt hätte!

Wir quälten uns durch 1000 Seiten Grammatik, wir wandten sie an und gingen mit ihrer Lupe und Seziermesser an alles heran, von Phidias bis Demosthenes, von Perikles bis Alexander und gar an unseren lieben großen Homer! Und während aller der hundertfachen „Zerlegungsoperationen“, die ich an den Erzeugnissen der Hellenen vornehmen mußte, von wegen der „klassischen Bildung“, da bäumte sich mein Herz in mir auf, das auch in mir so lebendige Gefühl für Harmonie schrie in mir auf: „Das ist es doch nicht, das kann es nicht sein, was wir aus dem Hellenentum für die Förderung des Germanentums brauchen!“ Und das noch dazu unmittelbar nach und unter dem gewaltigen Eindruck des Krieges 1870, der Siege des Vaters und Großvaters! Diese hatten das Deutsche Reich zusammengeschmiedet; da hätten wir Jungens, das fühlte ich instinktiv, einen anderen Lauf unserer Vorbereitung bedurft, um nun die Arbeit in dem neuen Reich fortzusetzen, da wäre unserer schwer bedrückten Jugend ein Befreier wie Sie vonnöten gewesen! Der die indo-arische Quelle uns erschloß, aber niemand kannte sie!

Und nun mußte all das Urarische-Germanische, was in mir mächtig geschichtet schlief, sich allmählich in schwerem Kampf hervorarbeiten. Kam in offene Gegnerschaft zum „Althergebrachten“, äußerte sich oft in bizarrer Form, oft formlos, weil es mehr als dunkle Ahnung oft unbewußt in mir sich regte und sich bahnbrechen wollte! Da kommen Sie, mit einem Zauberschlage bringen Sie Ordnung in den Wirrwarr, Licht in die Dunkelheit; Ziele, wonach gestrebt und gearbeitet werden muß; Erklärung für dunkel Geahntes, Wege, die verfolgt werden sollen zum Heil der Deutschen und damit zum Heil der Menschheit! Sie singen das Hohelied vom Deutschen und vor allem von unserer herrlichen Sprache und rufen dem Germanen bedeutsam zu: „Laß ab von deinen Streitigkeiten und Kleinlichkeiten, deine Aufgabe auf der Erde ist: Gottes Instrument zu sein für die Verbreitung seiner Kultur, seiner Lehren! Darum vertiefe, hebe, pflege deine Sprache und durch sie Wissenschaft, Aufklärung und Glauben!“ Das war eine Erlösung! So! Nun wissen Sie, mein lieber Mr. Chamberlain, was in m i r vorging, als ich Ihre Hand in der meinen fühlte!

Lassen Sie mich Ihnen von tiefster Seele danken für dieses kostbare Juwel, welches Sie mir in Briefform übersandten! Wer bin ich, daß Sie mir danken? Doch nur ein armselig Menschenkind, das versucht, ein gutes Instrument für unseren Herrgott da droben zu werden. Das hat zur Folge, daß man das Menschenkind nicht verstehen will, kann oder mag und ihm daher vor allem das Leben so sauer zu machen sich bemüht als möglich, weil es eben ganz anders ist und ganz anderes will, wie bisher die und das „Althergebrachte“ und „Landläufige“!

Nein! Fürwahr, danken wir Ihm dort oben, daß Er es mit unseren Deutschen noch so gut meint, denn Ihr Buch dem deutschen Volk und Sie persönlich mir sandte Gott, das ist

bei mir ein unumstößlich fester Glaube. Sie sind von Ihm zu meinem Bundesgenossen erkoren, und ewig danke ich Ihm, daß Er es getan. Denn Ihre gewaltige Sprache packt die Leute und bringt sie zum Denken und natürlich auch zum Streiten! Angreifen! Was schadet es! Der deutsche Michel wird wach, und das ist für ihn gut, dann paßt er auf und leistet etwas; und wenn er einmal zu arbeiten angefangen, dann leistet er eben mehr wie alle anderen. Seine Wissenschaft in seiner Sprache ist eine Riesenwaffe, und es muß immer daran gemahnt werden! Denn „Vernunft — i. e. *common sense* — und Wissenschaft" sind unsere gefährlichsten Waffen, zumal im Kampfe gegen die Totenmacht von *„Ubiquitous"* Rom. Dann, wenn durch Sie die germanischen Katholiken erst in den offenen Konflikt zwischen dem Germanen und dem „Katholem", also „Römer" gekommen sind, dann sind sie „erwacht" und „Wissende" geworden, dessen, was die Beichtväter ihnen verbergen möchten; daß sie in schmachvoller Knechtschaft gehalten sind für „Rom" als Instrumente gegen „Deutschland", also *„Eritis sicut deus, scientes bonum et malum".* In dieser Hinsicht ist doch eine Bewegung zu bemerken, und Ihr Buch hat rasenden Absatz in den Kreisen gefunden. Gottlob. Erst für mich allein, dann an die um den Weihnachtstisch versammelten Meinigen habe ich Ihren herrlichen Brief vorgelesen, unter lautlosem Schweigen und tiefer Ergriffenheit aller Stände und Geschlechter, und die Kaiserin läßt Ihnen auch innigen Dank und Gruß sagen!

Und nun Gottes Segen und unseres Heilands Stärkung zum neuen Jahr 1902 wünsche ich meinem Streitkumpan und Bundesgenossen im Kampf für Germanen gegen Rom, Jerusalem usw. Das Gefühl, für eine absolut gute, göttliche Sache zu streiten, birgt die Gewähr des Sieges! Sie schwingen Ihre Feder, ich meine Zunge, schlage auf meinen Pallasch und sage trotz aller Angriffe und Nörgeleien

dennoch!

Ihr treu dankbarer Freund Wilhelm I. R.

P. S. Der Verkehr Harnacks bei mir hat „orthodoxe" protestantische Pfarrer und Kreise arg geängstigt. Das ist unseren Damen zu verstehen gegeben worden; diese haben dann auch Soireen, wo „positive" Herren waren, besucht! Mein Grundsatz „Nur keine Voreingenommenheit" ist den Leuten unbequem. Übrigens hat Harnack seine „Liegezeit", um Ihr Werk zu lesen, als eine „erzwungene" hingestellt! Ich bezweifle es, die Idee ist zu professorenhaft wahrscheinlich!

144-148 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

---

4. Januar 1902.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

spreche Ich in tiefster Ehrfurcht und aus bewegtem Herzen Dank für die gnädigen, schönen und bedeutenden Worte des Silvestertages aus. Mir war doch ein wenig bange; denn ich hatte in der vollen Erregung des empfangenen Eindrucks geschrieben, in jenem überbewußten Zustand, in dem man gute Bücher verfaßt; und als ich nun nach und nach erwachte und als es der nüchternen Alltäglichkeit durch allerhand Widerwärtigkeiten gelungen war, die geistige Temperatur auf wenige Grad über Null herabzustimmen, da mußte ich empfinden, daß ich von der mir erteilten Erlaubnis einen nicht ganz bescheidenen Gebrauch gemacht hatte. Doch Eure Majestät haben alle Besorgnisse zerstreut und mich dadurch beglückt und gestärkt; möchte Gott mir die Bewährung des Dankes ermöglichen.

Jemand fragte mich neulich: „Nun, was haben Sie für einen Eindruck vom Deutschen

Kaiser gewonnen?“ Es war einer jener nörgelnden Deutschen, die sich nur großartig benehmen, wenn die französischen Armeen diesseits des Rheines stehen, und er schaute mich mit verschmitzten Augen an, offenbar begierig, wie ich mich blamieren würde. Ich antwortete sehr langsam und zögernd: „Ja, wissen Sie, jetzt hab‘ ich‘s verstanden, daß Friedrich der Große Maupertuis, Voltaire und d‘Alembert nach Potsdam einlud.“ Der Mann tut keine weiteren Fragen.

Ich stecke augenblicklich bis über die Ohren in Philosophie. Der Zusammenhang zwischen Mythologie und Denken bei den arischen Völkern ist wert, studiert zu werden; er klärt uns über uns selber auf. Daß z. B. schon im Rigweda die Hirten zu den Açvinen, den ritterlichen Göttern des frühesten Morgenlichtes (Kastor und Pollux) beten: — wie sie die Nacht bekämpfen und dem Tage die Tore des Himmels öffnen, so möchten sie auch die geistige Nacht zerstreuen und den Menschen den Weg zum Wissen weisen —, ist rührend, nicht wahr? und von tiefer Bedeutung für die Erkenntnis unserer Art. Wogegen, wenn dann der „heilige“ Ambrosius uns versichert, „das Wissen ist eine schädliche Torheit“, wir ihm ein kräftiges *Vade retro, Satanas!* zurufen, überzeugt, daß, wer uns der Natur abspenstig macht, uns auch von Gott hinwegführt.

Für die „Woche“ schrieb ich neulich auf Verlangen einen kleinen Aufsatz „Die Natur als Lehrmeisterin: ein neues Bildungsideal“; doch scheint er den Leuten nicht gut genug zu sein, denn sie brachten ihn in der Weihnachtsnummer nicht, für die er bestellt war[1]. — Und ein anderes Mal ließ ich mich hinreißen, gegen den alten Rappelkopf und Konfusionsmeyer Mommsen eine Satire[2] loszulassen. Wer müßte nicht vor Wut schäumen über diese professoralen Dummköpfe, die den Juden auf den Leim gehen und das Spiel den Jesuiten, als wären sie dazu bestellt, machen? Man sagt, ich habe über die Schnur gehauen; Frau Cosima Wagner und andere gute Freunde schrieben mir entrüstet, trotzdem ich die tiefste Verbeugung vor dem großen Gelehrten als solchem gemacht hatte; ich werde mit den Prädikaten „erzklerikal“ und „antideutsch“ traktiert; und einige Zeitungen sollen mich so maßlos geschmäht haben, daß neulich ein Freund meine fünf Stockwerke hinaufkletterte, um nachzusehen, ob ich noch am Leben sei! Er fand mich höchst vergnügt und emsig, außerdem ahnungslos, da meine Hausgeister den ganzen zugeschickten Zeitungsschund zum Ofenanzünden monopolisierten. Dieser Professorenaberglaube ist in Deutschland fast eine Kalamität geworden. Ein Mensch, der über das Nervensystem der Maikäfer gelehrte Untersuchungen angestellt hat, darf über die kompliziertesten, ausgebreitetste Kenntnisse erfordernden und nur mit vorsichtigster Hand zu lösenden Aufgaben des öffentlichen Lebens *ex tripode* urteilen, und das deutsche Publikum, — welches Kanzlern und Ministern mit den Händen in den Taschen spöttisch-ungläubig zugehört hat — ruft einstimmig: „Hut ab! Jetzt spricht der Professor!“ *They ought to be hung several pegs lower;* auch der Wissenschaft könnte es nur dienen. — Infolge meiner Diatribe habe ich aber auch viele sehr interessante Zustimmungen und Mitteilungen erhalten. Die wichtigste Einsicht besonnener Männer scheint mir die zu sein, daß die Universitäten immer weniger das L e h r e n — die unmittelbare Wirkung auf Geist und Charakter der Jugend, die Heranbildung aufwachsender Geschlechter zu bewußten, freien, tatkräftigen Germanen (nach dem Beispiele Fichtes) — und immer mehr fast lediglich die rein wissenschaftliche Facharbeit als ausschlaggebend betrachten. Es geht so weit, daß bedeutende Gelehrte nur deswegen von den Fakultäten nicht vorgeschlagen werden, weil in Erfahrung gebracht wurde, daß sie gut reden, — auf die Zuhörer hinreißend wirken. „Gott bewahre uns vor einem guten Dozenten!“ rief ein kürzlich verstorbener Sanskritist aus in einer Sitzung der philosophischen Fakultät zu Berlin. (Prof. Harnack kann den Namen nennen.) Und ein hervorragender jüngerer Theolog, der gern ein so dringend notwendiges Buch über die frühen christlichen Jahrhunderte zur Aufklärung des gebildeten Laienpublikums herausgeben möchte, schrieb mir in diesen Tagen: „Ich darf es nicht wagen; meine Laufbahn wäre gebrochen, sobald ich ein populäres, ein nicht ausschließlich rein wissenschaftliches Werk publiziert hätte.“ Also der Professor darf dem Volk nicht dienen; die Herren wollen untereinander sein! Heißt das nicht eine verkehrte Welt? „Wenn du zufällig die Redegabe erhieltest, so halt‘ ‘s Maul und laß es dir nicht einfallen, weniger langweilig zu dozieren als wir, und wenn du zufällig schreiben kannst, daß wir dich nur ja

nicht außerhalb Poggendorfs Annalen erblicken, sonst wehe dir!“ Einzig wenn es gilt, den regierenden Faktoren das Amt erschweren und die vaterländischen Pläne durchkreuzen, dann — ja! dann ist‘s was anderes, dann, Professorlein, rede und schreibe und hetze, soviel du nur willst und kannst — — — —

Doch ich merke, ich falle aus der philosophischen Kontemplation in die gallige Betrachtung zuchtrutebedürftiger Philister. Und zu diesem Brief besitze ich keine Erlaubnis, sondern einzig die Pflicht, meinen tiefbewegten Dank auszusprechen.

Vielleicht geruhen Eure Majestät zum Schluß noch die Wünsche für das Jahr 1902 anzunehmen, die ich eigentlich zu Beginn hätte aussprechen sollen. Ich glaube aber, der liebe Gott zählt nicht nach Jahren; wir wollen weder zu viel hoffen, für eine so kurze Spanne, noch verzagen, wenn diese wie eine Müde sticht; eine Freundin legte auf meinen Weihnachtstisch ein Gruppenbild aller Kinder Eurer Majestät: es gab mir das beruhigende Gefühl großer Dauerhaftigkeit des Guten.

Und jetzt nur noch die sehr ergebene Bitte, Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin meinen ehrfurchtsvollen Gruß auszusprechen und mich der allerhöchsten Frau zu Füßen legen zu wollen.

In Ehrfurcht und eherner Treue

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

gehorsamer

Houston Stewart Chamberlain.

P. S. 1. Dem kaiserlichen Freunde der „Grundlagen“ wird folgende Tatsache Freude machen: während ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich den schönsten Brief, den ich je über die „Grundlagen“ bekommen habe. Ein gewisser Dr. Max Christlieb (guter Name für einen Geistlichen), Pfarrer in Freistedt, Baden, schickt mir sechzehn Quartseiten in zierlicher Handschrift: lauter Anmerkungen, die er beim Lesen gemacht hat — Ergänzungen an Literatur und Tatsachen, Druckfehler, sprachliche Verbesserungen, höchst interessante Annotationen —, es muß ein riesig belesener Mann sein, der auch die ganze Welt kennt und jahrelang in Asien gelebt hat. Und zum Schluß ganz schlicht: „Ich bitte Sie, diese paar Notizen eines Mannes, der sich bemüht hat, sich die Unbefangenheit nach allen Seiten zu wahren, so aufzunehmen, wie sie gemeint sind, als bescheidene Handreichung, als Kärrnerarbeit für einen König, und als Ausdruck meiner tiefen Dankbarkeit für die köstliche Gabe, die mir Ihr Buch gebracht hat.“

2. Wasser auf die Mühle von Sanssouci: Bruno nennt Aristoteles einmal (siehe *Explicatio trigenta sigillorum,* ed. Tocco II, p. 133)

s o p h i s t i c a e   n a t u r a e   p a t e r   A r i s t o t e l e s !

---

[1] Der Aufsatz erschien in Nr. 43/47 des „Tag“ (Berlin) 1902, wiederabgedruckt in „Rasse und Persönlichkeit“.

[2] *„Der voraussetzungslose Mommsen.“* Die Fackel (Wien), Nr. 87/1902.

148-165 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

20. 2. 1902.

Eurer Kaiserl. und Königl. Majestät

überreiche ich in aller Ehrfurcht das erste Exemplar des Vorworts zu der vierten Auflage meiner „Grundlagen"; es zu tun hielt ich für eine Pflicht und hoffe, daß Eure Majestät kein ungehöriges Sichaufdrängen darin erblicken werden. Ich lebe ja glücklich in der vollsten Zurückgezogenheit und raffiniere darauf, wie ich der Aufmerksamkeit der Großen und Kleinen dieser Welt — namentlich auch der Mittelmäßigen — entgehen kann, um in ungestörter Ruhe arbeiten zu dürfen; doch wäre es strafwürdiger Undank, wenn ich je der schönen Tage von vor einem Jahre vergessen und des mächtig fördernden Interesses, das meinem Werke von allerhöchster Seite zuteil wurde, uneingedenk bleiben wollte. In dem Innersten Sanktum meiner völlig abgetrennten Arbeitswohnung, dort, wo nie ein Unberufener den Fuß hinsetzt, steht das mir so gnädig geschenkte Erinnerungsbild, und ich darf wohl sagen, in guter Gesellschaft. An der Wand neben dem Schreibtisch hängt Leonardos Heilandskopf aus der Brera (ein bißchen mehr, als ich's in den „Grundlagen" Wort haben mochte, bin ich doch Ikonodul, und ohne den beständig nahen Anblick des Gottmenschen vermöchte ich es nicht, zu schaffen und zu streiten); über dem Stehpult hängt ein fast unbekanntes, herrliches Porträt Kants, das eine Freundin für meine kurzsichtigen Augen in riesiger Größe abphotographieren ließ; Goethe von Jagemann — und das heißt Goethe als Mensch, nicht als Exzellenz und Geheimrat — ist rechts vom Tische angebracht und Richard Wagner in dem ergreifenden letzten Augenblicksbild, kurz vor seinem Tode aufgenommen, links. Keinem anderen Manne hatte ich bisher den Eintritt gestattet. Für das Bildnis Eurer Majestät habe ich nun einen ganz besonderen Platz geschaffen. Meine Wände sind ja von der Decke bis zum Fußboden mit Büchern bedeckt, und nie hätte ich mich entschließen können, von den genannten großen Schutzgeistern irgendeinen zu entfernen; und so habe ich das Bild in einem schlichten, ornamentalen, bronzenen Stehrahmen auf einem Dokumentenschrank aufgestellt, wo ich es täglich notwendigerweise so und so oft in die Hand nehme, wo ich es früh aus der Sonne heraus und nachmittags in das rechte Licht rücken muß; und wenn ich in der Arbeit des Ausdenkens und Gestaltens versenkt bin, gehe ich an diesem Schranke auf und ab und bin also viel in Unterhaltung mit Eurer Majestät. Ein Bild an der Wand sieht man nach zwei Tagen nicht mehr; dieses erblicke ich an jedem Tage wiederholt mit sehenden Augen. Und spaziere ich so auf und ab zwischen dem Bilde Christi und dem Bilde des Kaisers, so kommen mir gar häufig die Worte des Evangeliums in den Sinn: Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers, und ich meine, gerade dieser Ausspruch wäre so recht ein Motto für die Richtung, die mein Leben genommen hat.

Das alles soll mir und meiner Sendung zur Entschuldigung dienen. Ich lebe zu sehr in der Gegenwart Eurer Majestät, als daß ich es mir hätte versagen können, diesen neuen Beitrag zu dem Gebäude der „Grundlagen" eigenhändig zu Füßen zu legen.

Das Vorwort zur dritten Auflage behandelte eine persönliche Angelegenheit und war somit von beschränktem Interesse; das neue Vorwort dagegen enthält ausschließlich Auseinandersetzungen von grundsätzlicher Bedeutung, und zwar 1. über Dilettantismus, 2. zur Rassenfrage, 3. über Semitismus in der Religion und 4. über die römische Hierarchie. Und da ich in diesem Vorwort die Ansicht ausgesprochen habe, ein Autor solle den Mut haben, auch zu irren, und sich nicht feige hinter Phrasen verschanzen, so will ich gleich hier in diesem Begleitschreiben die Theorie in die Praxis umsetzen und auf die Gefahr hin, inkorrekt zu sein, mich nicht hinter gewundenen Phrasen halb erraten lassen, sondern offen gestehen, es läge mir viel daran, daß Eure Majestät diesem Vorwort eingehende Beachtung zu schenken geruhten. Abgesehen von der beständigen Beschäftigung mit den wichtigen hier behandelten Themata, habe ich jetzt ungefähr zwei Monate heißer Arbeit auf die Herstellung dieser wenigen Seiten verwendet. Ich tat es insofern ungern, als es eine schlimme Unterbrechung in meinem Kantbuch verursachte; doch empfand ich, daß es nötig war, nötig nämlich für die klare, mißverständnislose Wirkung des Werkes und der durch das Werk in Umgang gesetzten Ideen.

Der kurze Abschnitt über Dilettantismus spricht für sich.

Bei der Rassenfrage ist eine völlig klare Formulierung um so nötiger, als die praktische

Befassung mit dieser für die Zukunft der Menschheit wichtigsten aller Fragen nicht nur durch die allgemeine Unwissenheit und Gleichgültigkeit, sondern noch — durch zwei Klassen von sonderbaren Schwärmern eigentümlich erschwert wird: einerseits durch die Rassendogmatiker und Hypergermanen, deren Luftschlösser alle vernünftig erwägende Männer abschrecken, anderseits durch die sogenannten „empirischen Forscher“, die niemals aus den Tatsachen ein Fazit zu ziehen verstehen, sondern immer vermeinen, der morgige Tag werde durch irgendeine „wissenschaftliche“ Entdeckung das Dunkel aufhellen —, wo doch das Dunkel nur im eigenen Kopfe herrscht und der Mensch, sobald er will, immer so viel weiß, als er für die Gestaltung seines Lebens zu wissen braucht.

Wenn die Zeitungen die Rede nicht arg entstellt haben, muß neulich der Bischof von Ripon — doch ein erzgescheiter Mensch — wieder manches Grundfalsche über diese große Frage vorgebracht haben. Hier ist das kirchliche Christentum ein wahrer Fluch für die Menschheit geworden; und die Naturwissenschaft, unter der verhängnisvollen Leitung durchaus beschränkter Köpfe, wie Virchow, hat mit ihrem demokratischen Dogma der Rassengleichheit den Kirchen nur Vorschub geleistet. „Habt ihr Augen zum Sehen?“ möchte man mit Christus ausrufen. Die gesamte lebende Natur zeigt uns die Tatsache von Rasse als Grundlage aller außerordentlichen Leistungen, und die Geschichte der Menschheit bestätigt sie auf jedem ihrer Blätter als Ursprung aller edelsten Kunsttaten, und nun soll alles nicht gelten, weil es den Pfaffen und den Demagogen nicht in ihren Kram paßt!

In der Schweiz traf ich diesen Sommer einen sehr interessanten Mann, einen alten Freund. Als sogenannter „Liberaler“ und außerdem als fromm gläubiger Protestant gehörte für ihn — früher — das Dogma von der Gleichheit aller Menschen und von der zu ersehnenden Verschmelzung aller Rassen in eine Einheit zu den unerschütterlichen, undiskutierbaren Wahrheiten. Inzwischen aber hat er fünfzehn Jahre in den südlichen Staaten Nordamerikas gelebt und die Westindischen Inseln bereist, und nun ist er zurückgekehrt, erfüllt von der aus lebendiger Anschauung geschöpften Überzeugung: *L'humanité entière est perdue si elle ne s'avise à temps de l'abîme où elle se précipite par le mélange des races.* — Der Münchner Zoolog Doflein — ebenfalls als geschworener Virchowianer, Menschheitsrechtler usw. zu einer wissenschaftlichen Reise in die Antillen entsendet — ist ebenso entsetzt zurückgekehrt. Von Haiti erzählt er: „Das Reisen ist im Innern gefährlicher geworden als zur Zeit des Kolumbus“ — ein schöner Fortschritt der Kultur! Und über die Vereinigten Staaten meint er in bezug auf diese Rassenfrage: „Eine offene und direkte Gefahr existiert zwar kaum, aber die soziale und nationale Gefahr ist um so größer“ (Reiseskizzen eines Naturforschers, 1900, S. 69). — Die Weißen tun ja in den Vereinigten Staaten instinktmäßig, was sie können, um die Schwarzen abzuwehren, und wenden hierzu oft die grausamsten Mittel an; doch auf die Dauer wird das alles nichts nützen, und mein Freund ist fest überzeugt, daß nicht nur die südlichen Staaten, sondern auch die nördlichen (wo die Neger immer zahlreicher werden) im Laufe der Zeit an dieser Blutmischung rettungslos zugrunde gehen werden. Es genügt ja eine einzige, einmalige Kreuzung, damit nach drei oder vier Generationen lauter Neger geboren werden — weil eben (wie in den „Grundlagen“ hervorgehoben) die geistig schwächeren Rassen stets geschlechtlich stärker sind. Wir haben ja das geschichtliche Beispiel vor uns. Als edelste Zuchtrasse stiegen die Arier vom mittelasiatischen Hochplateau nach Indien hinab; durch drakonisch strenge Kastengesetzgebung schlossen sie sich von den das Land bewohnenden Drawiden, den „Schwarzhäuten“ oder „Affen“, wie sie sie nannten, ab; doch als Buddha — von ganz ähnlichen Menschheitsschwärmereien wie die Christen bewegt — die Gleichheit aller Menschen verkündet und hiermit die schützenden Gesetze niedergerissen hatte, stürzte das minderwertige Blut in Fluten hinein (genau so wie in Rom nach Caracalla). — Und was sehen wir jetzt? Hat das edle Blut das weniger edle zu sich hinaufgeläutert? Nein; ebensowenig wie dies bei Tieren und — analogisch — bei Pflanzen geschieht. Sondern ein herrlichstes Volk der Erde — Krieger, Könige, Sänger, Denker, Ackerbauer — ist für immer zugrunde gegangen, verschwunden, ausgelöscht, für die Menschheit verloren. Was würde in der heutigen Weltlage ein großes arisches Herrschervolk in Indien für die Menschheit bedeutet haben! Der sogenannte „nüchterne Politiker“ überlege sich das, so nüchtern wie

er will, und dann gestehe er redlich, daß es außer der opportunistischen Politik von heute auf morgen auch eine große konstruktive Politik geben sollte, welche die grundlegenden Tatsachen der Natur wissenschaftlich verwertete.

Freilich, das Beispiel des Negerblutes ist ein extremes. Doch genau dasselbe — nur etwas langsamer — geschieht durch jede nivellierende Vermischung zwischen verschiedenen Rassen, respektive zwischen rassigen und rasselosen Menschen. So dringt z. B. das jüdische Blut immer wieder durch. Ich kenne einen wackeren Professor der Literaturgeschichte, einen echt deutschfühlenden Mann, der ein unverfälscht deutsches Mädchen heiratete und nun höchlich entsetzt ist, aus dieser Verbindung Kinder hervorgehen zu sehen, die alle so ausschauen, als wären sie aus assyrischen Monumenten losgelöst — die unverkennbarsten, widerwärtigsten Semitengesichter, die man sich denken kann, und die entsprechenden Anlagen. Die Mutter des guten Mannes war eben eine „Getaufte" gewesen; und nun kommt — durch die Vermischung hervorgelockt — das rein Semitosyrische viel kräftiger zum Vorschein als vorher, wo es in dem vermischten Judenblute halbversteckt gelegen hatte! Während einer oder zwei Generationen wird es noch in dieser Familie ein Hin- und Herschwanken geben; dann werden alle Nachkommen endgültig Syrosemiten sein, und mit den entsprechenden moralischen und intellektuellen Anlagen als „deutsche" Richter, Professoren, Offiziere, Abgeordnete wirken. — Und was für die Juden gilt, gilt auch für die anderen ungermanischen Rassen Europas. Wie mangelhaft — leider! — die Statistik noch ist, es läßt sich trotzdem zahlenmäßig nachweisen, daß das Ungermanische unaufhaltsam vorbringt und das Germanische — in meinem weiten und weitherzigen Sinne des Slawokeltogermanentums — zurückweicht. Wenn wir uns also nicht jetzt entschließen, dieses Problem resolut ins Auge zu fassen und Rasse grundsätzlich zu züchten, so wird es bald zu spät sein, und unsere germanische Art ist für immer verloren. Das ist keine Phantasterei, sondern eine sichere, nachweisbare Tatsache. Wer sie verkennt und dennoch für Rassenvermischungen (außer denen zwischen nahe verwandten, edlen Stämmen) weiterschwärmt, übernimmt eine schwere Verantwortlichkeit, denn unter der Flagge von „Humanität" fördert er den Untergang der Menschheit.

In meinem Vorwort habe ich diesen Ton nicht anschlagen wollen, da es mir angemessener scheint, in erster Reihe Aufmerksamkeit und Interesse in ganz allgemeiner Weise für solche Fragen zu wecken; daraus ergibt sich dann der Boden für die so sehr zu erwünschenden genauen Erhebungen (z. B. über die Rassenverhältnisse des Deutschen Reiches); und in letzter Reihe bilden sich nach und nach die endgültigen praktischen Entschlüsse und Maßregeln zur Reife aus. Eurer Majestät habe ich hier nur einen kleinen Kommentar zu der Lektüre des betreffenden Abschnittes mitgeben wollen.

Was nun die Rasse für die Physis, das ist die Religion für die Psyche; und wiederum treffen wir dieselbe eigentümliche Koalition, die unser Verderben betreibt: die Pfaffen und die Demokraten; diesen beiden ist der Jude und im weiteren Sinne der Semit heilig; unsere Bibelgläubigen und unsere Freidenker: beide verkünden, Religion und Ethik stammen von den Semiten. Und zwar verkünden sie es um so lauter und aufrichtiger, als unsere Demokraten in der Mehrzahl und unsere Theologieprofessoren in großer Zahl Juden oder Judenstämmlinge sind.

Wie ich in dieser Frage denke, ist Eurer Majestät aus den „Grundlagen" bekannt. Nichts auf der Welt liegt mir so sehr am Herzen, wie die Wiedergeburt reiner und glühender Religiosität, und hier weiß ich mich mit Eurer Majestät völlig einig. Kant hat ein herrliches Wort: „Da der Souverän keinem Menschen verantwortlich ist und gleichwohl doch verantwortlich sein muß, so muß er dem einigen absoluten Herrn der ganzen Natur verantwortlich sein. Ein Souverän *muß* also von Gesinnungen der Religion erfüllt sein." Doch Kant wußte, was ich weiß, daß die Religion, die für die Juden paßte, nicht für uns Arier paßt, und er wußte, daß sie im Widerstreit steht mit dem, was Christus — der Nichtjude — lehrte. Unser innerstes Seelenleben wird ja zerrissen durch einen aufgezwungenen historischen Glauben, der allem, was wir — dank unserer organisch gewachsenen, wahrhaftigen Wissenschaft — *wissen* und allem, was wir — dank den denkgesetzlichen Notwendigkeiten unserer erhabenen Philosophie — *denken*, schnurstracks widerspricht. Die semitischen Wahngedanken müssen als solche erkannt,

das Gespinst historischer Fälschungen, das unseren freien Geist umgibt, muß abgestreift werden, damit wir endlich überhaupt Religion bekommen — Religion an Stelle von bloßer Superstition.

Doch kaum regen wir die Flügel, und gleich ist der Semit schon da — oder der semitische Gedanke, was auf eins herauskommt. Ich mußte dies an einem Beispiel dartun, und zwar ausführlich; in dem Werk selbst sind die Ausführungen zu theoretisch und historisch, der Leser findet die Brücke hinüber in die Welt der Praxis nicht. Diese Brücke habe ich nun in dem Vorwort zur 4. Auflage zu bauen gesucht. Ich habe den Semiten (oder Semitomanen, gleichviel) in der unmittelbarsten Gegenwart des Jahres 1902 am Werke gezeigt; habe gezeigt, wie unfähig er ist, die religiösen Grundgedanken zu fassen, habe gezeigt, wie er selbst für die offenkundigsten Tatsachen blind wird und nicht einmal mehr der logischen Elementarregeln gedenkt, sobald er sein Steckenpferd bestiegen hat. Dann aber habe ich versucht anzudeuten, welcher Schatz sich vor uns auftut, sobald wir unsere heiligen Bücher — z. B. Genesis I und II — mit offenen, freien Augen lesen gelernt haben, und wie recht wir daran täten, den Kräften zu trauen, die Gott selber in unsere Seele gesenkt hat. — Zu diesem Beispiel habe ich Professor Friedrich Delitzschs „Babel und Bibel“ erwählt; ein klassischeres könnte man schwerlich finden. Einige Zeit lang habe ich gezaubert, da ich vernommen hatte, daß Eure Majestät diesem Gelehrten Beweise besonderer Gnade zuteil werden ließen. Doch das geht mich Privatmann schließlich nichts an; Delitzschs Verdienste als Assyriolog bestreite ich nicht; ich habe es auch nicht auf die Person Delitzschs abgesehen, sondern lediglich auf die Sache; und da zum Überfluß Delitzsch mich — der ich doch auch Beweise kaiserlichen Wohlwollens besaß — in der betreffenden Rede direkt verspottet hat, war ich um so mehr berechtigt, keine Schonung zu üben. Ich durfte überzeugt sein, daß ein *lover of fair play* urteilen würde: Was dem einen recht, ist dem anderen billig. Sophokles — wenn mein Gedächtnis mich nicht irreführt — sagt irgendwo:

> Dem König allein
> Geziemt‘s zu sagen, was er denkt.

In manchen Fällen mag es sich wohl so verhalten. Doch in noch häufigeren, meine ich, ist es das Vorrecht des Gekrönten, schweigen zu dürfen und den sich unter seinen Augen bekämpfenden Richtungen die gleiche unparteiliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mehr erhoffe ich mir auch in diesem Falle nicht als die Erlaubnis, meine Sache unbehindert verfechten zu dürfen, und als die Gnade, daß, was ich nun meinerseits im Namen des Indogermanentums vorbringe — des zu Ehren der Semiten von Delitzsch so schmählich verlästerten —, nicht ungehört und unbeachtet bleibe.

Die Ausführungen sind in diesem Abschnitt des Vorwortes einigermaßen umständlich; das konnte nicht anders sein. Auf Leichtfertigkeit konnte ich nicht meinerseits wiederum leichtfertig antworten. Und es ist weit bequemer, ein derartiges Truggebäude aufzurichten, wie Delitzsch es tat, als den Trug selbst nachzuweisen. Es durfte keine Lücke bleiben. Daß Delitzsch miserabel schlecht abkommt, tut mir leid; ich habe nicht dreimal — wie sonst —, sondern zwanzigmal revidiert, um möglichst alles Verletzende zu entfernen; die bloße Wucht der Tatsachen erdrückt ihn. Ich hoffe, Eure Majestät werden es sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auch den philologischen Ausführungen Satz für Satz zu folgen: es lohnt sich; und nur aus dem Detail ergibt sich hier Erkenntnis. Köstlich ist es zugleich zu sehen, wie diese verschiedenen Gelehrten — von denen ein jeder sich mindestens so unfehlbar wie der Papst zu Rom vorkommt — sich alle untereinander widersprechen.

In selbstlosester Weise haben mich fünf Fachmänner — ein Assyriolog (Schüler Delitzschs und Halévys), ein Semitist, ein Sanskritist, ein Germanist, ein Hellenist — bei dem philologischen Teile unterstützt, das heißt, mir diejenigen sachlichen Auskünfte und Belehrungen erteilt, ohne die ich Ungelehrter das Delitzsche Bei- und Blendwerk nicht bis auf die Wurzel auszutilgen vermocht hätte.

Der letzte Abschnitt des Vorwortes erfordert keinen Kommentar. Hier handelt es sich nicht, wie im vorangehenden Falle, um Minen und Gegenminen, sondern um einen Kampf

auf offenem Felde und mit heruntergelassenem Visier. Rom ist ein politischer Gegner; man weiß, woran man mit ihm ist; dieses Wissen muß aber in weite Kreise getragen werden. Das bezwecken die wenigen Seiten, die ich deswegen zugleich in einer der verbreitetsten Zeitschriften[1] Deutschlands veröffentlichte.

Das lange Begleitwort bitte ich gnädigst zu entschuldigen. Ich hätte noch so viel zu sagen! Und ich glaube fast, Eure Majestät sind selber nicht ganz ohne Schuld daran; denn die prächtigen Posener Worte mit der für jeden freien Germanen so wohltuenden Hervorhebung des großen Königs haben mich veranlaßt, seine Korrespondenz mit Voltaire nach langer Zeit wieder einmal vorzunehmen, und zwar zu wachsender Begeisterung für den einzigen Mann, der wert ist, den Hohenzollern für alle Zeiten ein höchstes Muster echter Königsart zu bleiben. Wie schätzt und schützt er die Freiheit anderer, auch wo diese ganz von seiner Anschauung abweichen! Und wie unerschütterlich fest ist er dennoch im Befehlen! Wie sehr ist er Weltbürger im weiten Verstand des 18. Jahrhunderts, wie phrasenlos „Mensch“ unter Menschen — und zugleich, was für ein fanatischer Preuße und wie ganz „König“ von dem Scheitel bis zur Sohle! Doch der große König hat mir‘s angetan, ich lasse mich unwillkürlich gehen, als wäre ich so eine Art Voltaire, der während vierzig Jahren seines Lebens das kostbare Vorrecht genoß, so oft und so ausführlich es ihn gelüstete, an den Monarchen zu schreiben. Zwischen ihm und mir ist aber ein weiter Weg; weder über die fabelhafte Begabung noch über die Gemeinheit des Charakters — und beide kamen ihm zustatten — verfüge ich.

Doch da ich einmal die Feder in der Hand halte und soeben von Rom und von den Posener Worten die Rede war, muß ich Eure Majestät auf einen herrlichen Satz aufmerksam machen. Der König hat soeben ein Buch getadelt, das er zu heftig antirömisch fand, und fährt dann fort: *„J‘approuve donc fort la méthode de donner des nazardes à l‘infâme en le comblant de politesses.“* (Brief vom 16. März 1771.) Ist das nicht köstlich? — Gut ist auch, was er von den katholischen Priestern sagt, es sei so schwer: *„A leur marquer la différence qu‘il y a entre persécuter leur religion ou exiger d‘eux qu‘ils ne persécutent pas les autres.“* (Brief vom 25. November 1770.) Das könnte heute gesprochen sein von Wilhelm II.

Wie beglückt ich war, das nie auszudenkende Wort Goethes[2] nunmehr durch die Aachener Rede zu weltgeschichtlicher Bedeutung erhoben zu sehen, bedarf kaum der Versicherung. Ich möchte einen ganzen Aufsatz zur Ausführung dessen, was Eure Majestät hier andeutete, schreiben. Wenn ich einmal dazu komme, den schon längst vorbereiteten Artikel „England und Deutschland“ zu schreiben, so wird das vielleicht geschehen. Denn nach meiner Überzeugung liegt hierin das ganze Programm für Deutschlands Zukunft. Deutschland ist dazu bestimmt — oder sagen wir, w ä r e dazu bestimmt —, das Herz der Menschheit zu werden; jedes andere Volk ist jetzt endgültig ausgeschaltet; entweder wird Deutschland es sein, oder wir lösen uns überhaupt in ein herzloses Chaos, in den vom *Bishop of Ripon* ersehnten Urbrei charakterbarer Rassenlosigkeit auf. Groß ist eben jetzt die Welt; das Herz muß darum ein kräftiges, fehlerloses sein. K o n z e n t r a t i o n und O r g a n i s a t i o n: in diesen Worten liegt Deutschlands Zukunft — wenn es eine haben will. Nie wird es mit dem Angelsachsentum durch die Methode der Entbindung der Individuen zu atomistischer Wirksamkeit konkurrieren können. Es kreist zu viel slawisches Blut im deutschen Volke, und außerdem liegt eine zu abweichend gestaltende Entwicklung hinter ihm. Dieser Atomismus ist aber auch ebensowenig für Deutschland zu erwünschen, wie der ihm in der Philosophie entsprechende Materialismus für die Geistesbildung ein Vorteil ist. Für das, was er „Freiheit“ nennt, hat der Engländer seine wirkliche, innere Freiheit — diejenige, die er zur Zeit seiner absoluten Monarchen, eines Heinrich VIII., einer Elisabeth, in so hervorragendem Maße besaß — aufopfern müssen; er ist jetzt ein willenloses Herdentier geworden, mit dem ein paar Zeitungen und eine Handvoll Politiker machen, was sie wollen; und eine Krone, die seine Freiheit beschützte, besteht nicht mehr, sie ist rettungslos entkräftet und hinfürder kaum etwas mehr als ein Kopfputz. Zugleich ist der Engländer im Begriff, in dem wilden Kampf der Atome seine Kultur zu verlieren. Einstens war England die Mutter der Universitäten; im Oxford des 13.

Jahrhunderts hatten einzelne Lehrer so viele Tausende von Zuhörern, daß sie ihren Unterricht im Freien geben mußten, und England versah ganz Europa mit Gelehrten. Heute verhält sich nach der letzten Statistik die Sache folgendermaßen: in Deutschland besucht 1 Mann von 213 die Universität und erhält also in größerem oder geringerem Grade die Befähigung zu einer wahren Kultur des Geistes (wobei, wenn ich nicht irre, die Polytechniker nicht mitgerechnet sind); in England kann sich nur ein Mann unter 5000 (fünftausend) diesen Luxus gestatten! Und brächte man die überwiegende Zahl der anglikanischen Theologen in Abrechnung — deren erbärmliches Einpauken alter Formeln in Deutschland gar nicht Hochschulbildung genannt werden würde —, so wäre das Verhältnis ein noch weit ungünstigeres. Doch die Bildung allein ist an und für sich keine nationale Kraft; sie muß organisiert werden. Der diesjährige Präsident der *British Association,* Professor Dewar, sprach neulich — halb unbewußt — ein tiefes Wort. Er hatte soeben ausgeführt, daß die deutschen Chemiker den englischen „um zwei Generationen voraus sind", wodurch er sich erkläre, daß Deutschland immer mehr das Monopol der chemischen Industrie erwerbe; dann fährt er fort: *„To my mind, the really appalling thing is not that the Germans have seized this or the other industry, it is that Germany possesses a national weapon of precision which must give her an enormous initial advantage in any and every contest depending upon disciplined and methodised intellect."* (Rede *in extenso* in der Zeitschrift *„Nature"* vom 11. September 1902, p. 462 ff.) Nun, ich behaupte, in jedem *„contest"* wird *„disciplined and methodised intellect"* den Sieg davontragen, im *„contest"* der Nationen nicht weniger als in dem der chemischen Fabriken; nur muß natürlich — wie es mit der Armee geschah — die intellektuelle Leistungsfähigkeit diszipliniert werden und die Politik es verstehen, daraus einen *„national weapon"* zu schmieden. Wir sind an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt angelangt. Nie, so weit die Geschichte zurückreicht, hat eine auch nur ähnliche Weltlage wie heute geherrscht; wie sollten denn die alten Einrichtungen standhalten? Der Angelsachse hat sich nun automatisch das Alte dem Neuen angepaßt; das war *Happy-go-lucky*-Arbeit. Die neue Welt ist aber das Werk der Wissenschaft (einschließlich Technik), und die Wissenschaft ist es, die sie beherrschen wird —, wenn sie will. Nicht — oh, beileibe nicht! — der Philosoph, wie unser edler alter Plato wollte, wohl aber die planmäßig und diszipliniert handelnde, wissenschaftlich gedrillte Nation. Diesen Weg — den der steigenden Komplikation des organischen Ganzen und der wachsenden Unterordnung des Individuums — weist uns, im Gegensatz zu den schönen Phrasen der Revolution und zu jener politischen Dilettanterei, die sich Liberalismus nennt, die gesamte Natur. Er mag nicht sehr Ideal sein; er führt aber einzig zum Erfolg bei den Anlagen Deutschlands. Und übrigens, sehen wir nicht in der Wissenschaft, in der Industrie, auf allen Pfaden des Lebens, daß mehr und mehr nach Zeitersparnis, nach Vereinfachung der Mittel gestrebt wird? Die gerade Linie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten: diese alte Wahrheit tritt jetzt erst als gesetzgebend auch im Gebiet der Praxis auf; denn bei der Verwickeltheit unseres heutigen Lebens ist es unmöglich, daß wir zu Rand kommen, wenn wir sie nicht beherzigen. Der Angelsachse „simplifiziert", der Deutsche muß „vereinfachen"; der Angelsachse spart Zeit für das praktische Leben, indem er die Kultur opfert, der Deutsche muß Zeit sparen, indem er zugunsten jenes *„national weapon"* — der Kultur seines Intellektes die politischen Methoden summarischer und wissenschaftlicher gestaltet und es somit erreicht, daß in kurzer Zeit ein weiter Weg zurückgelegt wird. Zur wahren organischen Unterordnung — nicht Sklaverei — gehört eine höhere Bildung, als sie das englische System erfordert oder auch nur gestattet. Wie der Engländer sein Bestes vereinzelt, so leistet der Deutsche sein Bestes in Gemeinschaft. Dem Angloamerikanismus kann Deutschland nur dadurch den Rang ablaufen, daß es eine völlig andere Methode verfolgt und als geschlossene Einheit — diszipliniert und methodisiert, wie unser guter Dewar richtig sagt — auftritt. Deutschland — dessen bin ich fest überzeugt — kann innerhalb zweier Jahrhunderte dahin gelangen, die gesamte Erdkugel (teils unmittelbar politisch, teils mittelbar, durch Sprache, Kultur, Methoden) zu beherrschen, wenn es nur gelingt, beizeiten den „neuen Kurs" einzuschlagen, und das heißt, die Nation zum endgültigen Bruch mit den angloamerikanischen Regierungsidealen zu bringen. Die Freiheit, die Deutschland braucht, ist die Freiheit, wie

Friedrich sie verstanden — unbeschränkte Freiheit des Denkens, der Religion, der Wissenschaft — nicht die Freiheit, sich selber schlecht zu regieren.

„Äußerlich begrenzt, innerlich unbegrenzt“ ist auch für diese Erkenntnis die Formel; nach jeder Richtung hin muß sie Parole werden. Würde sie es, so machten mir keine Zahlen bange. Ein rassenbewußtes, vom Mittelpunkt aus bis in die Extremitäten, trotz der Sondercharaktere der verschiedenen Stämme, einheitlich organisiertes und zielbewußtes Deutschland würde — wenn auch an Einwohnerzahl weniger reich als das Angelsachsentum und das Russentum — dennoch, zugleich durch äußere Macht und durch innere Geisteshöhe, die Welt beherrschen.

Doch wieder ist die Feder mit mir durchgegangen! Einen angemessenen Schluß finde ich vielleicht, wenn ich zu meinen eigenen kleinen Angelegenheiten zurückkehre und Eurer Majestät melde, daß ein reicher süddeutscher Fabrikant (der ungenannt zu bleiben wünscht) die Summe von 10 000 Mark gestiftet hat zur Verbreitung der „Grundlagen“. Der Mann schrieb an mich und wollte, daß ich die Ideen der „Grundlagen“ auf wenige Seiten zusammendränge und in möglichst populäre Form umgieße, wofür er dann — nebst einem großen Honorar an mich — die Verbreitung zu Hunderttausenden von Exemplaren auf seine Kosten in Szene setzen wollte. Ich weigerte mich natürlich und suchte ihm begreiflich zu machen, daß aus derartigen demagogischen Wirkungen nie etwas Gutes hervorgehen könnte, und sagte ihm, i c h jedenfalls würde niemals daran teilnehmen; vielmehr käme es mir einzig auf die Verbreitung grundlegender Ideen unter den Gebildeten und Führenden an, aus denen vielleicht nach und nach einiges Gute hervorgehen könnte. Das wirkte wohl wie eine kalte Dusche; denn der gute Mann hatte schon von einem „neuen Hutten“ gesprochen, und nun war diese Hoffnung dahin. Außerdem hatte ich ihm gesagt, meine Lebensarbeit sei schon für mich vorgezeichnet, und ich beabsichtige nicht, nach rechts oder nach links davon abzuweichen, am allerwenigsten geize ich aber nach der Bewunderung des süßen Pöbels (aus den oberen, mittleren und unteren Volksklassen). Und siehe da, es war doch ein braver, guter deutscher Mann. Er war zwar enttäuscht und schreibt mir auch jetzt hin und wieder Briefe mit Ratschlägen, die ich nicht befolge; an meinen Verleger aber zahlte er 10 000 Mark ein zur Verbreitung der „Grundlagen“; ungefähr 850 Exemplare werden infolgedessen jetzt an Lehrerbibliotheken und ähnliche Anstalten zur Verteilung kommen, was um so dankbarer zu begrüßen ist, als das Werk — wie ich höre — auf allen größeren Bibliotheken so andauernd mit Beschlag belegt ist, daß Leute in kleinen Städten, wenn sie nicht in der Lage sind, es zu kaufen, es niemals zu Gesicht bekommen können. Ich hoffe, das Beispiel des wackeren Huttenschwärmers wird „kontagiös“ wirken und so nach und nach die Verbreitung durch ganz Deutschland bewerkstelligen.

Dagegen hat sich die von Eurer Majestät gewünschte englische Übersetzung bis zur Stunde nicht verwirklichen lassen. Einen ganz vortrefflichen Übersetzer hätte ich, und Dr. Strong — *librarian to the House of Lords* — hat sich (wie ich erfahre, denn persönlich kenne ich ihn nicht) energisch für die Sache verwendet. Doch man schreibt mir, daß Sir Rowland Blennerhassett, der irische Ultramontane und Deutschenfresser, von Verlag zu Verlag gelaufen ist, um alle gegen mein Werk aufzuhetzen. Man sieht, wie Antigermanen und Antiprotestanten das Werk fürchten. Mir steht in England kein Einfluß zu Gebote, fähig, diesen feindlichen zu überwinden.

Und nun bleibt mir nur noch — *last but not least* — die untertänige Bitte, Ihrer Majestät der Kaiserin — falls sich die allerhöchste Frau meiner noch entsinnt — in dankbarster Verehrung zu Füßen gelegt zu werden. (Die „Worte Christi“, für die sich Ihre Majestät zu interessieren geruhten, sind inzwischen in holländischer und in schwedischer Übersetzung erschienen; eine zweite deutsche Ausgabe wird bald nötig sein und dann wahrscheinlich in kleinerem Format, zu billigerem Preise, herauskommen.) — Auch jedem der Anwesenden an jenem für mich unvergeßlichen Abend des 30. Oktober 1901 habe ich ein dankbares Gedächtnis bewahrt: Gräfin Brockdorff, Gräfin Keller, Graf Keller, Fräulein von Gersdorff, Minister von Lucanus, General von Scholl, Kapitänleutnant Grumme, Herr von Trotha — alle haben durch die Güte und Nachsicht, mit welcher sie dem plötzlich bei Hof eingeschneiten Fremdling begegneten — sich einen dauernden Platz in meinen

Gehirnwindungen verdient. Selbst den guten Lakaien, der mich so sorgfältig pflegte wie ein Kindermädchen das Baby, und der ein ebenso merkwürdiges Deutsch sprach, wie etwa hierzulande die böhmischen Ammen, habe ich nicht vergessen. Es lebt und webt alles und jedes aus jenen Tagen, das Große und das Kleine, das Entscheidende und das Geringfügige. Schwer bis zur Unmöglichkeit ist es, sich eines guten Rufes würdig zu erweisen, doch in einem Punkte werde ich — das weiß ich — dem besten stets Ehre tun, nämlich in bezug auf die ehrerbietige, innigst treue Dankbarkeit, mit welcher ich bin

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

in Ehrfurcht ergebener Diener

Houston Stewart Chamberlain.

P. S. — Den Korrekturabzug eines Aufsatzes über England, der nächsten Monat in Lohmeyers Zeitschrift in Berlin erscheint, bin ich so frei beizulegen, weil ich voraussetze, daß er Eure Majestät interessieren könnte und vielleicht sonst nicht zu Gesicht käme.

Den allerehrerbietigsten Dank für die meinem Onkel Sir Neville Chamberlain[3] erwiesene letzte Ehre möchte ich nicht unterlassen auszusprechen, wenn es auch sofort durch die bevollmächtigten *„executors“* im Namen der Familie geschah. Der letztüberlebende Bruder aus meines Vaters Generation, Lieutenant-General Sir Crawford Chamberlain, hätte gern persönlich an Eure Majestät deswegen geschrieben, sagte mir aber damals, er getraue es sich nicht. Ob er sich inzwischen eines Besseren besonnen, weiß ich nicht. Mit Sir Neville schwand das letzte Familienmitglied hin, das für mich und meine Arbeiten (die er aber nicht lesen konnte) Interesse hatte.

Jetzt — nach der Unterbrechung des Vorwortes — begebe ich mich in strikteste Klausur auf mehrere Monate, um mich ausschließlich dem Studium von Plato und der Arbeit an dem Kapitel „Plato“ und „Entwicklungslehre“ meines Kantbuches zu widmen. Höchstens möchte ich noch ein Wort für die Rumänen einlegen. Vor einigen Jahren hatte ich einen Aufsatz über die rumänische Judenfrage[4] geschrieben, der mich dort zu einer Art Berühmtheit gemacht hat; er soll in Tausenden von Exemplaren durch das ganze Land verbreitet sein. Und jetzt schreiben mir die armen Leute Brief über Brief und flehen mich an, ihnen in ihrer Bedrängnis beizustehen; auch standten sie mir manches Interessante an authentischen Darstellungen der Lage. Doch schließlich, was vermag i c h? Ihnen zuliebe wollte ich wenigstens meinen früheren Aufsatz jetzt als Flugschrift deutsch herausgeben; doch mein Verleger geriet sofort in zitternde Angst und schrieb mir: drei Viertel aller Dozenten und Professoren der Philosophie in den Ländern deutscher Zunge seien Juden oder Judenknechte, und mein Ruf sei schon miserabel genug unter ihnen; veröffentliche ich aber ein Pamphlet zugunsten der Rumänen, so würden sie wie ein Mann meinen „Kant“ gleich beim Erscheinen zermalmen. — Ich glaube, der gute Mann irrt sich in bezug auf das Zermalmen; das geht heute nicht mehr so leicht; und mehr hassen, als jetzt schon, könnten sie mich auch kaum. Was mich persönlich unschlüssig macht, ist, daß ich nicht gern etwas täte, was mich in den Ruf brächte, als mischte ich mich in die Tagespolitik. Von allen Pfuschereien ist mir die politische die verhaßteste. Damals war es eine theoretische Rundfrage gewesen: Sollen die Rumänen allen Juden die Naturalisation und mit ihr zugleich die politische Gleichberechtigung und das Recht auf Grunderwerb einräumen; und ich — der ich solche Sachen sonst immer in den Papierkorb werfe — hatte empfunden, hier wäre Schweigen eine Feigheit, und zwar um so mehr als Mommsen, Zola usw. den armen Leuten schon die üblichen Humanitätsmühlsteine, statt Brot, gereicht hatten; und so schrieb ich und zeigte an der Geschichte Englands — das ja während der Jahrhunderte seines Werdens keinen einzigen Juden im Lande duldete —, daß eine junge Nation notwendig zugrunde gehen muß, wenn sie 16% Juden beherbergt und diesen den Zutritt zum Bodenbesitz und der Regierung offen läßt; in fünfzig Jahren wären die

Rumänen samt und sonders nur noch Heloten der Juden. Doch augenblicklich ist die Frage gar sehr aktuell, für die Behandlung durch einen Privatmann, und ich sehne mich aus ganzer Seele nach Ruhe und Abgeschiedenheit.

Höchst bemerkenswert in bezug auf diese herrliche Ruhe ist folgende Tatsache: daß nämlich die Indoarier tatsächlich g a r k e i n e S i e g e s b e r i c h t e z u r ü c k g e l a s s e n h a b e n, trotzdem sie von jeher Krieger waren, ihre Könige stets Soldaten und ihre oberste Gesellschaftsklasse die der Waffenhelden. Während die dem Herzen unseres guten D. so teuren semitischen Monarchen (Hammurabi & Cie.) jedes Scharmützel ihrer Söldner gleich in Ton einbrennen und in Granit einbauen ließen zu ihrem ewigen Ruhmesangedenken — wobei sie nachgewiesenermaßen häufig wie gedruckt logen —, gibt es über alle die Kriegszüge, die Schlachten und die Heldentaten der Jahrtausende währenden indoarischen Geschichte kein einziges Dokument — nur Gedichte, und zwar Gedichte, in denen auch der Feind gerühmt wird.

Folgendes fand ich neulich in dem katholischen Priesterblatt „Pastor Bonus“ (Trier). Abgefallene Priester vergleichen sie „g e f a l l e n e n G ö t t e r n“. Ergo ist jeder römische Priester ein G o t t! — Auf der einen Seite diese blöde Blasphemie, auf der anderen „Los von aller Religion“; wahrlich, wir sollten zusammenhalten, wir hätten Veranlassung dazu genug.

---

[1] „Die Fackel“ Nr. 92/1902 „Katholische Universitäten“, wiederabgedruckt in „Rasse und Persönlichkeit“.

[2] „Grundlagen“, S. 663.

[3] Feldmarschall.

[4] *Über die Judenfrage in Rumänien.* Nuova Revista Romana (Bukarest) X/1900.

165-168 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Neues Palais, 21. XII. 1902.

Lieber Mr. Chamberlain.

Auf die Gefahr hin, in den Verdacht der Aufdringlichkeit zu kommen und in Ihre Arbeit über das Kantbuch störend einzugreifen, bitte ich Sie, mir diese Antwortzeilen zu vergeben. Wir Könige stehen ja bekanntlich leider in dem Rufe, meist in nur losem Konnex mit der Göttin der Dankbarkeit zu stehen, und da muß ich doch das Meine dazu tun, daß ich Ihnen gegenüber nicht in solchem Lichte erscheine! — Innigen und herzlichen Dank für Ihren Brief und die Beilage. Ich habe beide sorgfältig und öfters durchstudiert und darüber nachgedacht. Die Hauptpunkte, unsere Zukunft, ihre Aufgaben betreffend, habe ich als Programm in Görlitz *„point blanc“,* wie der Brite sagt, unter die Zuhörer gefeuert. Ich war ja so froh, daß Sie dem, was ich innerlich fühlte und was in mir rang, in so lapidarischer Weise Form und Worte verlieben hatten. Ich beobachtete die Gesichter, gespannte Aufmerksamkeit und Staunen war da zu lesen. Es war ganz etwas anderes, als sie erwartet hatten, und es war etwas Neues! Zu meinem Erstaunen habe ich bald erfahren und gesehen, daß im Lande die Aufnahme eine günstige war. Von den Universitäten und Professoren war das natürlich, und von dort klang es hell und dankbar zurück. Aber auch „Nichtfachleute“ hatte es gepackt. Nur die Orthodoxie von rechts und links grollte! Sie hat einen argen Schreck über die „Weiterbildung unserer Religion“ bekommen und kaut seitdem an dem Ausdruck herum, ohne ihn verstehen zu wollen oder zu können. Möge das Samenkorn Frucht bringen! Ihre vier Essays — exklusive Rasse — habe ich im Kreise der Meinen vorgelesen und haben wir herzhaft diskutiert und verhandelt. Ja das Alte Testament! Und gar die Genesis! Ei! Ei! Das waren doch gar überraschende Dinge, die Sie daraus mitteilten, und ungern läßt man vom Althergebrachten. Aber ich habe den Eindruck, daß doch allmählich es klar wird, worauf es dabei ankommt, und das habe ich

bei den Kontroversen stets betont. Wir haben den Heiland, und der muß für uns die Hauptsache sein und voranstehen, und mit dem muß man sich völlig beschäftigen. Von dem aus kann man auf das Alte Testament „rückwärts konstruieren"! *He is a fact!* Zumal für uns; was vor ihm war, ist eine Erläuterung, soweit sie nachweisbar ist, ein Hinweis auf Ihn! Aber für uns jetzt muß absolut das „Ich aber sage euch" des Herrn Jesus Christus gelten. —

Wie richtig und zugleich wundervoll sagen Sie, daß für den Menschen es unmöglich ist, für transzendentale Dinge sich Form oder Begriff zu machen — i. e. von Gott —, daß aber wir ja in der glücklichen Lage sind, einen Anhaltspunkt, einen Hinweis zu haben: denn „Christus ist ja Gott", Er hat sich in ihm offenbart! —

Das schlug vollkommen durch, und nachdem die nötige Menge von Broschüren aus München nachbestellt waren — in Berlin waren keine mehr zu haben —, gehen jetzt alle unsere Damen mit Ihrem Vorwort unter dem Arm umher und fallen ahnungslose Geistliche an, die es zu lesen bekommen. Ich habe die Broschüre an viele Freunde, Geistliche, auch katholische Damen gesandt. Habe überall reges Interesse gefunden, wobei mir zu meiner großen Freude ein älterer Stabsoffizier sagte, daß diese Schrift unsere Leutnants sehr interessieren werde, da fast jeder junge Offizier des Gardekorps die „Grundlagen" studiere und bespräche! Nun noch ein Wort von Delitzsch. In Ihrer Behandlung des Vortrages von Bibel und Babel gehen Sie von der Ansicht aus, daß er im semitischen Sinne und Interesse gearbeitet habe. Wir alle, die den Vortrag hörten, haben diesen Eindruck nicht gehabt. Er war von seiner Materie sehr erfüllt und begeistert und ging doch auch dem Alten Testament zu Leibe, insofern er die Ansicht zum erstenmal öffentlich aussprach, daß in der Genesis hauptsächlich Mythen und Überlieferungen seien. Das erregte damals schon einen ganz ungeheueren Sturm unter Damen und Pastoren, daß er ganz fürchterlich mitgenommen wurde und nur wenig Verteidiger fand. Bei den Diskussionen verschwand das „Semitische" völlig, und es blieb nur das Assyriologische oder rein Religiöse übrig, je nach dem Standpunkt des Betreffenden. Aber ich habe nicht den Eindruck gehabt, daß er uns „semitisch" hat „einspinnen" wollen, dazu ist es ein zu einfacher und ehrlicher Mensch. Er ist eben von einem mehrmonatigen Ausflug nach Babylon heimgekehrt und wird Anfang nächsten Monats einen neuen Vortrag halten, bei dem er auch Ihren Aufsatz widerlegen will. — Neulich erzählte uns ein Landgeistlicher aus einem Dorf an der russischen Grenze, dem ich Ihre „Grundlagen" geschenkt hatte, daß er das Kapitel über die Erscheinung Christi einem aus seiner Kirche ausgetretenen Atheisten zu lesen gegeben. Derselbe habe es ihm tief erschüttert zurückgebracht und habe unter Tränen um Wiederaufnahme in die Gemeinde und die Sakramente gebeten und sei ein frommer Christ geworden! — Sie haben eine Seele gerettet, das herrlichste, was ein Mensch vollbringen kann, mögen Sie unser deutsches Volk, unser Germanentum retten, dem zum Helfer und getreuen Eckhardt Gott Sie gesandt hat! — Zur Weihnachtsgabe sende ich Ihnen ein Bild[1], einen historischen Moment darstellend, an welchem aus britischem Munde ein gewaltiges Wort fiel, auf das wir stolz sind! Nun *a merry Christmas and a happy New Year* mit Gottes reichstem Segen wünscht herzlich in treuer Freundschaft

Ihr

Wilhelm
I. R.

---

[1] *„Germans to the front."*

168-188 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

4. 2. 1903

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

traute ich mir nicht, den ehrerbietigen und tiefempfundenen Dank für die mir am Weihnachtsabend, Punkt 7 Uhr, zuteil gewordene, mich wahrhaft beglückende, zwiefache Bescherung schon früher auszusprechen; mit Rücksicht auf die Jahreszeit und ihre für gekrönte Häupter so sehr gehäuften Pflichten mußte ich fürchten, lästig zu fallen; dazu kommt, daß ich selber fast unausgesetzt krank war, vielfach auch bettlägerig; und habe ich auch in Fiebernächten manchen gar so schönen Brief an Eure Majestät in Gedanken geschrieben, der Tag brachte nur Mattigkeit und völliges Unvermögen. Jetzt erhole ich mich langsam und darf vielleicht hoffen, diese Zeilen an einem Tage zu Füßen zu legen, der mir unendlich viel teurer ist als der konventionelle Jahresanfang. Gottes Wege sind unerforschlich; doch wenn ein Mann mit noch größerer Inbrunst als alle anderen zum Himmel betet, Eure Majestät möge lang in voller Geisteskraft regieren, so ist es gewiß der Einsiedler von der Blümelgasse. Denn er steht ja abseits; für sich hat er weder zu fürchten noch zu hoffen, da er vom Monarchen nichts seine Person Betreffendes zu wünschen hat; und eine solche Lebensstellung macht eigentümlich hellsichtig, und wer hellsichtig ist, weiß, was die Regierung eines solchen Monarchen zu bedeuten hat.

Es ist ein schmerzliches Vorrecht, Deutschland so zu lieben, wie ich es liebe. Wie angenehm wäre es, um das Sternenbanner der Dollardynastien zu tanzen! Wie bequem für den geborenen Engländer, sich dem Taumel des *„greater England“* hinzugeben! Doch für mich war anderes bestimmt; mich hat die Vorsehung einen anderen Weg geführt. Aus den Dollars werden immer wieder nur Dollars entstehen, weiter nichts; geistig leben wird Amerika nur genau so lange, wie der Strom europäischer Geisteskraft ununterbrochen dorthin fließt, nicht einen Augenblick länger; jener Weltteil erzeugt Sterilität, das ist nachweisbar; er hat ebensowenig eine Zukunft wie eine Vergangenheit; die Hauptsache ist, daß wir Europäer uns mit weisester Voraussicht gegen die halbtausendjährige Gefahr des mechanischen Zertretenwerdens wappnen und so imstande seien — komme, was mag —, ein Bruchstück wahrer Kultur künftigen Geschlechtern gerettet zu übermachen. Ungleich interessanter ist das *Imperium Britannicum.* Doch die Engländer sind auf eine schiefe Bahn geraten. Wie im nachcaracallischen Rom der *civis romanus* ist der *civis britannicus* jetzt ein rein politischer Begriff geworden; während die klugen Franzosen die Naturalisation immer schwerer machen, so daß man im besten Falle nach vielen Jahren die vollen Bürgerrechte empfängt, kommt es in England nur auf einen Paß an, der 2 Shillings und 6 Pence kostet, und der jedem Basutoneger ohne weiteres zur Verfügung steht; bald wird es in ganz Europa keinen Gauner größeren Stils geben, der sich nicht „Engländer“ nennt. In fünfzig Jahren wird der englische Adel eine reine Geldoligarchie sein, ohne jede Rassensolidarität und ohne irgendeine Beziehung zum Thron; als ich bei meinem letzten Besuch in England nach einer großen Anzahl *new-fledged* Lords mich erkundigte und erfuhr, es seien Bierbrauer, Tintenfabrikanten, Reeder, fügte man erläuternd hinzu: *„Nowadays whoever has got 3 millions sterling is a peer.“* Und die Krone selbst? Hier können wir erfahren, welche unvergleichliche idealisierende Gewalt im echten monarchischen Prinzip ruht. Höchste Macht und höchste Verantwortlichkeit: das sind die zwei Faktoren, die diesem Gedanken Größe geben. Ein König verkörpert gleichsam den idealen Gedanken, aus dem die ganze Nation hervorgeht; hier wird sichtbar, was sonst, an tausend Orten zerstreut, nur fragmentarisch sich behauptet. In England aber hat die Oligarchie, unter dem Deckmantel des Konstitutionalismus, dem König jede Verantwortlichkeit und damit zugleich — mit logischer Notwendigkeit — jede Macht genommen; nicht einmal seine Minister kann er ernennen. Sehr bald wird ein englischer König kaum etwas mehr sein als ein Mittelpunkt für den gesellschaftlichen Snobismus. Ich lege hier den Finger nur auf den einen Punkt: er ist aber bezeichnend für den Bankrott des Idealismus in England auf der ganzen Linie —, und mit diesem schwindet die wahre Lebenskraft und beginnt die zunehmende Elefantiasis der plumpen Materie bis zur endgültigen Erdrosselung der Seele. Wir Menschen sind aber darauf angewiesen, eine Seele zu haben und zu pflegen; sonst sind wir weder mehr noch weniger als elektrisch beleuchtete, drahtlos telegraphierende Affen.

D i e W ü r d e d e s M e n s c h e n: das ist es, was jetzt in Deutschlands Händen

ruht; was Schiller zu den Künstlern spricht, das kann man dem ganzen deutschen Volke zurufen:

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
> Bewahret sie!
> Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben.

Und das ist keine Schwärmerei; es ist leidenschaftslose Erkenntnis, wie sie wohl in dieser Klarheit nur einem zuteil werden kann, den die Vorsehung aus jedem süßwiegenden nationalen Vorurteil losgelöst hat, um ihn abseits in die Einsamkeit zu führen. Sowohl die Gesamtleistung des deutschen Volkes, wie auch — ganz besonders — die unvergleichlichen Genies, die dieses Volk — und in den letzten zwei Jahrhunderten dieses Volk allein — hervorgebracht hat, zeigen mit unwidersprechlicher Genauigkeit, daß hier der Mittelpunkt, das schlagende Geistesherz der Menschheit ist (womit die großen Verdienste ringsumher in keiner Weise verkannt oder verkleinert werden sollen, noch zu werden brauchen).

> Der Dichtung heilige Magie
> Dient einem weisen Weltenplane

sagt wiederum Schiller — und (um diese Bemerkung gleich einzuschieben) welches Land hat einen zweiten Schiller? Wo kann man unter den vielen verdienten und geistvollen Literatoren unserer Zeit einen einzigen finden, der als moralische Macht, der als fortwirkende nationale Kraft das bedeutete, was Schiller für die Deutschen — und durch Vermittlung der Deutschen für die ganze Welt — bedeutet? Man stelle nur den ihm am nächsten verwandten und an Begabung ihm völlig gleichen Lord Byron neben ihn! Aufbauen, Emporfliegen, Festgegründetsein, moralische Verantwortlichkeit, glühende Vaterlandsliebe bei dem einen; bei dem anderen Niederreißen, Frivolität, Auflösung, Egoismus, zynische Verhöhnung des eigenen Volkes. Ein englischer Dichter von Genie k a n n heute nur im Gegensatze zu seinem Volke auftreten; um das Ideal des *„make your heap“* kann keine gottverwandte Kunst sich ausbilden. Und nur die „heilige Magie“, die einem „weisen Weltenplane“ dient — denn im Gegensatz zu der „Wissenschaft“ des Herrn Professor Delitzsch glaube ich an eine göttliche Lenkerhand und glaube an eine Offenbarung —, wo sehen wir sie am Werke? Dichterische Weltgenies jetzt ausschließlich im deutschen Volke. Beethoven ist eine der größten Gewalten, eine der unmittelbarsten göttlichen Offenbarungen, die je unserem Geschlechte entwuchsen. Hier steht das Genie katexochen vor uns, das rein poetische Genie, der Dichtung heilige Magie losgelöst aus aller Zeitlichkeit, aus aller Zufälligkeit des Wortes und des Begebnisses, der reine Ausdruck, die Sprache der Zukunft, die Sprache eines höheren Geschlechtes, das noch ungeboren in unserem eigenen Schoße kreist. Hier lodert Gottes Gegenwart heller vor unseren Augen auf als in dem Busche am Sinai, und wenn irgendwo, dann vernehmen wir hier eine Stimme, die der Seinen verwandt sein mag. Und ich frage: wo konnte diese Stimme ertönen, wenn nicht einzig in der Brust eines Deutschen? Zugleich mit diesem Übermenschlichen gebar aber Deutschland den vollendeten Menschen: Goethe. Wie können die Leute denn so kurzsichtig sein, nicht einzusehen, daß gerade die Größten tiefere Wurzeln in ihre Umgebung treiben als alle anderen? Goethe ist geradezu eine Verkörperung des Deutschen; er hat alle seine Fehler und alle seine Tugenden; er ist gleichsam die Steigerung ins Gigantische des alltäglichen deutschen Bürgers und Gelehrten und pflichttreuen Beamten; insofern hatte sogar der scharfsinnige Lessing nicht so ganz unrecht, als er in übelgelaunter Stunde von Goethe urteilte, er sei „ein ganz gewöhnlicher Mensch“ — ja gewiß ein ganz ungewöhnlicher gewöhnlicher Mensch war er. Und wenn wir sagen, dieses Unikum in der Geschichte der ganzen Menschheit war von Kopf zu Fuß ein Deutscher, was sagen wir dann anderes, als daß nur Deutschland dieses Phänomen erzeugen konnte? Da haben wir nun die beiden entgegengesetzten Pole der Menschennatur: das rein Dämonische und das abgeklärt Menschliche, die eruptive Gewalt

des titanenhaften, alle Materie zertrümmernden, in ein göttliches Jenseits entfliehenden Gemütes und die architektonische, auferbauende Kraft des naturverwandten, seine Leidenschaften bändigenden, olympisch heiteren Weisen, beides Höhepunkte, beides hinfürder Diktatoren im Reiche aller menschlichen Kultur und beides Deutsche. Zugleich mit ihnen lebte und schuf jener dritte Diktator, der als Erster den Menschengeist wirklich befreit hat, der Denker, an dem seitdem jede Weltanschauung — selbst die absurder, selbst die gegen ihn gerichteten — angeknüpft hat, und dessen gesetzgebende Gedankengewalt erst jetzt zur wahren Geltung kommen wird — denn es braucht mehr als ein Jahrhundert, damit die Menschen eine solche kopernikanische Umwälzung aller unserer Grundvorstellungen zu begreifen beginnen; und konnte Kant etwas anderes sein als Deutscher? Aus Schottischem Blute entsprossen, mußte er in Deutschland geboren werden, um das aussprechen zu können, was er dachte und was keine Übersetzungskunst ins Englische zu übersetzen vermag. Die höchsten Gedanken, deren der Menschengeist heute fähig ist, können nur in der deutschen Sprache einen adäquaten Ausdruck finden! Können wir denn achtlos an einer solchen Tatsache vorübergehen? Ist es zu viel, wenn wir behaupten:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben? —

Und dann wieder jene freilich noch lange nicht genug und nicht richtig gewürdigte, stupende Erscheinung: Richard Wagner. Meiner Überzeugung nach ist er der größte Poet der Menschheit. Drei Namen bezeichnen die absoluten Höhepunkte: Homer, Shakespeare, Wagner. Doch — wenn in solchen Dingen das Vergleichen überhaupt einen Sinn hat — dürfen wir sagen: sowohl in bezug auf gedrängte Gestaltungskraft, wie auch in bezug auf Reichtum, Bestimmtheit und Gewalt des Ausdrucksvermögens ist Wagner der größte. Und wie Kant ein höchstes Denken, das nur deutsch gedacht werden kann, so hat Wagner ein Kunstwerk geschaffen, welches so unauflöslich mit der deutschen Sprache verknüpft ist, daß es auseinanderfällt, sobald ein einziges Wort verschoben wird. (Diesen Mann, wie es die Zeitungen für die Denkmalsenthüllung ankündigen, nur mit Singsang und musikalischem Kongreß feiern, ist allerdings bittere Ironie; ein Triumphlied von Bach, Beethovens Schlacht bei Vittoria, im Theater Sophokles' Antigone und Shakespeares Macbeth, dazu dann in geschlossenem Saale die Prunkrede eines Nichtmusikers über den dichterischen Hochwert sowie auch über die deutsche Bedeutung dieses glühenden Patrioten, der wie Luther von sich hätte sagen können: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen!“: so ungefähr könnte man ihn würdig feiern.)

Hat Schiller recht, gibt es einen weisen, göttlichen Weltenplan, dem der Dichtung heilige Magie dient, dann können wir Sterbliche das eine mit Sicherheit enträtseln, daß in diesem Plane dem deutschen Volke eine besondere Rolle zufällt.

Doch auch abseits von der Dichtung gilt dasselbe. Freilich ist die Suprematie Deutschlands auf dem Gebiete der Wissenschaft augenblicklich wohl in der Gesamtleistung als Masse, nicht aber in bezug auf die leitenden Genies so klar ausgeprägt wie auf dem Gebiete der Poesie. Das kommt aber daher, daß die Wissenschaft sich noch in einem Übergangsstadium befindet, vergleichbar etwa dem Zustande der Poesie am Anfang des 18. Jahrhunderts. Es fehlt noch die ideale Weltanschauung, und so lange sie nicht da ist, kann der Deutsche sein Höchstes nicht leisten. Auf der Naturwissenschaft lastet der Druck des Materialismus und der borniertesten Empirie. Nur dadurch erklärt es sich. daß tüchtige, doch durchaus untergeordnete Geister wie Virchow, Dubois Reymond, Koch usw. eine führende Rolle spielen konnten, während Männer ersten Ranges wie Helmholtz philosophisch hilflos herumtappen und strahlende Genies wie Heinrich Hertz wirkungslos blieben, als hätten sie nie gelebt. Doch es kommt ein neuer Tag, ich weiß es. Und ist er erst da, so wird der deutsche Geist mit einem einzigen Satze sich in der Wissenschaft ebenso in die erste Reihe der leitenden Geniusse schwingen, wie er es in den hundert Jahren, die von Götz zu den Meistersingern führen, auf poetischem Gebiete getan hat. Heute ist die Perspektive noch ganz verschoben, und ein Darwin steht vor unseren Augen in ungeheuer übertriebener Größe; es ist die Epoche der Vorherrschaft der mittelmäßigen Geister; doch

das Bild wird sich von selbst zurechtrücken, wenn erst die wahrhaft großen Gedanken das Heft ergriffen haben werden.

Das alles, Majestät, gehört zu meinem Geburtstagsgruß. Denn patriotische Phrasen sind mir verhaßt und konventionelle Glückwünsche ebenfalls. Es handelt sich um gar ernste Dinge, um nichts Geringeres — wir sahen es —, als um die Würde der Menschheit. Und was würde nun diese überreiche Begabung, die Gott Deutschland anvertraut hat, was würde diese Last an „Talenten" und damit auch an Verantwortung nützen, wenn nicht die p o l i t i s c h e Möglichkeit gegeben wäre, dieses Volk am Leben zu erhalten, es zu ernähren, zu erstarken und seine Sprache als Träger seiner Kultur über die ganze Erde auszubreiten? Und muß nicht gerade hier, wer Deutschland liebt und seine Mission erkennt, Stunden der Verzweiflung durchleben? Hat man je ein in bezug auf politischen Instinkt so armseliges Volk gesehen? Ich möchte manchmal mich einschließen und darüber weinen — so jammervoll ist der Anblick. Und warum hoffen wir doch? Inwiefern sind wir berechtigt zu sagen: ja, auch in politischer Beziehung ruht sichtbar die Hand Gottes auf diesem Volke; es kann und wird seine hehre Aufgabe erfüllen? Der eine einzige Umstand, in welchem Deutschland den anderen führenden Nationen gegenüber politisch im Vorteil ist, das ist der Besitz des Königsgeschlechts der Hohenzollern. Blicken wir umher, nirgends sehen wir mehr eine Dynastie, die eine moralische Macht bedeutet; es ist tief betrübend, aber es ist so; der *Almanach de Gotha* mag die hohen Namen in goldener Lettern drucken, die Geschichte aber schreitet wie eine Naturmacht daher, die nur vor Tatsachen und nicht vor Worten zur Seite weicht. Physisch, moralisch und intellektuell muß ein Königsgeschlecht hoch stehen, wenn es historisch bedeutsam sein soll; schon in früheren Zeiten geben die großen Königstaten nur von außerordentlichen Männern aus, heute aber steht der König vor einer noch weit schwereren Aufgabe. Und der e i n z e l n e Monarch tut's auch nicht; es muß ein ganzes Geschlecht sein. Eine königliche Diktatur ist hinfürder ausgeschlossen; manchmal möchte man es bedauern, doch man muß mit Tatsachen rechnen, nicht mit Utopien; — um so gewichtiger ist aber, finde ich, die eigentliche Königsaufgabe geworden, und diese liegt in der folgerechten Vorbereitung der Zukunft, — etwas, was einzig ein über Jahrhunderte sich erstreckendes Geschlecht ausführen kann. Das ist ja das heilige G e h e i m n i s des Königstums. Für die Geschäfte des Tages tragen die Minister die Verantwortlichkeit, und ließe man ihnen nicht weitgehende Befugnisse, sie wären bloße Puppen und der König ein Drahtzieher. Jene langsame, schweigende, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Vorbereitung der Zukunft aber ist ein ganz anderes Ding; das liegt abseits der Tagespolitik und der Ressortminister; das ist des Königs ganz eigene Sache; er erbt sie und vererbt sie weiter; und während alles hin und her wankt, bleibt dieses eine bestehen — sobald es Träger der Überlieferung gibt; und darum wird am letzten Ende die Monarchie siegen, wie stark auch die Demokratien und Oligarchien zur Stunde scheinen mögen. In dieser Welt ist keine Kraft größer als die eines festen menschlichen Willens; kann aber derselbe Wille sich durch Jahrhunderte fortsetzen, dann wohnt ihm eine Gewalt sondergleichen inne. Und hier ist es, wo ich Gottes Segen sichtbarlich auf Deutschland ruhen sehe. Für die weithin reichenden Gedanken des Großen Kurfürsten und des großen Königs und des großen Kaisers steht eine unvergleichlich stattliche, in Manneszucht und Pflichtgefühl erzogene Erbenschar da; bleibt dieses Geschlecht echt deutsch, wird es nicht international zersplittert und entnervt, mit dem Blute degenerierender Fürstenstämme infiziert, so dürfen wir wohl hoffen, daß das deutsche Volk — allen Reichstagen, allen politisierenden Professoren *à la* Virchow, Mommsen und Liszt und allem schwarzen und roten Verräterparteien zum Trotz — doch auch politisch die seiner hohen Mission gebührende Stelle an der Spitze aller Nationen erringen und behaupten wird. Und in dieser Beziehung wäre es gewiß der größte Segen Gottes, wenn ein so vollbewußter Monarch wie Eure Kaiserliche und Königliche Majestät das Ruder in der festen Hand lange führen und an diesem vielleicht gefährlichsten Wendepunkt der Weltgechichte das Alte hinüberretten und das Neue bis zur kenntlichen Gestalt vorbereiten dürfte.

Das walte Gott!

„Germans to the front!“ Die herrliche Photogravüre liegt eingerahmt vor mir, und da der Mensch sich doch auch etwas einbilden muß, so bilde ich mir ein, nur Eure Majestät und ich wüßten genau, was diese Worte wirklich bedeuten. Das ist so ein königliches Geheimnis, und wäre mir nicht das Glück zuteil geworden, Eurer Majestät naher zu dürfen, ich hätte in meiner Weise dafür zu wirken gesucht, doch nie zu einer Seele davon gesprochen. Ich pries vorhin die Kraft des Willens; doch das Panzerhemd des Willens ist das Schweigen; wie Wagners Wotan sagt: „Laß ich‘s verlauten, lös‘ ich dann nicht meines Willens haltenden Haft?“ Eigentlich darf man — wenigstens vor der Welt — nur von Nebendingen sprechen; belehren soll man die Menschen und sie mit Sanftmut oder Stärke auf bestimmte Gleise bringen, sie nie aber die Richtung des gestaltenden Willens erraten lassen. Und so fasse ich denn das gnädige und schöne Weihnachtsgeschenk als eine Art „Finger auf die Lippen“ auf und erläutere nun meinen Freunden — die alle das Gemälde höchlich bewundern — in harmlosester Weise den Vorgang in der Schlacht, die Gegend usw.

Eure Majestät haben mich recht beschämt mit der Entschuldigung wegen „Aufdringlichkeit“. Ich weiß, ich bin kein Hofmann, und ich zweifle nicht, daß mein Verhalten — sowohl persönlich wie schriftlich — in dieser Beziehung vieles zu wünschen übrig läßt; ich gestehe auch offen, daß ich vom ersten Augenblick an, und trotz der einschüchternden Wirkung einer mir völlig fremden Umgebung, mich freier vor Eurer Majestät gefühlt habe als vor den meisten Menschen. Doch Eure Majestät sind ein schärfer Menschenkenner und wissen gewiß, daß niemand mit innigerer Ehrfurcht dem Kaiser der Deutschen naht als Ich. Freilich behalte ich die Beweise kaiserlichen Wohlwollens möglichst für mich; ich sekretiere sie geradezu; selbst in meiner nächsten Umgebung erfährt gar niemand, daß ich von Eurer Majestät Briefe erhalten oder an Eure Majestät habe schreiben dürfen; ich habe sogar in dieser Beziehung mehr als einmal dreist gelogen; es geht ja niemand etwas an, und ich schreite am liebsten als Mr. Nobody durch die Welt, ungesehen, unbeachtet. Doch um so mehr sind mir die Zeugnisse des kaiserlichen Interesses im Herzen wert; und ich kann Eure Majestät versichern, daß eine eigenhändige Zeile, von der nur ich weiß, mir mehr bedeutet als ein Hofenbandorden, den ich, um anderen Leuten zu imponieren, draußen auf der Brust tragen würde. „Ein jeder ist nach seiner Art — An ihr wirst du nichts ändern“, sagt wiederum Wagners Wotan. Meine Art mag wohl eine besondere sein; namentlich widerstrebt es mir, gewisse Dinge auszusprechen, oder ich tue es nur auf Umwegen — wie meinen heutigen Geburtstagswunsch! —, doch undankbar bin ich nicht.

Und da will ich gleich noch einen Dank aussprechen. Neulich brachte mir der erste Sekretär der hiesigen kaiserlichen Botschaft, Graf Brockdorff-Rantzau — ein Mann, mit dem ich mich recht herzlich befreundet habe — den Zeitungsausschnitt über Kants Schädel, den Eure Majestät zur Mitteilung an mich bestimmt hatte. Ich war tief gerührt von dieser großen und so zart gedenkenvollen Güte — es war das wieder so ein Hofenbandorden von der Art, wie ich sie brauchen kann. Übrigens ist es für mich durchaus noch nicht ausgemacht, daß Kant ein echter Brachyzephal im richtigen Sinne des Wortes war; man beginnt einzusehen, daß es sehr einseitig ist, nur die relativen Dimensionen in Betracht zu ziehen, es kommt auch auf die absoluten Maße an. Kants Kopf ist zwar breit, aber nicht kurz. Ein Abguß dieses Schädels ist mir gerade zu Weihnachten geschenkt worden; es ist ein ganz gewaltiges Gehäuse gewesen, in dem dieses gewaltige Gehirn sein Werk verrichtet hat.

Und somit hätte ich meine Danksagungen beendigt und hierbei die Geduld Eurer Majestät mehr als billig in Anspruch genommen. Doch kann ich nicht schließen, ohne auf noch eine Bemerkung Eurer Majestät eingegangen zu sein. Wenn mein Vorwort den Eindruck hervorrufen konnte, ich hätte die Redlichkeit von Herrn Professor Delitzschs Absichten bezweifelt und ihn in Verdacht gehabt, uns „einspinnen“ zu wollen: so hat mich das förmlich bestürzt. Ich muß auch gestehen, daß ich bei sorgfältigster Prüfung die Stelle nicht habe entdecken können, die diese Deutung nahegelegt hat; was mich aber nicht verhindern soll, bei einer eventuellen Neuauflage gegen die Möglichkeit dieses Mißverständnisses Vorsorge zu treffen. Gleich der Anfang — die Herbeiziehung von

Goethes Worten: „O du armer Christe! usw.“ — sollte nach meiner Absicht die Lage vollkommen klar präzisieren; denn ich habe niemals gehört, daß irgendeine Menschenseele — und sei es ein noch so rabiater Judenfresser — die unbedingte Redlichkeit von Moses Mendelssohn in Zweifel gezogen hätte. Gerade diese Tatsache macht Goethes Worte so bemerkenswert; er sagt: trotz des anerkannt hohen Sinnes dieses Mannes, wird es dir doch „schlimm ergehen“, wenn du dich mit ihm einläßt, denn was er im besten Glauben erstrebt und unbewußt „schlau“ durchsetzt, bedeutet für dich — „armer Christe“ — ein „Einspinnen“, ein Lahmlegen deiner besten, aus deiner echten Eigenart entsprießenden Kräfte. Und ganz genau das ist es, was ich von Professor Delitzschs Wirksamkeit (jenseits der Pfähle rein gelehrter philologischer Arbeit) halte und fürchte. Sein Instinkt — nicht seine Überlegung — führt ihn auf diejenigen Pfade, wo unserer germanisch-christlichen Kultur Schaden erwächst. Doch für seine Redlichkeit hätte mir als Gewähr das Eine genügt: daß der Deutsche Kaiser ihm Achtung erweist; eine andere hätte ich nicht gebraucht. Zufällig trifft es sich aber, daß ich im Laufe des Jahres 1902 einer Anzahl Gelehrter — engere und weitere Fachkollegen Delitzschs — und auch einigen Ungelehrter, aber Männern von großer Welterfahrung und Menschenkenntnis begegnet bin, die Delitzsch teils ziemlich, teils sehr genau kennen, der eine sogar seit seiner Kindheit, ein oder zwei andere freilich nur aus seinen Schriften, — und j e d e r von diesen hat gesagt, es sei ein grundehrlicher Mensch. Wie wäre ich also dazu gekommen, diese Tatsache anzuzweifeln? Das Urteil über ihn von diesen so verschiedenen Leuten, auch verschiedenen Nationen angehörig, war überhaupt eigentümlich übereinstimmend, — so daß ich Eurer Majestät Worte, es sei „ein sehr einfacher Mensch“ vollauf bestätigt finde. Er gilt bei allen, die ich befragte, für „nicht hervorragend“ begabt; ohne den hochbedeutenden Vater hätte die Welt wohl schwerlich von seinem Dasein Kunde erhalten; doch soll er innerhalb bestimmter Grenzen seines eigentlichen Faches, nämlich der assyrischen Zendologie Fleißiges und Tüchtiges geleistet haben; jenseits engerer Grenzen reiche sein Urteil und sein „Blick“ nicht — auch nicht bei rein fachmännischen Fragen; Männer wie Jenssen (namentlich), Eberhard Schrader und selbst Winckler (trotz seiner Übertreibungen) gelten in Deutschland und im Auslande als ungleich bedeutendere, zuverlässigere Assyriologen. Ein Fachmann, auf dessen Urteil ich besonders viel gebe und der Delitzsch persönlich und wissenschaftlich genau kennt, sagte mir: *„Delitzsch, oh, c‘est un bien brave homme! et il a fait du bon ouvrage — autrefois. Mais vous savez, huip!* (und hier machte er die Bewegung, als durchschnitte er einen Faden mit einem scharfen Messer) *depuis qu‘il est à Berlin c‘est fini; il a fait plus rien qui vaille.“* Doch, wie gesagt, das Urteil *„un brave homme“* war allgemein.

Auf das S a c h l i c h e gebe ich natürlich nicht mehr ein. Eure Majestät hatten die große Güte, das zu lesen, was ich vorzubringen hatte. Nach meiner Meinung (und einige der ersten Gelehrten Deutschlands haben mir dasselbe brieflich ausgesprochen) *it disposes of him once for all.* Denn sobald einem Manne in diesem Grade die Elemente des logischen Denkens abgeben, und sobald er eine solche Urteilslosigkeit an den Tag legt, wie bei der Behandlung des Wortes *èl* und des Wortes „Gott“ (Sowie bei anderen Punkten, die er in Babel und Bibel berührte), da hat es keinen Zweck, sich weiter mit ihm polemisch einzulassen. Doch liegt es mir fern, anderen diese meine Überzeugungen aufdrängen zu wollen, und mir hat Delitzsch insofern einen großen Dienst erwiesen, als die durch ihn veranlaßten Ausführungen über arischen und semitischen Monotheismus eine wirkliche Bereicherung der „Grundlagen“ bedeuten.

Eines bleibt mir aber doch unbegreiflich. Gesetzt den Fall, Delitzsch hätte — was ich bestreite — sachlich recht; ich begriffe noch immer nicht, wozu es dieses mit allem Tamtam und Drommetenschall der Reklame in Szene gesetzten Angriffes auf wichtige Vorstellungen der bisherigen christlichen Kirchen bedurfte. Solche Dinge können, meine ich, gar nicht zu rücksichtsvoll und liebevoll angefaßt werden. Als ich den neulichen Vortrag über die Offenbarungsfrage meiner Frau vorgelesen hatte, warf ich die Zeitung heftig auf den Tisch und rief ziemlich erregt die Worte Popes:

And fools rush in where angels fear to tread!

„Fools“ ist ein bißchen stark, doch ich konnte Pope nicht fälschen, und im übrigen beschreibt dieser Vers genau, was Delitzsch getan hat. *Mettons que ce n‘est pas un crime, ce n‘en est pas moins une faute.*

Mein guter, lieber Vater pflegte mich, als ich noch Bube war öfters im Scherz einen „Politiker“ zu nennen; es war halb Tadel, halb Lob; sicher ist, daß ich die Unterscheidung zwischen dem, was angemessen ist — dem Ort, wo gesprochen wird, dem Publikum, an das man sich wendet, usw. angemessen —, und dem, was unangemessen ist, fast ebenso wichtig finde wie die Unterscheidung zwischen Wahrheit und Lüge. In einem Fachwerk darf man Überzeugungen aussprechen, die in einem populär-wissenschaftlichen Werke nicht am Platze wären, und in einem solchen populären Werke, wenn es 20 Mark kostet, kann man Dinge sagen, die es ein Vergehen gegen die Gesellschaft wäre, in einer Flugschrift zu 50 Pfennig zu sagen oder gar erst in einer Form vorzubringen, die sie allen Zeitungen der Welt zugänglich macht. Ich, einzelner Mensch, kann und soll vor Gott mein ganzes Herz enthüllen; trete ich aber vor meine Mitmenschen, so kann ich es nicht und soll ich es nicht. Das ist nicht Betrug, sondern Rücksicht; es ist nicht Unwahrhaftigkeit, sondern Bescheidenheit; es ist Respekt vor dem, was anderen wahr dünkt; es ist Gehorsam gegen das große Gesetz des Unter- und Nebenordnens, ohne das keine Gesellschaft bestehen kann; — außerdem ist es klug und weise, es ist „politisch“, es führt zum Ziele.

Hier kann ich mit einem höchst bemerkenswerten Beispiel dienen. Vor 100 und etlichen Jahren hatte ein damaliger Delitzsch, irgendein „freisinniger“ gelehrter Pfarrer, ein Werk gegen den Offenbarungsglauben veröffentlicht. Den nimmt sich nun Goethe vor — Goethe, „der große Heide“, wie ihn die Pietisten schelten, Goethe, der sich noch weniger als ich zu irgendeiner der Kirchen seiner Zeit bekennen konnte! Zunächst macht Goethe darauf aufmerksam, daß nur „unzweideutiger G e n i u s“ und nicht „g e m e i n e T a l e n t e“ sich an die öffentliche Behandlung solcher Fragen überhaupt wagen d ü r f e; wogegen ein Delitzsch sehr mit Unrecht wähnt, Professorsein genüge dazu. Dann aber fährt Goethe fort: „Wenn sie [nämlich die unzweideutigen Geniusse], wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publikum ungern erlauben, auch nur T e r m i n o l o g i e - p a g o d e n umzustoßen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern teure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden — — —.“ So redet ein Weiser. Das hört sich anders an als das banale „Die Hand aufs Herz usw. usw.“! Was heißt das überhaupt, auf Grund von elenden Tonscherben, auf Grund von hirnverbrannten, bei den Haaren herbeigezogenen etymologischen Hypothesen, Tausenden von Leuten das Fundament ihres Glaubens rauben. Ist das opportun? Ist das politisch? Ein Jubelgeschrei ging durch die ganze jüdische und antichristliche Presse beider Weltteile. Ein spezifisch jüdisches Blatt, das ich heute las, schreibt: „Uns kann Delitzschs Auffassung nichts anhaben, denn wir Juden haben nie den Buchstabenglauben gehabt; den Christen aber sägt Delitzsch den Ast ab, auf dem sie sitzen.“

Und wie viel Schönes hätte sich gerade über dieses Thema sagen lassen, zur Erweiterung der Herzen, zur Befreiung echter Religionsbedürfnisse! Denn in der Tat, der Begriff des „offenbarten Gotteswortes“ ist nicht jüdisch. Eure Majestät brauchen nur für etwa 3 Mark die erste beste jüdische Religionslehre zu kaufen, um zu sehen, daß nur die tatsächlichen E r s c h e i n u n g e n Gottes und die geschichtlichen Geschehnisse, wie die Errettung über das Rote Meer usw. für die Juden als G l a u b e n s g r ü n d e gelten. Die Vorstellung der G n a d e und, hiermit auf zusammenhängend, der Verleihung — durch Gnade — göttlicher Eingebung ist völlig unsemitisch und unjüdisch. Dagegen ist es uraltes arisches Gut. Das „im Anfang war das Wort“ ist ein nachweisbarer, buchstäblich genauer Import aus Indien, wo seit jeher vac (= das Wort) als die unmittelbare Emanation des Göttlichen, als die schöpferische Tat, durch welche das Unsichtbare ins Reich der Sichtbarkeit trat, gegolten hatte. Und was besonders bemerkenswert ist, das ist die Tatsache, daß der Glaube an offenbarte Schriften, an Schriften, die alle Weisheit, alle notwendige Wahrheit enthalten — dieser Urglaube aller indoarischen Religion und Philosophie — nicht bloß nicht jüdisch, sondern auch nicht urchristlich ist und so wenig einen lebendigen Bestandteil der mittelalterlichen Kirche bildete, daß die Bibel den meisten Priestern so gut wie unbekannt war und auf gewissen Kirchenkonzilien überhaupt gar kein

Exemplar der Heiligen Schrift aufgetrieben werden konnte, so wenig bedeutete das „Wort“ für diese Leute; ich brauche ja bloß daran zu erinnern, wie schwer es Martin Luther wurde, einer Bibel habhaft zu werden. Der eigentliche Glaube an „das Wort“ ist nun eine Errungenschaft der Reformation; das sollten wir nicht vergessen. Und folgte auch sofort das Tridentinische Konzil mit seiner Doktrin der buchstäblichen Inspiration, so war es ihm doch nur um die Grundlage von Kirchendogmen zu tun; der wahre, lebendige Glaube an Gottes Wort — „das Wort sie sollen lassen stahn“ — ist eine protestantische Tat, und diese Tat bedeutet weder mehr noch weniger als das unbewußte Zurückgreifen auf unsere echte indogermanische Eigenart. Durch diesen Glauben allein — durch nichts anderes — ist es gelungen, die Religion von einem äußerlichen, mechanischen, zauberhaften Zeremoniell, das sie geworden war, ins Innerste des Herzens zurückzuverlegen. Und darum ist dieser Glaube — trotz aller bedauerlichen Auswüchse, zu denen er hier oder dort führte — unbedingt ehrwürdig, und die, die ihn haben, besitzen eine Kraft ohnegleichen, denn ihr Herz beherbergt eine göttliche Wahrheit.

Das alles hätte man in einem solchen Vortrag vor Kaiser und vor Reich sagen sollen. Denn daß Gott sich uns Menschen offenbart, daß er in den Werken inspirierter Geister uns gleichsam Ariadnefäden hinwirft, an denen wir durch das Labyrinth des Unerforschlichen hindurchgelangen können bis dorthin, wo das Licht dämmert — das m ü s s e n wir glauben, denn sonst wäre alle Religion bloße Tradition, bloßer Formalismus, bloßer Geistesspuk, bloßer Hammurabismus. Dieser Glaube ist also mehr als eine Terminologiepagode. Nachdem man nun den kirchlich Gläubigen das alles gegeben hätte, hätte man von ihnen in aller Freundschaft gefordert, daß sie nur ja nicht möchten unserem Herrgott gar so enge Schranken ziehen, sondern vielmehr bedenken sollten, daß er sicherlich allen verschiedenen Völkern und verschiedenen Zeiten sich offenbart hat und sich noch offenbart. Wobei man ja nur an unseren guten protestantischen Jakob Böhme anzuknüpfen brauchte, der die Heilige Schrift als Wort Gottes lobt, dann aber auf eine Frühlingswiese hinaustritt und meint: hier rede Gott noch deutlicher zu ihm. Mir ist es unbegreiflich, wie überhaupt etwas wahrhaft Großes ohne die unmittelbare Eingebung Gottes geschaffen werden solle; ich glaube immer, es steckt in solchen Dingen mehr von Gott als von dem Menschen, der es angeblich gemacht hat, und ich glaube, die hervorragendste Eigenschaft des echten Genies ist die Fähigkeit, das kleine Ich möglichst auszuschalten und das große Überich möglichst rein zu Worte kommen zu lassen. Wir modernen Germanen — die Menschen, in deren Namen ich in den „Grundlagen“ rede — wir sind nicht unreligiös oder gar antireligiös; wir glauben auch nicht, daß wir ein besseres und höheres Religionssymbol als unsere Väter ersinnen werden; es haben aber große Umwälzungen in den Vorstellungen stattgefunden — für alle höher Gebildeten; das Universum ist ein anderes, als es Luthers Augen erblickten (der Kopernikus einen „Narren“ nannte), und Kants kopernikanischer Tat auf innerem Gebiete — mit der Aufdeckung der symbolischen Bedeutung von Zeit und Raum und allen Erscheinungen — hat dem Worte Christi vom Reich Gottes inwendig in uns einen früher ungeahnten Sinn verliehen; hierdurch ist für unsereinen die Religion gleichsam ganz Gegenwart geworden; die Religion des Glaubens hat sich zusammengeballt — wenn ich so sagen darf — zu einer Religion der Erfahrung und infolgedessen auch der Tat. Wie bei allem Neuen, erhebt das Herz; wir danken uns Gott näher als je zuvor; noch heute hat Christus zu uns gesprochen und seiner Stimme Klang erzittert. noch in unserem Ohre. . . Nichts wollen wir den anderen Gläubigen nehmen, sie in nichts berauben; wir fordern nur das eine, daß sie uns nicht verdammen, daß sie in uns Fleisch von ihrem Fleisch erkennen. Ihre Kinder werden das nötig haben, woran wir in heiliger Seelennot heute arbeiten. Und das eine mögen sie sicher wissen; jeder schlichtgläubige Dorfpastor steht uns unendlich näher — unserem Herzen und unserem Hirn — als so ein hochmütiger Professor mit seinen Fetzen an Spezialgelehrsamkeit, der ohne Kenntnis des Menschenherzens, ohne das geringste Verständnis für die Bedürfnisse bestimmter Rassen, einfach von seinem drei Stufen hohen Katheder aus die unaussprechlichen Wahrheiten der Religion — deren Form wohl wechselt, doch deren Gehalt derselbe bleibt — für null und nichtig zu erklären unternimmt.

Die Welt dreht sich; beharrten wir auf alten Formen, wären wir mitfortgerissen; um der

Altvordern nicht unwert zu sein, müssen wir wie sie die Gabe des Tages innerlich verarbeiten; doch das wissen wir gewiß: nie war Religion ein Ergebnis der Wissenschaft; Religion wird durch Religion gemacht.

Vielleicht hätte ich schweigen sollen; bequemer ist das ja immer; doch nach allem, was vorangegangen ist, hielt ich es für eine Pflicht der Aufrichtigkeit, Eurer Majestät zu sagen, was ich über diese Angelegenheit denke. In aller Ehrfurcht bitte ich, meine Worte so aufzunehmen, wie sie gemeint sind — als einen Beweis unbedingten Vertrauens.

Was die „Entwicklung der Religion“ betrifft, so ist zu bemerken, daß in allem O r g a n i s c h e n das Sein und das Werden miteinander verwoben sind und sich gegenseitig durchdringen. Nur wenn wir das, was „ist“, fromm und bewußt bewahren, können wir sicher darauf rechnen, daß dasjenige, was noch nicht ist, „wird“; sollten wir dagegen in frevelhafter Willkür das, was „ist“, niederreißen, um für ein Neues Platz zu bekommen, so hätten wir den organischen Lebenskeim vernichtet. Zwischen Sein und Werden mitteninne: da ist‘s, wo Leben wahrhaft lebt.

Und jetzt ist mir kein Platz geblieben, um heute einen Gegenstand zu berühren, der mich, während ich krank zu Bette lag, viele Nächte hindurch beschäftigte: die Reform des Unterrichts. Es hängt dies mit altem Vorangehenden eng zusammen. — Von rechts und von links, von nah und von fern, höre ich aus dem echten Volke heraus — noch leise, aber schon bestimmt — den schönsten Ehrennamen hervorwachsen, der je einen Monarchen geschmückt hat: „Wilhelm der Deutsche“. Und fast immer knüpft diese Bezeichnung in erster Reihe an die große Reform im Schulwesen an, deren ungeheure Bedeutung ganz allmählich und langsam in den Köpfen unserer Zeitgenossen zu dämmern beginnt. Doch ich glaube, es gibt da noch viel zu tun, und es drängt sich mir immer mehr die Überzeugung auf, daß ohne eine gründliche Reform des Universitätswesens keine Schulreform wirklich bis auf den Grund durchführbar ist. — Darf ich mir die Frage erlauben, ob Eure Majestät eine kleine Schrift gesehen haben von einem Gymnasialoberlehrer Dr. Ludwig Gurlitt: „Der Deutsche und sein Vaterland“? Der Verfasser ist Lehrer in Steglitz: seine Broschüre erschien im August 1902 und hat schon mehrere Auflagen erlebt. Mich hat die Frische und der Freimut ganz entzückt; solche Männer sollte es in Deutschland mehr geben. Und daß ein schlichter Lehrer es in diesem Augenblicke wagt, für England einzutreten und vieles an den englischen Einrichtungen seinen Landsleuten zur Nachahmung zu empfehlen, genügt als Beweis, daß hier ein mutiger, ehrlicher Mann redet. Zugleich ist er ein warmer Bewunderer der durch Eure Majestät ins Leben gerufenen Unterrichtsreformpläne. Doch so einer, der als Lehrer mitten drin steckt, sieht auch, wo es überall noch hapert, und kennt alle die stillen Kräfte, die beharrlich Widerstand leisten. Besonders vortrefflich ist alles, was er über das Berechtigungswesen, oder vielmehr „Unwesen“, ausführt; der ganze Schulunterricht ist dadurch vergiftet. — Manches halte ich allerdings bei Gurlitt für verfehlt; er schätzt England zu hoch und begreift nicht — oder nicht genügend —, daß Deutschland seine eigenen Wege gehen muß. Und eigentümlich ist, daß, wiewohl er das Mißverhältnis zwischen Universität und Schule öfters berührt, es ihm nie beikommt, daß vielleicht nicht bloß die Schule, sondern auch die Universität nicht so ist, wie sie sein sollte. So z. B. erwähnt er p. 97, es sei doch merkwürdig, daß, was ein junger Lehrer soeben an der Universität als höchste Wahrheit gelernt hat, er gleich darauf in der Schule verleugnen muß und selbst unter Kollegen nicht bekennen darf bei Gefährdung seiner ganzen Laufbahn. Ja, aber lernt er auch in der Universität, was er lernen sollte? Zum großen Teil lernt er da überhaupt gar nichts, da die deutschen Universitäten viel eher eine Agglomeration von Spezialistenschulen sind, als wahre Bildungsanstalten zur Erziehung vollwertiger Menschen. Zum Teil lernt er aber direkt das, was er nie lernen dürfte; er saugt von staatlich besoldeten Beamten Gift ein, er lernt seine germanische Eigenart verachten, er lernt das, worauf die Größe seiner Ahnen beruhte, mit Füßen treten.

Ein Beispiel aus unmittelbarer Gegenwart.

Unter den Briefen, die ich auf mein Vorwort bekam, befand sich der eines Gelehrten, dem ich es geschickt hatte, weil er mir Schriften von sich zu verehren pflegt. Über den Abschnitt „Dilettantismus“ sagt er einige Worte, „Rasse“ und „Delitzsch“ überspringt er als

kitzliche Dinge, bei „Rom“ hält er sich auf und spricht seine anerkennende Zustimmung aus. „Aber“, fährt er fort, „mein Programm kennen Sie; es lautet: Los von aller Religion.“ Und wer ist es, der das bekennt? Einer der angesehensten ordentlichen Professoren der Philosophie, dessen Lehrbücher an den deutschen Universitäten weitverbreitet sind. Ich halte ihn zwar für einen Geist fünfzehnten Ranges; doch gerade solche werden ja in der Gelehrtenrepublik hochgeschätzt; die Kooptation ist ein Patent auf Bevorzugung der Mittelmäßigkeit; und da er außerdem zum „fortgeschrittensten“ Fortschritt in der Politik gehört, mit der Sozialdemokratie liebäugelt, die Juden bei jeder Gelegenheit als der Menschheit höchste Zierde preist usw., so hat er die gesamte große Tamtam-Presse für sich und ist eine Berühmtheit. Seine Vorlesungen (das vulgärste Zeug, was man sich denken kann) sind zum Brechen voll, seine Handbücher, wie gesagt (und trotz ihrer horrenden Wertlosigkeit), werden den lernbegierigen Jünglingen überall in die Hand gedrückt. Ja, das soll mir doch der Kuckuck erklären, wie der Staat dazu kommt, Leute zu mästen und ihnen seine angehenden Schullehrer anzuvertrauen (!!), deren Programm lautet: Los von Gott, los vom Königtum, los vom Germanentum. Wenn es auf der Welt eine bloße „Terminologiepagode“ gibt, dann ist es wahrlich die vielgerühmte „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft“. Ich für meinen Teil verrichte keinen Bonzendienst vor ihr. Ich halte sie für Humbug und zum großen Teil für Affenschande. Menschen, die der deutschen akademischen Jugend — diesem heiligen Pfand der Zukunft — als Grundsatz täglich eintrichtern: Los von aller Religion, hin zur sozialistischen Republik (siehe jetzt neuerdings Mommsen!) —, die sind nicht voraussetzungslos, sondern sie haben falsche Voraussetzungen statt richtiger, und sie werden ganz einfach mit der Zeit das vollenden, was sie im Laufe des 19. Jahrhunderts glänzend angefangen haben: das deutsche Volk vollends zugrunde zu richten.

Für heute nur so viel; denn wollte ich mein Herz hierüber ausschütten, der Brief würde zu einem Oktavbande anschwellen. Man braucht die allbekannten und wirklich unschätzbaren Verdienste der deutschen Universitäten nicht zu leugnen und kann dennoch einsehen: damit diese Institution eine nationale Waffe wird im Kampf ums Dasein, da muß sie gründlich reformiert werden. Anstatt eine zweite republikanische Kirche mit kooptierten, unabsetzbaren Beamten zu sein — ein Staat im Staate —, muß sie eine zweite, ergänzende Armee werden; sie muß nicht bloß angehende Gelehrte belehren, sondern das ganze Volk erziehen — was nach dem jetzigen System ausgeschlossen ist.

Interessant war in dieser Beziehung eine neuerliche Enquete in Frankreich, aus der die starke Abnahme des Einflusses der deutschen Universitäten auf das Ausland klar hervorgeht. Die Demokraten und Juden haben hier, wie überall, wo sie zur Macht gelangen, arg desorganisierend gewirkt. Es wäre wohl Zeit, daß auch hier Wege gewiesen würden, würdig, vom Volk als „deutsche“ gepriesen zu werden.

Jetzt ziehe ich aber ernstlich den Schlußstrich. Seitdem ich diese Epistel begann, bin ich noch einmal erkrankt; die Influenzakeime sind nicht auszurotten; daher eine Verspätung, infolge deren ich nicht mehr an dem beabsichtigten Tage zur Stelle bin. Trotzdem hoffe ich, daß mein Geburtstagsgruß gnädige Aufnahme findet. Wäre es ein Brief, ich könnte nicht wagen, ihn abzuschicken; ich betrachte es aber als Reiselektüre bei irgendeiner Nordlandfahrt; was ich sage, hat ja nie Eile gelesen zu werden.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
ehrfurchtsvoller und dankbarer treuer Diener

Houston S. Chamberlain.

P. S. Motto zur Einweihungsrede in Görlitz:

„Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.“

(Faust, 2. Teil, Akt 4.)

188-192 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Berlin, 16. II. 1903.

Mein lieber Mr. Chamberlain

Wie einen Retter in der Not habe ich Ihren erfrischenden und prächtigen Brief begrüßen können. Denn, da ich, wegen Überhäufung mit Geschäften, ihn erst gestern öffnen konnte, traf er mich mitten in einer angestrengten Arbeit des „Gebärens“ — anders kann ich den Vorgang nicht gut bezeichnen —, des geistigen Drückens. Ich war nämlich gerade damit beschäftigt, ein paar Zeilen zu formulieren und zu feilen, welche ich abgefaßt habe, um Delitzsch einerseits für seinen Fleiß Anerkennung auszusprechen, sodann ihn freundschaftlich, aber bestimmt in seine Grenzen zurückzuweisen, und zuletzt für ihn und alle anderen Menschen meine Auffassungen und Standpunkt klar festzustellen. Ich bin ein Feind aller Tinte und daher ein schlechter Stilistiker, deshalb wird mir eine solche Arbeit sehr schwer. Da kam nun Ihr Brief *like a revelation!* Nach seinem mehrfachen Durchstudieren fiel mir in ihm wieder zur Evidenz jene angenehme und bewundernswerte Eigenschaft auf, womit die Vorsehung Sie zum Heil Ihrer Mitmenschen ausgestattet hat, nämlich die Gabe, für die Gedanken, welche uns beschäftigen und durchziehen, die rechte äußere Form zu finden. Nach vier Stunden war mein Skriptum fertig, und werde ich mir gestatten, Ihnen — meinem geistigen Geburtshelfer — mein Kind auch zu Füßen zu legen. Ich muß dabei aber um Verzeihung bitten, wenn Ihnen beim Lesen Anklänge vorkommen sollten, welche I h n e n bekannt erscheinen! Sie haben bei der Schilderung der Wirkung des zweiten Vortrags von Delitzsch an einen köstlichen Ausspruch Popes erinnert; bei dem mir noch ein anderer drastischer Ausspruch des Briten einfiel: *„He was like a bull in a China shop“,* die „Terminologiepagoden“-Scherben klirrten nur so auf allen Seiten zu Boden! —

Nun möchte ich aber doch in aller Ehrfurcht vor dem Schreiber der „Grundlagen“ ihn bitten, einen Augenblick mir für die armen vielgeschmähten Babylonier Gehör zu schenken. Gewiß ist darüber kein Zweifel, daß unsere Religion nicht von ihnen stammt. Ebensowenig stammt daher der „Monotheismus“ Israels — von dem unsere Religion doch immerhin zum Teil kommt. Allein Abraham war kein Jude, auch kein Israelit, aber immerhin ein monotheistischer Semit, und in seiner „Sippe“ hat er denselbigen monotheistischen Gedanken festgehalten. Aus dieser „Sippe“ sind im Lauf der Jahrhunderte die semitischen Stämme entstanden, welche Israel ausmachten.

Nun haben unsere und andere Ausgrabungen doch sehr interessante Fakta eluzidiert. Abraham war — als mächtiger Scheich eines waffenfähigen großen Nomadenstammes — ein Untertan und Freund König Hammurabis. Diesem König half er, in mehreren Schlachten und Feldzügen tapfer kämpfend, sein großes Babylonisches Reich zusammenschmieden. Nachdem das Reich konsolidiert war, zog erst Abraham „dem Rat Gottes Jahves folgend“ in das neue Land fort. Von dem *„Contemporain“* und Gönner Abrahams, dem großen König Hammurabi, ist nun von den Franzosen in Susa kürzlich ein großer Monolith ausgegraben worden, auf dem 280 Paragraphen des Gesetzbuches des Königs für sein Volk eingemeißelt sind. Er stand früher in Babylon und ward von den Persern nach der Erstürmung und Zerstörung nach Susa überführt. Man ist jetzt dabei, die Gesetze zu übersetzen und zu drucken. Sie stammen aus dem Jahre 2530 v. Chr. Außer dem „Römischen Recht“ jetzt die einzige und älteste Kodifikation oder Gesetzessammlung, die uns bekannt ist. Nach den wenigen Proben, welche mir bisher vorgekommen sind, ist der Sinn ein hoher und die Gerechtigkeit eine strenge, welche darinnen zum Vorschein kommen, z. B. über die Verleumdung heißt es: „Wenn jemand wider seinen Nächsten Böses nachsagt, und er kann keine Beweise dafür anbringen und

die Verleumdungen gehen dem Nächsten ans Leben (Fall Krupp), dann soll der Verleumder des Todes sterben!“ Hätte ich nur so einen Paragraphen zur Verfügung gehabt, dann hätte ich dem „Vorwärts“ anders begegnen können! — Moses sagt in den Zehn Geboten: „Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten“; also wesentlich abgeschwächt, und ohne Todesstrafe. Nach Ansicht der Übersetzer redet der Kodex des Hammurabi das Zeugnis, daß damals schon eine hochentwickelte Kultur in Mesopotamien herrschte. Prof. Hilprecht (Jena), der für die Vereinigten Staaten von Amerika in Nippar ausgräbt, hat auf Grund seiner Forschungen unter den Inschriften der so vielgeschmähten Tontafeln konstatiert, daß der Inhalt Aufschluß gibt über ein hochentwickeltes, fast modernes Staatsleben, welches mit seiner hochgestellten, feinen Kultur bis ins 7. Jahrtausend v. Chr. zurückreicht, also 4450 Jahre vor Hammurabi! Durch diese assyriologischen Forschungen sind Abraham und seine Zeitgenossen Gestalten, von fester geschichtlich klarer Kontur umrissen, geworden, während zu meiner Kinderzeit er ein Nebelbild war, von dem es immerhin nicht ganz sicher war, ob er gelebt und wann. Also hier hatte die Assyriologie und die Tontafeln Babels direkt dem Alten Testament einen Dienst erwiesen, sie haben aus der Sagengestalt einen forschen Mann aus Fleisch und Bein schaffen helfen, der in hellstem Lichte seines Wirkens als Reichsgründer vor uns steht, als ein Mensch, an dem sich auch „historisch“ Gott offenbart hat.

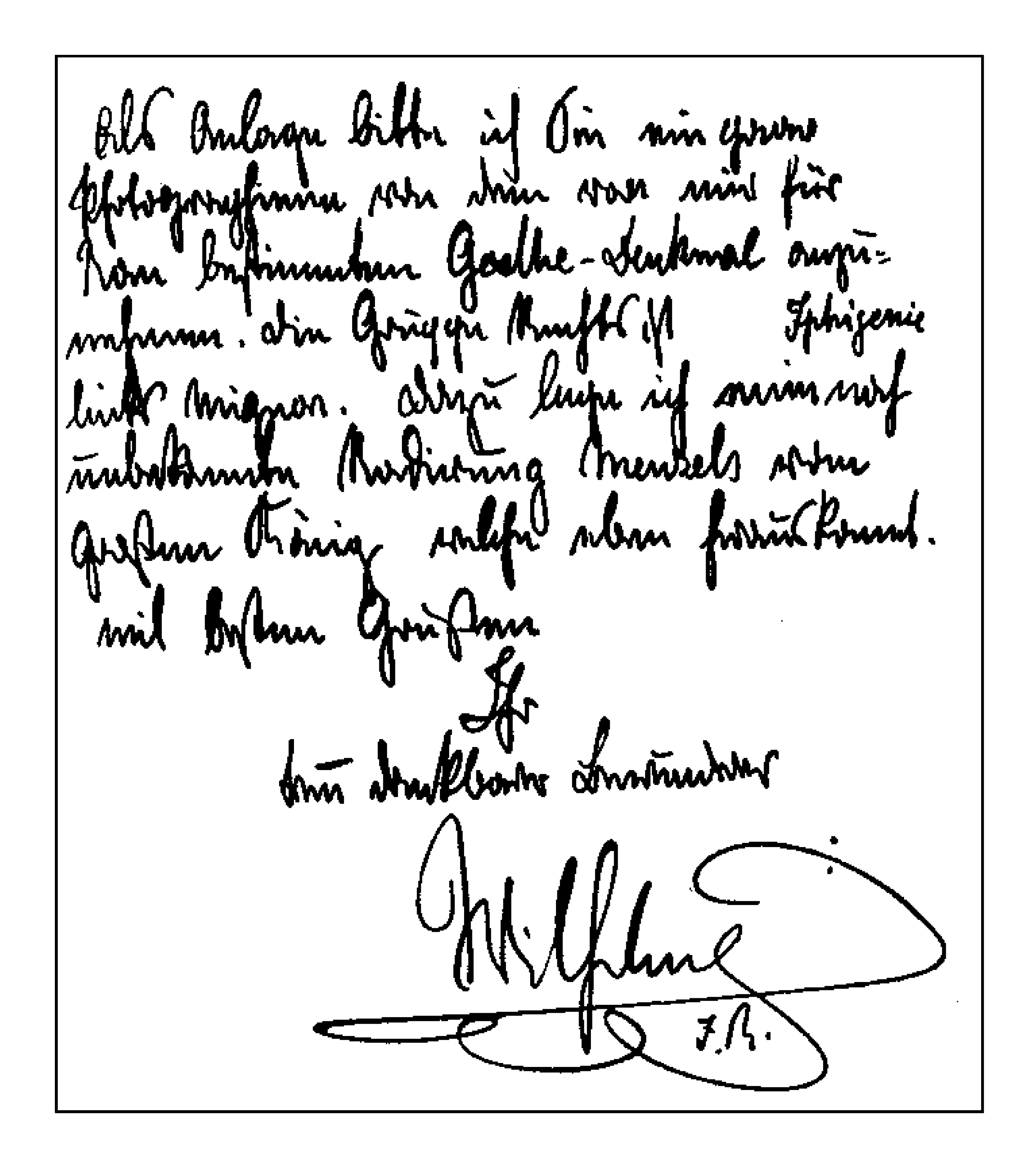
Die Babylonier waren unzweifelhaft ein so fabelhaft hochentwickeltes Volk und mit so vollkommen modernen Staatseinrichtungen und Anschauungen auf dem Gebiet der Politik, Kriegsführung usw., wie wir es uns gar nicht haben träumen lassen; das tritt alle Tage klarer hervor. Sie waren die Franzosen der damaligen Zeit, denn ihre Sprache war die Verkehrssprache aller damaligen zivilisierten Völker, die zu der Zeit das Mittelmeer befuhren. In Ägypten wurden sogar Staatsverträge mit dem Ausland auf Babylonisch abgefaßt, wie neuerdings Inschriften beweisen. In diese hochentwickelte Kultur, welche durch viele Jahrtausende gefestigt und allen syrischen Völkern als heilig galt, wurde nun das kleine Israel hineingezwängt, durch die Eroberung Kanaans. Aus einem langen Wüsten- und Nomadenleben heraus kam es in diese Welt hinein. Und wenn es noch ein so kristallinisches Gebilde war und abstoßend und abschließend sich verhielt, so konnte es sich ganz doch nicht der „Atmosphäre“ Babylons entziehen. Beziehungen wurden hergestellt; die Leviten haben mit den Weisen Babylons verkehrt; seine Astronomie ward vorbildlich; seine Kunst einfach übernommen, seine Literatur (Genesis) kopiert oder adaptiert; seine Zeitrechnung bis auf die Jetztzeit übertragen und noch maßgebend! Das ist es, was aus den „dummen Tontafeln“ hervorgeht, und wo der Einfluß Babylons auf das Alte Testament ein unleugbarer ist. Und das ist interessant und wichtig zugleich für die Beurteilung desselben und seiner Schreiber. Ich wage daher mit Hans Sachs auszurufen: „Verachte mir die (Meister) Babylonier nicht!“

Als Anlage bitte ich Sie ein paar Photographien von dem von mir für Rom bestimmten Goethe-Denkmal anzunehmen. Die Gruppe rechts ist Iphigenie, links Mignon. Dazu lege ich ein noch unbekannte Radierung Menzels vom Großen König, welche eben herauskommt.

Mit besten Grüßen

Ihr
treu dankbarer Bewunderer

Wilhelm
I. R.



Als Anlage bitte ich Sie ein paar Photographien von dem von mir für Rom bestimmten Goethe-Denkmal anzunehmen. Die Gruppe rechts ist Iphigenie links Mignon. Dazu lege ich eine noch unbekannte Zeichnung Menzels vom großen König welche eben herauskam.
Mit besten Grüßen
Ihr
[illegible] dankbarer Bewunderer
Wilhelm
I.R.

193-212 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

27. März 1903.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

bin ich für verschiedene Sendungen zu ehrfurchtsvollem und warmem Dank verpflichtet. Ihn auszusprechen habe ich nur darum gezögert, weil ich voraussetzen durfte, daß Eurer Majestät an der bloß zeremoniellen Danksagung wenig lag und noch weniger an übereilt

und leichtfertig hingeworfenen Meinungsäußerungen. Goethe behauptet: „Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen / So wollen sie Zeit haben"; nun, den Dank hätte ich schon schneller zur Hand, doch das „Erkennen" fordert in den Windungen meines schwerfälligen nordischen Hirnes einige Zeit, ehe ich genau weiß, worauf es ankommt. Und beabsichtige ich auch, mich in bescheidenere Grenzen zu fügen, als bei den letzten Briefen, so möchte ich doch nicht schreiben, ohne einiges gesagt zu haben, wert, von Eurer Majestät gelesen zu werden.

Das erste, was ich empfing, war das Buch über „Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen". Wie sehr ich mich über dieses Geschenk gefreut haben muß, wird Eure Majestät inzwischen aus meinem letzten Briefe entnommen haben. Keine Frage interessiert mich lebhafter als die des Unterrichtes; hier mehr als anderswo wird Zukunft geknetet und gestaltet. Wie vieles, was die weiseste Politik unternimmt, tritt, nachdem es alle Prozeduren unserer umständlichen Gesetzesmaschine passiert hat, in einem so stumpfen Winkel von der ursprünglichen Absicht in die Wirklichkeit hinaus, daß aus der erträumten Segenstat eine fast überflüssige, vielleicht gar schädliche Neuerung geworden ist! Hier aber, und trotz des vielen Widerstandes und Unverstandes, ist doch ein so bestimmtes und energisches Vorgehen möglich gewesen, daß Eure Majestät schon jetzt, nach wenigen Jahren, den aufkeimenden Erfolg erblicken können. Und wie wird er sich erst in einem halben Jahrhundert zeigen! Möchten Eure Majestät unverdrossen fortfahren, denn es gibt noch viel auf diesem Gebiete zu tun, und die Geschichte lehrt, daß wenige Monarchen den Unterrichtsfragen ein wirklich schöpferisches Interesse entgegenbringen, — soviel mir bekannt, seit Karl dem Großen kaum ein so lebhaftes, verständnisvolles und bahnbrechendes wie Eure Majestät.

Wirklich durchstudieren und durchdenken werde ich den Band erst im Sommer können, wenn ich mir einmal Ferien gönne. Einstweilen habe ich nur die hochinteressanten Mitteilungen des Prof. Lexis über das Berechtigungswesen gelesen, und dann in Wilanowitz von Möllendorf geblättert. Da ich in der gnädigen Mitteilung eine Aufforderung erblicke, werde ich seinerzeit nicht ermangeln, meine Eindrücke und Ansichten mitzuteilen.

Inzwischen werde ich fortfahren zu hoffen, daß Eure Majestät einmal diese grundlegende reformatorische Tätigkeit auch auf die Universitäten ausdehnen werden. Gewiß sind die deutschen Universitäten die ersten der Welt, und Preußen marschiert in dieser Beziehung — und d a r u m auch in mancher anderen — an der Spitze sämtlicher Kulturnationen. Die eine Universität Berlin z. B. erhält jährlich von der Regierung mehr, als die Regierung des unermeßlich reichen Großbritannien für seine s ä m t l i c h e n Universitäten im Jahre ausgibt. (Genaue Details mit allen Ziffern sind in der englischen Zeitschrift *„Nature"* vom 12. März 1903, p. 433ff. zu finden.) So z. B. erhielt die Berliner Universität 1902/3 die Summe von Pfd. St. 142.155 als ordentlichen Staatsbeitrag und dazu (nach 1891/2 berechnet) an außerordentlichen Geldern Pfd. St. 61.714; wogegen England im laufenden Jahre *summa summarum* Pfd. St. 155.600 auf Universitäten und *„Colleges"* ausgibt. (Allerdings besitzen zwei dieser Universitäten, Oxford und Cambridge, nicht unbeträchtliche Vermögen, mit denen sie aber unabhängig fortwursteln, wie es den alten Professoribus paßt.) Insofern steht also alles zum Besten. Doch es kommt die Zukunft und mit ihr gewaltige Konkurrenz; und während es einerseits unzweifelhaft ist, daß die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit einer noch bedeutenden Steigerung — ich glaube einer s e h r b e d e u t e n d e n — fähig ist, nämlich durch bessere, freiere, zielbewußtere Auswahl der Lehrkräfte, so läßt sich anderseits nicht leugnen, daß diese große, republikanische Organisation eine wirkliche politische Gefahr bedeuten kann. Der „Professor" ist eine kolossale Macht *„for weal and for woe"* im deutschen Volk; er gilt mehr als ein Feldmarschall; er ist dem Pfaffen verwandt und verfügt über hypnotisierende Geheimkräfte; daß ihm eine Doppelaufgabe gestellt ist — reine Wissenschaft zu fördern und Jünglinge zu Männern zu bilden —, wird nicht bedacht; zur Förderung der Wissenschaft ist er meistens befähigt, sei es mehr, sei es weniger, zur Ausbildung der Jugend sehr häufig gar nicht, und nicht selten ist er geradezu ihr Verderber.

A propos von Universitäten und Professoren erfahre ich soeben wieder einen merkwürdigen und beklagenswerten Fall. Ferdinand Hueppe, dessen geniale Bedeutung als

bahnbrechender Forscher ich schon früher in einem Fackel-Aufsatz hervorhob, ist vor kurzem wieder — in München — übergangen worden, und jetzt eben wieder hier in Wien. Ich kann ruhig davon sprechen, da Hueppe mir nichts und ich Hueppe nichts bin; es handelt sich um reine Wissenschaft und ihre, von den Herren Professoren so oft mit Füßen getretenen Interessen. Hier haben wir nun einen Mann, über dessen Wert nicht zwei Meinungen bestehen können, da er in allen Hauptfragen gegen Koch und Genossen recht behalten hat, und das, was er schon vor 15 Jahren über die Ursachen der Seuchen, über eine positiv aufbauende (statt einer bloß prophylaktischen) Hygiene, über die Arteinheiten der Mikroorganismen, über den Kreislauf des Stickstoffes, über die chlorophyllose Assimilation usw. usw. lehrte, heute gesicherte wissenschaftliche Wahrheiten sind und von den Herren der Kochischen Schule, die ihn gerade wegen dieser Entdeckungen anfeindeten — zugegeben und gelehrt werden, wenn sie auch, so viel es geht, bestrebt sind, die Verdienste des großen Forschers allerhand Russen und Polen und Franzosen zuzuschreiben — Patriotismus der Gelehrten! Daß ich mich in meiner Schätzung nicht irre, weiß ich ganz genau, denn mein Freund, der Physiolog Hofrat Wiesner — der zur philosophischen, nicht zur medizinischen Fakultät gehört, folglich uninteressiert ist, außerdem Hueppe persönlich gar nicht kennt — bestätigte mir neulich, es sei einer der originellsten und fruchtbarsten Köpfe Deutschlands, der einzige lebende Mediziner, der etwas von Pasteurs Genie überkommen hat. Die Clique aber schließt ihn aus — die an den deutschen Universitäten allmächtige —, und so hat sie hier in Wien neuerdings, wie ich erfahre, zwei Dinge gegen ihn ausgespielt: 1. die Frau sei niederer Herkunft und nicht zum Umgang mit „Professorengattinnen“ geeignet! (dabei hat sie sich bei der Choleraepidemie in Hamburg und auch anderwärts an der Seite ihres Mannes ausgezeichnet); 2. Hueppe (ein preußischer Rheinländer von Geburt, aus sehr guter Familie, seine Mutter eine von Buch aus den Nachkommen des großen Geologen) gebe sich mit der Rassenfrage ab und sei ein überzeugter „Germane“ — was allerdings wahr ist —, wogegen die Begeisterung für die internationale Rassenlosigkeit das erste Dogma im Kredo der Universitäten ist. Und so verkümmert dieser wahrhaft bedeutende Mann in dem elenden Prag, sein Laboratorium ein feuchter Keller, Mittel zu größeren Untersuchungen gar keine, und ringsumher wütende Tschechen; ein merkwürdiger und beklagenswerter Fall.

Sind solche Zustände und Vorgänge nicht höchst nachteilig für die Gesamtleistung der Universitäten? Ich möchte wissen, was man von einer Armee erwarten würde, deren Chargen durch die Offiziere selbst auf dem Wege der Wahl besetzt würden, und zwar mit lebenslänglicher Unabsetzbarkeit?

Doch hiervon genug für heute.

Die nächste Sendung, die bei mir eintraf, waren die Bilder. Den prächtigen Menzel betrachte ich als eine dauernde Erinnerung an die Görlitzer Rede, wo der Geist dieses großen Mannes so zeitgemäß heraufbeschworen wurde. — Neulich las ich ein entzückendes kleines Büchel: „Reisegespräch des Königs im Jahr 1779“ (Halberstadt 1784); es sind nur etwa 40 Seiten; der König besichtigt die auf seinen Befehl an der Dosse angelegten Kolonien; der begleitende Amtmann erzählt, was geschah und was der König sprach, — alles ganz schlicht, als wäre es mit dem Phonographen aufgenommen. Ich habe gelacht und geweint. Diesen Mann darf man überall belauschen; er besitzt die vollendete Einfachheit wahrer Größe; er war nicht bloß „Friedrich der Große“, sondern er war auch der große Friedrich.

Der Goethekopf ist splendid. Gegen Idealisierung habe ich in solchen Fällen nichts einzuwenden; nur durch sie zeigt man dem Volke, was ihm sonst in den Zügen großer Männer verborgen bleibt. Wie viele Menschen gibt es, fähig, Genie zu erkennen, wenn es in Einfalt vor ihnen steht? Die wir „genial“ nennen, sind meistens die leichten Schwätzer oder die Originalköpfe mit einem Stich ins Närrische. Alle Leute — die Ultramodernen sowie die Rückläufigen — preisen höchlich diesen Kopf; selten sah ich solche Übereinstimmung; das Denkmal wird gewiß ungeteilte Bewunderung erregen. Die Photographien gewähren mir täglich neue Freude.

Nun aber muß ich zu den Briefen eilen — zu dem gnädigst an mich gerichteten und zu

dem an Admiral Hollmann; Hammurabi steht ja im Mittelpunkt des Tagesinteresses; mein Gewissen „beißt“ mich über jede Seite Papier, die nicht ihm gewidmet ist. (Ganz neu war mir übrigens diese sympathische Monarchengestalt nicht, denn schon vor etwa zwanzig Jahren hatte uns Renan in seiner *„Histoire du peuple d'Israël“*, Band I, manches über den P è r e O r h a m, wie er damals genannt und als *„le legislateur pacifique“* gepriesen wurde, zu erzählen gewußt, und Maspéro hat vor etwa zehn Jahren in seiner *„Histoire ancienne des peuples de l'Orient Classique“* namentlich über die großen Friedenswerke und Kanalbauten des Königs alles für uns Laien Wissenswerte zusammengetragen; um so interessanter ist es mir aber gewesen, ihn durch die weiteren Arbeiten des Franzosen nach und nach immer vollere Körperlichkeit gewinnen zu sehen.)

Daß mein letzter Brief so genau im rechten Augenblick eintraf, um Eure Majestät zur Vollendung des an Admiral Hollmann gerichteten Schreibens anzuregen, gewährt mir große Freude; doch möchte ich den Wert meiner Mitarbeiterschaft nicht so hoch anrechnen, wie Eure Majestät es zu tun die Güte haben. Abgesehen von dem Wort, daß Religion nie durch Wissenschaft gemacht wurde — welches aber von Eurer Majestät in eine neue und eigene Gestaltung umgegossen wurde —, finde ich nur ein oder zwei von mir zufällig erwähnte Zitate, die nicht mein Eigentum sind, sondern das aller Welt.

Eure Majestät wissen, daß ich nicht der Mann bin, das Vertrauen, das mir geschenkt wird, leichtfertig aufzunehmen; Goethe sagt: aus jedem Bedürfnis entwachse ein Genuß, und ich empfinde: aus jeder Gnade ergibt sich eine Pflicht. Ich habe mir geschworen, aufrichtig zu sein; es gibt für mich, einem so hochgestellten Gönner gegenüber, keine andere Weise, Erkenntlichkeit zu bewähren.

Zunächst muß ich aber melden, mit wie großer, ungeteilter Sympathie ich Eurer Majestät beredte Apologie der babylonischen Forschungen (in dem Schreiben an mich) gelesen habe. Ich kann versichern: *Sire, vous prêchez au converti.* Mit gespanntestem Interesse war ich seit Jahren bestrebt, soviel von allen diesen Dingen zu erfahren, wie es einem ungelehrten Manne möglich ist aufzunehmen, und als die Deutsche Orientgesellschaft gegründet ward, trat ich sofort als Mitglied bei, mit einem für einen unterm Dache lebenden Mann unverantwortlich hohen Jahresbeitrag und habe niemals — selbst bei tiefster Kassenebbe — die Zahlstelle auch nur 24 Stunden warten lassen; das ist, glaube ich, das *experimentum crucis* für den Grad des Interesses, das ein Mann einer Sache widmet, nicht wahr? Habe ich einmal das Wort „elende Tonscherben“ fallen lassen, so geschah das in der Hitze des Gefechts und unter der unerhörten Provokation der Behauptung, die gesamten Ergebnisse unserer europäischen Wissenschaften seien gleich nichts zu achten im Verhältnis zu den Ausgrabungen am Euphrat; das ist schon nicht mehr bloß *„mirage oriental“*, sondern *delirium tremens orientale;* wessen Blut bei solchem beschränkten Spezialistenhochmut nicht kocht, ist nicht wert, als Erbe alles dessen sich zu fühlen, was von Galilei bis Goethe geleistet wurde. Doch es wäre unverdient hart, mir — dem begeisterten, dankbaren Jünger a l l e r wissenschaftlichen Bestrebungen, der mit Verehrung zu a l l e n Pionieren des Wissens hinaufblickt — dauernd einen Vorwurf aus solch einer oratorischen Wendung zu machen, oder sie gar so zu deuten, als wäre ich unter die Obskuranten gegangen. Daß meine Boutade mir die beredten Ausführungen Eurer Majestät eingebracht hat, macht mir den überkecken Ausdruck — der mir schon völlig entfallen war — lieb; doch wage ich zu glauben, daß schon meine Schriften bezeugen, ich sei kein Verächter der babylonischen Archäologie und unterschätze nicht ihren Wert für die Aufklärung des Alten Testaments. Nur leugne ich allerdings die Gleichung Babylon = Delitzsch, und außerdem stemme ich mich auf gegen die wirbelwindartig wirkende Monomanie, die alle Menschen zu erfassen pflegt, um sie das eine Mal in eine Richtung, das andere Mal in eine andere fortzutragen — so jetzt nach Babylonien, als wäre Aufklärung über das Alte Testament nur von dorther zu erwarten, als wäre der Jahrhunderte währende Aufenthalt der Josephiten in Ägypten nichts, als hätten die rein arabischen Sagenkreise und Kulturobservanzen um den Sinai herum in der mosaischen Geschichte nichts zu bedeuten, als bestände das Volk, das wir „jüdisch“ nennen, nicht nachgewiesenermaßen in überwiegendem Maße aus syrisch-hettitischem Blute und habe es nicht (ebenfalls erwiesenermaßen) die Hauptzüge des weder babylonischen, noch

ägyptischen, noch semitischen Naturkultus dieses syrischen Volkes beibehalten, usw. usw. (Nebenbei gesagt, und da meine diesbezüglichen Darlegungen in den „Grundlagen“ noch immer von Professoren, Theologen und Zeitungsskribenten verhöhnt und als „blutiger Dilettantismus“ hingestellt werden, hat es mich gefreut, in dem vor wenigen Wochen erschienenen vierten Bande von Wincklers „Altem Orient“ die Arbeit eines Fachmannes, Dr. Leopold Messerschmidt, „Die Hettiter“ zu finden, in welcher dieser Spezialist — p. 15 — als gesichertes Ergebnis der Wissenschaft g e n a u dasselbe lehrt, was ich aus den zuverlässigsten mir erreichbaren Schriften entnommen hatte: daß nämlich die Hettiter, die Juden in ihrer Mehrzahl und die Armenier einer und derselben Rasse — dem *homo syriacus* — zugehören und man somit „d i e J u d e n n i c h t z u d e r s e m i t i s c h e n R a s s e z ä h l e n d ü r f e“.) Nun, jetzt soll Geschichte vereinfacht werden, sie soll sich in das respektable, aber immerhin sehr beschränkte Prokrustesbett des Spezialismus einiger Professoren bequemen; was darüber hinausragt, wird einfach abgehackt, Tatsachen, die sich nicht keilinschriftlich ausweisen können, werden von der Grenzbehörde zurückgewiesen — — — — Diese gewiß schnell vorübergehende Mode bin ich allerdings nicht gewillt mitzumachen, und die Zeit wird mir recht geben. Darum ist aber mein Interesse für die Erfolge der deutschen Ausgrabungen, meine Hochachtung vor den Gelehrten, die sie leiten, und meine Bewunderung für das anfeuernde Interesse, welches Eure Majestät der Sache widmen, nicht geringer.

In beiden Briefen — dem privaten und dem öffentlichen — hat eine Sache mich sehr frappiert; ich habe daran herumstudiert und kann sie mir nicht erklären; darum muß ich sie hier erörtern; der Zusammenhang mit der soeben vorangeschickten Bemerkung wird sich von selbst ergeben.

Eure Majestät betrachten Abraham als eine historische Persönlichkeit und übertragen ohne weiteres auf sie die ganze Geschichtlichkeit, die Hammurabi, — ein durch zahlreiche Dokumente bezeugter Monarch — gewonnen hat. Ich möchte in aller Ehrerbietung die Berechtigung dieser Auffassung für fraglich halten. Daß Israel, Jakob, Esau usw. nicht einzelne Menschen, sondern personifizierte Stämme bedeuten, ist erwiesen und ist um so einleuchtender, als diese Art der Geschichtserzählung sich fast bis auf den heutigen Tag in Arabien erhalten hat. So zeigt z. B. Wellhausen — jener wahrhaft große, die anderen alle um eine Haupteslänge überragende Exeget, auf den Harnack neulich mit so großem Rechte hinwies —, daß zwischen Jakob und Israel J a h r h u n d e r t e liegen. Er zeigt aber auch (Prolegomena, 4. Ausgabe, S. 323), daß Abraham „wohl d i e j ü n g s t e F i g u r in dieser Patriarchengesellschaft ist“! Auch aus jedem anderen ausführlichen Kommentar zur Genesis kann man erfahren, daß Abraham erst sehr spät hineingemalt wurde, wobei aber allerhand Widersprüche und Unmöglichkeiten den frommen Legendenzusammenstellern mitunterlaufen sind. Wellhausen ist, wie immer, sehr vorsichtig und begnügt sich mit der Feststellung, daß Abraham keinesfalls „für eine geschichtliche Person gehalten werden darf“. Die meisten aber unter den Neueren gehen noch weiter und betrachten es als fast ganz sicher ausgemacht, daß Abraham und sein ganzer Kreis nichts weiter als ferne Erinnerungen an den Mondkultus von Harran sind. Daß Sarah und Milka Göttinnen des Harran waren, weiß man heute genau, dafür gibt es dokumentarische Textbelege, und somit wird die Hypothese, die Delitzschs rechte Hand, der Assyriolog Winckler, schon vor Jahren aufstellte, daß nämlich die Gestalt des Abraham aus einer Verschmelzung Isaaks mit dem Mondgott entstand, selbst von Vorsichtigen heute erwähnt und für wahrscheinlich gehalten. (Eine der größten Autoritäten auf dem Gebiete der Assyriologie — Zimmern — erklärt in seinem (erst vor wenigen Wochen erschienenen) Werke über „Die Keilinschriften und das Alte Testament“, S. 364—5, daß er geneigt ist, Wincklers Ansicht für wissenschaftlich begründet zu halten, und er weist auf eine erst erscheinende Arbeit Jenssens hin — ebenfalls ein Gelehrter allerersten Ranges —, in der weiteres Material zur Bestätigung vorgebracht werden wird. Selbst die sich so geschichtlich ausnehmende Reise Abrahams von Ur über Harran nach Kanaan soll einem alten Zuge aus dem Mythos des „Mondheros“ entspringen (vgl. Winckler in dem soeben genannten Werke, S. 30). Ohne mir also auch nur den allergeringsten Ansatz zu einem persönlichen Urteil zu erlauben, darf ich die Behauptung aufstellen, daß die Auffassung von dem Scheich, der

Hammurabi in seinen Kriegen beisteht usw., bei der deutschen Wissenschaft des heutigen Tages keine Unterstützung findet, und es wird mir schwer, die Worte Eurer Majestät (in dem Schreiben an mich): „Also hier hat die Assyriologie und die Tontafeln Babels direkt dem Alten Testament einen Dienst erwiesen“ mit den Ausführungen über Abraham in dem Brief an Admiral Hollmann zusammenzureimen; denn ist — wie die Assyriologie und die Tontafeln behaupten — Abraham keine geschichtliche, kaum einmal eine legendarische, sondern eine pseudomythische Gestalt, so steht es schlimm um eine „von Abraham an eingeleitete Erscheinung des Herrn“.

Nun bin ich aber weit entfernt, hierauf einen übertrieben großen Wert zu legen; zwar halte ich es — auch ganz abgesehen von dem Mondmythos (denn in solchen Dingen wird viel gefabelt, und ich traue ihnen immer nur halb) — ich halte es aber für endgültig ausgeschlossen, und zwar durch die Ergebnisse der vorsichtigsten Bibelexegese für ausgeschlossen, daß Abraham eine historische Persönlichkeit gewesen sei; jedoch, ich bin bereit, diese Position aufzugeben. Überzeugend nachzuweisen, daß jemand oder etwas nicht existiert hat, ist immer schwer. Meinetwegen soll Abraham also ein Scheich gewesen sein im Dienste Hammurabis. Goethe richtet einmal ein beherzigenswertes Wort an Gräfin Julie Egloffstein, als diese ihn mit irgendwelchen skeptischen Einwänden in religiösen Dingen plagte, wie ich jetzt Eure Majestät: „Mein Kind, es ist besser, du glaubst an das Falsche, als du zweifelst am Wahren“; und so will ich denn an die Existenz Abrahams glauben. Jetzt kommt aber dann das sehr Bedenkliche: hat nämlich ein Scheich dieses Namens tatsächlich zur Zeit Hammurabis gelebt, so ist das eine ganz sicher: daß er nämlich nicht jenen religiösen Glauben besessen hat, den das Alte Testament ihm zuschreibt. Hier handelt es sich nicht mehr um Hypothesen, sondern um völlig gesicherte Tatsachen. Sie darzulegen, wäre ein sehr kompliziertes Unternehmen, dem ich Laie durchaus nicht gewachsen bin; doch Eure Majestät brauchen nur jeden beliebigen wissenschaftlichen Kommentar zur Hand zu nehmen. Unter den neueren Kommentaren zur Genesis ist der anerkannt beste der des Berliner Professors Hermann Gunkel, 1901, und, nebenbei gesagt, ist Gunkel ein *lic. theol.* und ein gläubiger Christ; Gunkel sagt nun (S. LV), daß er nicht begreifen könne, warum die „Apologetik“ auf die Geschichtlichkeit Abrahams so großen Wert lege, da ja, „wenn es einmal einen Führer gegeben hätte, der Abraham hieß, und der etwa den Zug von Harran nach Kanaan geleitet hat“, es doch sicher sei — „sicher“, weil aus der Bibel selbst lückenlos nachgewiesen —, daß ihm die sogenannte „Religion Abrahams“ völlig unbekannt war. Nicht umsonst haben jetzt mehrere Generationen deutscher, holländischer und englischer Gelehrter — unter ihnen Männer allerersten Ranges — mit aufopferendem Fleiße ihr ganzes Leben in den Dienst der alttestamentarischen Bibelforschung gestellt. Gewiß ist dieses Buch ein heiliges, vom Geiste Gottes erfülltes, doch ist kein Buch der Welt so wenig geeignet, mit harmlosem Vertrauen als „Geschichte“ gelesen zu werden. Vielmehr ist es ein fast unentwirrbares Geheddere aus allen möglichen Zeiten und Quellen, ein Kampfplatz direkt sich widersprechender Traditionen, Glauben, Gelüste, Lehren, Politiken; Widersprüche, absichtliche und unabsichtliche Irrtümer, kluge Fälschungen, Verleumdungen, fromme Lügen, *vaticinia ex eventu* usw. verwirren Kapitel für Kapitel und fast Vers für Vers; dazu dann die große letzte Redaktion, die erst nach der babylonischen Gefangenschaft von fanatischen Pfaffen durchgeführt wurde, ohne jede Kontrolle, ohne jede höhere Jurisdiktion, und mit dem Zwecke, eine scheinbar geradlinige Geschichte vorzutäuschen, im Interesse einer alles verschlingenden hierokratischen Allgewalt! Und in dieses Chaos ist es nun doch, nach und nach, der Wissenschaft — der echten, skrupulösen, Schritt für Schritt langsam und sicher vordringenden — gelungen, Licht und Klarheit zu bringen. Gewiß bleibt noch vieles zu tun, und über manches bringt ja, wie Delitzsch es in seinem zweiten Vortrag zeigte, die babylonische Forschung erwünschten Aufschluß. Doch ist nicht Weniges — und zwar Grundlegendes — schon heute endgültig ins Klare gebracht, und dazu gehört die Tatsache, daß die Israeliten bis spät hinab nicht Monotheisten waren. Ich könnte dafür die gesamte wissenschaftliche Bibelexegese anführen, doch will ich heute lieber in dem Kreise bleiben, der uns augenblicklich fesselt, und einen Assyriologen zitieren. Winckler sagt in dem von ihm bearbeiteten (Oktober 1902 erschienenen) Teile des

oben genannten zusammenfassenden Werkes „Die Keilinschriften und das Alte Testament“ (S. 209): „Die gesamte durch den Monotheismus vertretene Weltanschauung ist den Stämmen, welche Israel und Juda schließlich gebildet haben, u r s p r ü n g l i c h f r e m d u n d n i c h t i n d e n K ö p f e n i h r e r A n g e h ö r i g e n e n t s t a n d e n.“

Hier müßte man ja noch ganze Bücher schreiben, um die Sache ins Reine zu bringen; ich will mich aber begnügen, auf Ägypten hinzuweisen, denn es hat mich gefreut zu bemerken, daß selbst ein Assyriologe wie Winckler sich genötigt sieht, auf Ägypten hinzuweisen als die aller Wahrscheinlichkeit nach allererste Quelle irgendeines monotheistischen Schimmers unter den Stämmen verschiedenen Ursprungs, die später Israel-Juda gebildet haben. Daß nämlich der Glaube an den Eingott von den ägyptischen Priestern gelehrt wurde, ist sicher. Der Ausdruck „Gott ist ein einiger Gott“ (Deuteronomium VI, 4) ist die buchstäblich genaue Übersetzung der uralten ägyptischen Glaubensformel; und die größte lebende Autorität in diesem Fache, Budge (auch von Delitzsch immer als maßgebend zitiert), schreibt darüber: *„It has been denied by some that this Oneness or Unity is the same as the unity of God Allmighty, though I believe there is no good reason for this view; but whether it be or not, it is perfectly certain that when the Egyptians declared that their God was One, they meant exactly what the Hebrews meant when they declared that Jehovah was One“* (*The Book of the Dead,* 1898, p. XCVIII). Dieser „einige“ Gott wird von den Ägyptern als „unsichtbar, unerkennbar, ungezeugt, ewig“ gelehrt. Und wenn wir nun bedenken, daß die tonangebenden Stämme in dem späteren israelitischen Konglomerat — nämlich Ephraim und Manasseh — jahrhundertelang im Herzen Ägyptens gelebt und daß sie sich in ihren eigene Legenden, einerseits mit dem ägyptischen Königtum (Joseph), anderseits mit dem ägyptischen Priestertum (Moses) verknüpfen, so werden wir gewiß nicht weit fehlgehen, wenn wir hier den ersten Samen des in der Bibel verherrlichten monotheistischen Gedankens erblicken, der gerade dadurch eine besondere Gestalt und neue Kraft erhielt, daß diese gänzlich unkultivierten Menschen unfähig waren, den eigentlichen universellen Eingottgedanken der ägyptischen Weisen zu fassen, sondern diesen Eingott vielmehr zu ihrem partikulären Stammesgott umschufen.

Wenn ich aber in diesem Zusammenhang flüchtig auf Ägypten hinweise, so geschieht das nicht bloß, um aufmerksam zu machen, daß man noch gar manche Dinge außer Babylon in Betracht ziehen muß, will man biblische Geschichte aufklären, sondern ich tue es besonders deswegen, weil die Versuche, einen Zusammenhang zwischen den sogenannten Zehn Geboten Moses und dem „Kodex Hammurabi“ nachzuweisen, für mich bis auf weitere Belehrung wenig Überzeugungskraft besitzen. Nicht nur liegt zwischen Hammurabi und Moses eine gewaltige Zeitspanne, nicht nur sind die beiden Männer aus verschiedener Umgebung und Zivilisation hervorgegangen, nicht nur weiß noch kein Mensch, was wir uns unter der rätselhaften Gestalt Moses denken sollen (es ist dies noch eine der dunkelsten Seiten des Alten Testaments), nicht nur wissen wir heute, daß die Josephiten (also die eigentlichen Israeliten) mit den Judäern und Benjamiten früher in keiner Verbindung gestanden hatten, und wissen wir, daß das Gros desjenigen Volkes, welches die Bibel als das „auserwählte“ bezeichnet, erst n a c h dem Einfall in Palästina, und zwar vorwiegend aus ureingesessenen Syriern entstand, nicht nur bringt die Bibel die Zehn Gebote in zwei völlig voneinander abweichenden Fassungen (was der große Goethe zuerst entdeckte und worauf er bereits 1773 in seiner kleinen Schrift „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet“ — erste Frage: „Was stund auf den Tafeln des Bundes?“ aufmerksam machte —) und ist jedenfalls die Fassung in Exodus XXXIV ursprünglicher als die uns geläufige aus Exodus XX, nicht nur ist diese uns aus dem Katechismus geläufige Fassung nach der Ansicht des gelehrten Rabbiners Schechter (eines unverdächtigen Zeugen mosaischer Religion) erst 150 Jahre n a c h S a l o m o (also mehr als ein halbes Jahrtausend nach Moses) überhaupt erst verfaßt worden (siehe *„The Date of the Decalogue“,* Appendix I zu C. H. Montefiores *„Religion of the Ancient Hebrews“,* 1893, S. 553ff) — sondern auch abgesehen von allen diesen erwägenswerten Umständen, muß ich gestehen, daß ich nach genauer Prüfung der Gesetze Hammurabis (in dem letzten Heft von Wincklers „Alter Orient“) auch nicht einen einzigen Zug innerlicher

Verwandtschaft zwischen diesem *„code civil et criminel“* und den teils ethischen, teils gottesdienstlichen Geboten der Bibel zu entdecken vermag. Wogegen die Verwandtschaft zwischen diesen sogenannten mosaischen Geboten und den im ägyptischen Totenbuch enthaltenen allerdings in die Augen sticht (z. B. Budge, S. 193ff); nur haben die Ägypter viel mehr Gebote, darunter namentlich auch dasjenige, dessen Fehlen im Dekalog peinlich ausfällt: „Du sollst nicht lügen!“

Sollten nun Eure Majestät bis hierher mich zu lesen die Gnade gehabt haben, so, glaube ich, wird der Sinn und der Zweck meiner Polemik schon deutlich geworden sein. Nach meinem Empfinden nämlich wäre dem Briefe an Admiral Hollmann eine wuchtigere Einheitlichkeit in der Behandlung des Alten Testaments zustatten gekommen. Den Standpunkt des Tridentinischen Konzils verstehe ich: jedes Wort der Bibel ist vom Heiligen Geiste diktiert. Alle Wissenschaft zerbricht an diesem Dogma wie die Welle am Fuße eines Granitfelsens; dafür ist aber alles hinfürder sehr vereinfacht und von eiserner Konsequenz — man spart den Gelehrten die Gehirnschmiere und dem Volke die Beunruhigungen; und was die praktische Tugend anbelangt, so ist diese auf allen Wegen zu erreichen, sobald der gute Wille da ist. Ich verstehe auch den altindoarischen Standpunkt: die heiligen Bücher als unbedingt heilig und geoffenbart, doch niemals als Geschichte aufzufassen. Hierdurch wurde nun die instinktive, unergründliche Weisheit aus der Kindheit der Menschengesellschaft, aus der Zeit ihrer „Gottesnähe“ (sozusagen) zu einer ewig fließenden Quelle neuer Gedanken, neuer Religionsgestaltungen, die sich den verschiedenen Bedürfnissen verschiedener Menschencharaktere und wechselnder Zeiten anpaßten. Ich gestehe es: etwas derartiges schwebt mir als das Ziel vor, auf das wir mit unserem Herzensblut im Interesse einer Regeneration lebendiger Religion hinarbeiten müßten; darum müssen wir in der Bibel das W o r t festhalten (das Wort ist immer unerschöpflich), die G e s c h i c h t e dagegen (als solche) können wir der historischen Kritik getrost überlassen. — Was ich aber nicht verstehe, ist, wie es sollte glücken können, diese beiden Ideale zugleich zu vertreten; ich fürchte, das muß die Konsequenz des Denkens aus dem Gleichgewicht werfen und dadurch auch mit der Zeit die zielbewußte Tatkraft lähmen.

Doch auch diese Bedenken würden mich nicht vermögen, Eurer Majestät Zeit in Anspruch zu nehmen, wenn ich es nicht erlebt hätte, daß manche Nichtchristen und antichristlichen Freidenker den Brief Eurer Majestät nur deswegen mit Begeisterung begrüßt haben, weil sie ihn ihren Wünschen gemäß deuten zu dürfen glauben. So schrieb mir z. B. ein deutscher Professor — ein echter Germane, aber ganz im Banne des ethischen Deismus: „Sie sollen doch nicht recht behalten, mein lieber Chamberlain, unsere deutsche Kultur wird n i c h t unter dem Zeichen des Kreuzes auf Golgatha stehen; lesen Sie nur den Brief des Kaisers.“

Daß ein solches Mißverständnis nach den herrlichen Worten in Aachen möglich ist, daß es möglich ist, wo doch in dem Brief an Hollmann an zwei Stellen deutlich genug von Christus die Rede ist, das wäre schwer zu begreifen, müßte man nicht alle Tage erfahren, wie leichtfertig in unserem zeitungsverzehrenden Alter gelesen wird, und wie schnell ein Eindruck den anderen verjagt. Doch hierbei konnte ich mich nicht beruhigen, sondern ich mußte mich fragen, wie es in den Hirnen solcher Leute zugeht, die das kaiserliche Schreiben lesen und wiederlesen, ohne daß sie dem Hinweis auf Jesus Christus besonderes Gewicht beilegen zu müssen glauben. Hierüber nun möchte ich in Ehrerbietung meine Gedanken mitteilen.

Daß die Anknüpfung an Abraham und dessen Volk für die vielen Gebildeten, die von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Bibelexegese etwas erfahren haben, keine besondere Überzeugungskraft besitzen könne, erscheint nach den obigen Ausführungen begreiflich; ich brauche nicht darauf zurückzukommen. Würden Eure Majestät jegliche geschichtliche Kritik des Alten Testaments von vornherein abweisen, das wäre etwas anderes; jeder Weg, der zu Christus führt, soll mir gesegnet sein, auch der des schlichten Glaubens an die strenge Geschichtlichkeit der biblischen Erzählung. Wir wissen aber alle, daß Eure Majestät ein eifriger Förderer aller Wissenschaft sind, und wir erfahren in diesem Briefe wieder, wie echt wissenschaftlich und freiheitlich diese Förderung gemeint ist. Darum

macht der kleine messianische Exkurs nicht die beabsichtigte Wirkung. Der auf Abraham, Moses usw. aufgebaute, mit dem von den nachexilischen Priestern erdichteten Judentum identifizierte, also rein geschichtlich aufgefaßte Christus — dessen Geschichte aber die historische Wissenschaft in wesentlichen Punkten nicht bestätigt — überzeugt nicht mehr.

Ist es aber hier das Konkrete, was auf unsere Freidenker ohne Wirkung bleibt, so ist es an anderer Stelle das Abstrakte, an dem sie — weil zu abstrakt für ihren Vorstellungskreis —, ohne es zu beachten, vorbeilesen.

Eure Majestät reden ausdrücklich von der „Gottheit Christi"; viele unserer Zeitgenossen sind aber unfähig, sich bei diesem Bekenntnis irgend etwas vorzustellen. In früheren Zeiten — damals, als das Dogma von der Gottessohnschaft aufgestellt wurde — dachten sich die Christen Gott als einen alten Herrn mit einem langen Bart, der unmittelbar oberhalb der Wolken auf einem Throne sitze; Christus war des alten Herrn Sohn, der „auf Wolken kommend" erwartet wurde, selber also Gott. Seit Kopernik sind derartige Vorstellungen auf immer vernichtet. Heute haben wir — ich meine die Gebildeten unter uns — entweder eine ideale Religion oder gar keine; diese These habe ich in mein „Grundlagen" lückenlos nachzuweisen versucht; wir können darum Gott nicht — wie die Semiten und die Juden — „draußen" suchen, sondern nur „drinnen"; ist Er uns nicht ganz nahe, näher als das eigene Herz, dann ist Er überhaupt nicht. Nun tritt aber der Übelstand ein, über dessen genaue Beschaffenheit erst Kant volles Licht verbreitet hat: einem nicht naiv-konkret gedachten Gotte dürfen wir kein einziges Attribut beilegen — weder Zahl (auch nicht Einheit natürlich!), noch Größe, noch irgend welche Beschaffenheit. Und daher bliebe, trotzdem Gott, wie Kant es ausdrückt, als „unbedingt notwendiges Wesen" vorgestellt wird, der Gedanke an ihn betrübend abstrakt, und seine Nähe, wie innig wir sie auch empfinden möchten, würde jeglicher Anschaulichkeit entbehren, wenn das Göttliche nicht menschliche Gestalt angenommen hätte. Nicht Geschichte, wohl aber E r f a h r u n g ist überall das Korrelatum des Idealismus. Hier nun setzt der Glaube ein und mit ihm das, was „Religion" zu heißen verdient. Sage ich aber „Christus ist Gott", so sage ich zwar etwas Wahres, nicht aber Inhaltsreiches, da Gott ein auf empirischem Wege unfaßbarer Begriff bleibt; und daher lesen unsere Gebildeten über jene erste Seite des Briefes hinweg und sagen sich: ach, das ist ja eine bloße Formel aus dem Katechismus, bei der sich kein Mensch etwas denken kann. Darum habe ich in meinem Vorwort zur vierten Auflage der „Grundlagen", S. 68, großen Wert darauf gelegt, daß wir diese Glaubensformel umzukehren lernen: Gott ist Christus. In dieser Kleinigkeit liegt alles. Denn niemand wird behaupten, die Worte seien in dieser anderen Reihenfolge inhaltsleer oder unverständlich. Ihr glaubt nicht an Gott, weil er nicht mehr über den Wolken thront? Freilich thront er nicht dort; das war ein frommer Wahn; er schreitet aber auf Erden, mitten unter uns; schaut hin; er steht euch näher als früher. „Christus ist Gott" ist Gnostik; „Gott ist Christus" ist lebendiger Glaube.

Es gibt noch ein Drittes.

Dort, wo Eure Majestät zu einem zusammenfassenden Glaubensbekenntnis gelangen — am Schlusse des Schreibens an Admiral Hollmann —, da finden wir den einen einzigen Satz: „Ich glaube an Einen Einigen Gott." Ich glaube zu verstehen, warum sich Eure Majestät gerade hier eine so große Reserve auferlegt haben. Ein Monarch, der unter seinem Zepter verschiedene — auch nichtchristliche — Konfessionen vereinigt, und der auch für die grundsätzlich Ungläubigen ein gerechter Landesvater zu sein hat, kann gewiß in solchen Dingen gar nicht zu vorsichtig und überlegt zu Werke gehen; jedes Wort muß auf die Goldwage gelegt werden, und nur selten wird ihm sein erhabener Beruf erlauben, persönlichen Überzeugungen überhaupt öffentlich Ausdruck zu verleihen; ich werde mich also nicht erkühnen, dieses Glaubensbekenntnis zu kritisieren. Doch im Interesse der Feinde des Christentums, die an dem kaiserlichen Schreiben so gewaltsam herumdeuten, hätte ich wohl gewünscht, daß es möglich gewesen wäre, Christus an dieser kulminierenden Stelle zu nennen.

Ich mußte hierbei an meinen ersten längeren Brief an Eure Majestät zurückdenken, in dem ich erzählte, welche weitgehende Rechte die indoarischen Könige den Denkern einräumten. Vielleicht darf ich auf eine so ehrwürdige Tradition bauen, um Eurer Majestät

mitzuteilen, wie ich — der ich mich ja freier bewegen darf als ein Monarch — ein solches zusammenfassendes Glaubensbekenntnis mir für meine Person etwa dächte? Ich bitte, es gleichsam als eine Gegengabe des Denkers an den König aufnehmen zu wollen.

Folgendes würde ich sagen:

1. Ich glaube an Jesus Christus.

2. Ich glaube, daß in ihm alles, was uns Sterblichen von dem unerforschlichen Geheimnis des Göttlichen zugänglich ist, Gestalt gefunden hat. Daß Gott ist und was Gott ist, weiß ich durch ihn allein.

3. Aus Christi Leben und aus seinem Tode erhoffe ich für mich und alle, durch Gottesgnade, die Erlösung.

4. Ich erkenne keine Kultur als gleichberechtigt an, die nicht Gott in Christus verehrt; die Feinde Christi sind meine Feinde; ich will nicht erlauben, daß sie meine Kinder erziehen, meine Jünglinge ausbilden, meinen Staat mitregieren, die christliche Kultur durchseuchen; zwar erkenne ich es als eine Pflicht der Menschlichkeit an, sie zu dulden, ihre antichristlichen Bestrebungen aber will ich mit Wort und Tat und, wo es nottut, mit Gesetz und Schwert bekämpfen; für Christus will ich mein Leben geben.

So etwa würde ich sprechen. Und ich gestehe, daß in dieser Beziehung Harnack, in seinem ungemein geistvollen Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“, mich nicht befriedigt hat; er ist doch ebenso frei wie ich und hätte eine deutliche, entschiedene Sprache reden dürfen und sollen. Diese vorsichtige Herumdefiniererei und diese aus dem Johannesevangelium extrahierte Milch-und-Wasser-Gestalt (wobei *nota bene* Harnack selber dem Johannesevangelium gar keine Authentizität zuerkennt und meine abweichende Auffassung in den „Worten Christi“[1] scharf getadelt hat — brieflich) — sie würden in unserer realen Welt mit ihrem Bedürfnis nach scharf geschnittenen, von nahe und von ferne deutlich erkennbaren Umrissen wenig ausrichten. „Eine Idee darf nicht liberal sein“, sagt Goethe; „kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle“; nur in den Gesinnungen, meint er, nicht in den gestaltenden Gedanken dürfe Liberalität zu finden sein. Es soll eben bis ans Ende der Welt sich bewahrheiten, daß das Heil der Religion niemals von Theologen ausgeht. In hundert Gestalten rückt der Antichrist heran, am meisten Gefahr dort bergend, wo er christlich vermummt auftritt und mit dem Paganismus Syriens und Ägyptens, dem verblödenden, entehrenden, das Gemüt zerstörenden Profanismus — gegen den gemessen die Religion Homers göttlich rein und die Religion der Indoarischen Hirten (vor 5000 Jahren) erhaben war — unsere Völker bis ins Innerste verseucht und als erstes Ziel die systematische Vernichtung der germanischen Seele verfolgt; gegen diese Feinde vermögen wir nichts, gar nichts, wenn wir nicht Christus den Gott gegen sie aufrichten.

Nur aus dieser Überzeugung heraus, und weil diese Überzeugung mein Wesen so ganz ausfüllt und tyrannisch beherrscht, daß mir keine Wahl bleibt und ich manchmal tun muß, was mir rein weltlich betrachtet nicht ratsam und klug erscheinen würde, habe ich diesen Brief geschrieben und habe ich in diesem Briefe die vielen Dinge gar nicht erwähnt — was doch leicht gewesen wäre —, wo ich nur aus freudigstem Herzen übereinzustimmen und zu danken gehabt hätte, sondern bin einzig bei der Besprechung jener Punkte geblieben, bei denen mir mit Rücksicht auf unser mit allen Kräften anzubahnendes, neues, freies, jugendliches, siegessicheres, germanisches Christentum eine offene Aussprache geboten schien. Wäre ich nicht überzeugt, daß Eure Majestät im Grunde genommen fast genau ebenso denken wie ich, ich hätte es nicht gewagt, diese Bogen zu schreiben; und auch trotz dieser Zuversicht weiß ich, das nur ein hoher Grad von Gnade und Gerechtigkeit, und auch von Sympathie, hinreichen kann, mich zu rechtfertigen.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
ehrerbietig ergebener und treuer Diener

Houston S. Chamberlain.

(geschr. 15. bis 18. 3. 1903)

P. S. Einliegend eine Besprechung des Schreibens an Hollmann, die mir besonders gut gefallen hat und Eurer Majestät wohl schwerlich je zu Gesicht käme. Dieser Pfarrer Dr. Christlieb hat schon in den „Preußischen Jahrbüchern“ und in „Lohmeyers Monatsheften“ gute Aufsätze veröffentlicht; ich kenne ihn persönlich nicht, doch erwarte ich Tüchtiges von ihm, und ich habe meinen Verleger Bruckmann veranlaßt, eine Geschichte des Alten Testaments, seiner Ursprünge und seines Werdens bei ihm zu bestellen, in der die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung von einem freien und gläubigen Manne für uns Laien übersichtlich zusammengefaßt werden sollen. Christlieb war Missionär in Japan, kennt also die Welt, spricht und schreibt Englisch perfekt, kurz, hat einen weiteren Horizont als die meisten seiner Amtskollegen; dabei besitzt er zugleich als aktiver Pfarrer jene Kenntnis der Bedürfnisse des praktischen Lebens, die unseren Professoren fast durchwegs abgeht und sie so viel Unheil anrichten läßt.

—————

[1] Vgl. nebst der „Apologie“ besonders auch das „Begleitwort“ zur neuen Ausgabe (1903).

212 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Wartburg, 24. 8. 1903.

Mr. Houston St. Chamberlain

mit herzlichstem Dank für seinen langen und eingehenden Brief. Nebenstehender Artikel[1] dürfte von Interesse sein.

Wilhelm I. R.

—————

[1] *“The Code of King Khammurabi“*. The Times vom 14. und 15. April 1903.

212-215 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

1. Oktober 1904
VI Blümelgasse 1.
Wien.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

melde ich in aller Ehrerbietung und mit wärmstem Danke, daß ich das mir gnädigst übersandte Bild[1] richtig empfangen habe.

Mein Dank trifft, fürchte ich, einigermaßen spät ein; denn ich war in diesem Jahr dermaßen von der Arbeit erschöpft, daß ich den Aufenthalt im Hochgebirg über die gewöhnliche Frist hinaus verlängern mußte. Soeben erst in Wien eingetroffen, finde ich die Kiste vor, weiß aber nicht, wie lange sie meiner schon harrt.

Soweit ich es beurteilen kann, muß der Gesamteindruck des Standbildes ein prächtiger sein; noch größer ist aber jedenfalls der Gedanke, der es gebar. So steht der Germane als Herr da oben und knüpft — über die Köpfe der elenden Mestizen aus syrischen und punischen Sklaven hinweg — unmittelbar an die untergegangenen großen Geschlechter an. Sind Eure Majestät vielleicht auf die Arbeiten des Dr. Ludwig Woltmann aufmerksam

geworden? (Vgl. namentlich „Politisch-Anthrop. Revue“, Juni 1904 und Juli 1904.) Dieser deutsche Gelehrte, der zum Glück über Geld und Muße verfügt, widmet jetzt Jahre seines Lebens dem genauen — sowohl anthropologischen (Woltmann ist Mediziner) wie archivalischen — Erforschen der Herkunft aller großen Künstler der sogenannten „italienischen“ Renaissance. Die Ergebnisse — wie sie jetzt anfangen klar herauszutreten — bilden eine herrliche Bestätigung der in den „Grundlagen“ ausgesprochenen Mutmaßungen. Schon jetzt steht fest, daß von Cimabue an bis zu Tizian alle größten Künstler entweder ganz reine Germanen waren oder überwiegend germanisches Blut in den Adern trugen (d. h. Blut des *Homo europaeus septemtrionalis*). Merkwürdigerweise sind selbst die N a m e n zum großen Teil germanische. So lautet z. B. Cimabues wirklicher Familienname [C. ist Spitzname] Gualtieri, und dies ist nichts weiter als eine ungeschickte italienische Verballhornung des echten alten deutschen Namens W a l t h e r. Giotto heißt in Wirklichkeit Bondone, Vergrößerung von Bonde; weder Bondone noch Bonde hat auf italienisch irgendeinen Sinn, wogegen das Wort ein urgermanisches ist (Kluges Etymol. Wörterbuch), noch heute im Englischen *„bond“* lebt und im frühen Mittelalter bei Sachsen und Skandinaviern den f r e i e n B a u e r n bezeichnete; noch heute kommt es in Schweden als Familienname vor. Der Name Vinci soll nachweisbar von der Burg eines fränkischen Ritters herkommen, der W i n d e hieß usw. Doch selbstverständlich sind diese philologischen Dinge stets sehr problematisch, und daß Lionardo z. B. am Fuße der Burg des Herrn von Winde geboren wurde, sagt noch nichts über seine eigene Rasse aus. Hier ist Körpergestalt und Kopfbildung entscheidend. Und nun erweist es sich, bei einem peinlich genauen Studium aller Berichte und mathematischen Porträte, daß fast alle diese Leute groß, blond, blauäugig, schmalköpfig sind und in keiner Weise an die heutigen Italiener erinnernd. Lionardo namentlich ist der vollkommen reine Typus des echten Nordländers. Auch Raffael ist zum mindesten vorwiegend Germane: in der Jugend hellgelb-blond und blauäugig, später die Haare etwas nachgedunkelt und die Augen grau. Michelangelo — der selber auf seine angebliche Abstammung von dem sächsischen Kaiserhaus stolz war — scheint weit mehr ungermanische Beimischung im Blute aufzuweisen . . . Auf die Einzelheiten ist vorläufig wenig Wert zu legen; da harrt noch manches der Aufklärung: der emsige deutsche Forscher wird schon alles Verborgene und Verschüttete nach und nach ans Tageslicht fördern; sicher ist der Tag nicht mehr fern, wo manches in meinen „Grundlagen“, worüber die Übergescheiten noch heute ironisch lächeln, als unbestritten selbstverständliche Tatsache, als *t r u i s m* gelten und niemand begreifen wird, daß man diese Dinge — *qui crèvent les yeux* — nicht von jeher gewußt hat.

> „Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste dünket,
> Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt“

sagt Goethe.

Doch entschuldigen Eure Majestät, daß ich in meinen alten Fehler des Plauderns verfalle. Ich will mich ernstlich bessern, denn ich fürchte, ich habe schon — wenn nicht bei Eurer Majestät, dann an irgendeinem anderen Orte — Anstoß damit erregt. Diesen Dankbrief wollte ich, wie meine früheren Briefe, durch die kaiserliche Botschaft befördern und somit die Gewißheit besitzen, daß er direkt zu Händen komme; doch wurde mir bedeutet, ich solle ihn einfach per Post schicken; und jetzt weiß ich nicht, in was für Ämter er wandert und in was für Aktentaschen der Post usw.; noch ob er jemals Eurer Majestät zu Augen gelangt.

Und so will ich denn nur noch, in Anknüpfung an den letzten Briefaustausch von Anno dazumal über das inzwischen weltberühmt gewordene Glaubensbekenntnis, mein Bestes tun, um Eure Majestät auf einen herrlichen Ausspruch Luthers aufmerksam zu machen, der einer Auffrischung im Gedächtnis unserer Zeitgenossen — namentlich der Herren Geistlichen aller Konfessionen — wahrlich würdig wäre. Luther sagt: „Ich halte diese Regel stets, daß ich solche Fragen, die uns hinanziehen in den Thron der göttlichen Majestät, u m g e h e, s o v i e l i c h k a n n. Und ist viel besser und sicherer, daß man herunten stehen bleibe bei der Krippe des Herrn Christi, der Mensch worden ist; denn, so man sich

verwirret mit der Gottheit, ist viel Gefahr dabei.“

Und noch eins: hat Eure Majestät das im Oxyrhyachus Papyrus neuaufgefundene Wort Christi bemerkt? Gewiß ein echtes, denn wer unter diesen elenden Herrschaften des Völkerchaos wäre auf einen derartigen Gedanken gekommen? Vielmehr haben sie ihn uns im Evangelium gestrichen: „Ihr fragt, wer diejenigen sind, die euch zu dem Königreich des Himmels hinanziehen? Die Vögel des Himmels und alle Tiere sind es, die euch hinanziehen. Und das Königreich des Himmels ist in euch, und wer sich selbst erkennen wird, wird es finden.“ Ist das nicht herrlich — und wie un- und antijüdisch! — diese T i e r e, die uns hinanziehen? Wahrhaftig eine köstliche Ergänzung zu Goethes: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“; wenn auch beides im Grunde dasselbe besagt — nämlich die ewige Liebe — dort aber mit der Betonung des Stummen, Unbewußten. „Hamlet springt in das Grab seiner Geliebten, und dann steigt er wieder heraus; ein Hund wäre darin geblieben“, sagt Ruskin. Es ist eben nichts wahrhaft groß, was nicht unbedingt ist. Das Unbedingte — Christus selber sagt es uns hier — ist das Tor, durch das allein wir ins Himmelreich gelangen. Ja mir ist mindestens eines unbedingt: die ehrfürchtige Liebe für das, was aus dem Geiste deutscher Sprache und deutschen Denkens und Wollens in seinen höchsten Verkörperungen entsprungen ist, der unerschütterliche Glaube an dessen siegende Kraft, die Treue bis in den Tod gegen die, welche diesen Sieg befördern.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
in Ehrfurcht ergebener Diener

Houston S. Chamberlain.

—————

[1] Das vom Kaiser gestiftete Goethe-Denkmal auf dem Monte Pincio in Rom darstellend.

216 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm

Rominten, 5. X. 1904. 12 Uhr 10 M. V.M.

Herzlichen Dank für Ihren prächtigen Brief; er läßt mich auf vollste geistige Frische schließen. In herrlicher deutscher Heide bei Sommerwetter und wunderbarsten Färbungen des Waldes habe ich ihn mit Freuden gelesen. Besten Gruß aus dem Lande Kants und des kategorischen Imperativs der Pflicht.

Wilhelm I. R.

216 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm

Straßburg Kaiserpalast
12.20 Uhr V.M. 9. V. 1905

Für Ihre freundliche Übersendung der „Einführung“[1] von ganzem Herzen Dank! Vorzüglich ist das Fazit gezogen! Veredelung!!! Das ist es, was wir brauchen, was überall in allen Dingen unserer Zeit und Generation nottut! Nicht die Breite der Wissensfläche ist die

Hauptsache, sondern kräftige und tief angelegte Persönlichkeiten, die „begreifen“ lernen, schöpfend aus freier Vernunft! Das müßte auf der Tür jedes Deutschen als Überschrift stehen! *„Handsome is who handsome does!“* Ihren kleinen Auszug[2] aus Ihrem Kantwerk, vom Winter her, habe ich meinen Herren und Damen vorgelesen, atemloser Spannung folgte begeisterte Zustimmung. Gestern waren in allen großen amerikanischen Städten Schillerfeiern! Ob auch in britischen?

Wilhelm I. R.

―――――

[1] In den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe; aufgenommen in „Deutsches Wesen“ S. 72ff.

[2] Aufgenommen in „Deutsches Wesen“.

216-217 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Neues Palais, Dezember 24. 1905.

Mein lieber Herr Chamberlain,

Sie haben mir durch die Übersendung Ihres Werkes über Immanuel Kant eine ganz besondere Freude bereitet. In den mir leider nur knapp zugemessenen Stunden der Muße habe ich mich mit Vergnügen der Lektüre des trefflichen Buches hingegeben und mannigfache neue Gesichtspunkte und Anregungen dabei gewonnen. Die Idee, Ihren Lesern die Persönlichkeit des Königsberger Weisen durch Vergleiche mit anderen Geistesheroen näherzubringen und zugleich den Weg zum Eindringen in seine Gedankenwelt und zum Verständnis seiner Lehre zu weisen, ist ebenso originell wie glücklich. Die anschauliche und lebensvolle Sprache, in der Sie Ihrer Aufgabe gerecht werden, hat mich in hohem Maße gefesselt. Ich freue mich sehr darauf, das ganze Werk kennenzulernen und seinen Gedankenreichtum auf mich einwirken zu lassen, möchte Ihnen aber schon jetzt meinen wärmsten Dank für die freundliche Aufmerksamkeit und meinen aufrichtigen Glückwunsch zur Vollendung dieser einzigartigen Arbeit aussprechen.

Ich verbleibe

Ihr wohlgeneigter

Wilhelm I. R.

217-219 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

31. Dezember 1905.
Wien.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

danke ich in aller Ehrerbietung für die gnädigen Worte, geschrieben am Weihnachtstage; ein schöneres Festgeschenk konnte mir kaum zuteil werden.

Aufrichtig gestanden, ich erschrak selber, als ich das dickleibige Buch erblickte, und ich kann nicht anders als voraussetzen, Eurer Majestät müsse es ähnlich ergangen sein; doch kann ich zu meiner Entlastung eine äußere Tatsache anführen: daß nämlich infolge der

Dicke des Papiers die Vorzugsexemplare ungefähr zweimal so stark sind wie die gewöhnlichen — und hierfür trägt doch einzig der Papierfabrikant die Schuld; außerdem führe ich eine innere Tatsache an: ein dieses Thema behandelndes Werk wäre nach meiner Überzeugung unlesbar und ohne Überzeugungskraft geworden, wenn man es kompendiöser gehalten hätte. Dagegen glaube ich, daß es in dieser Form lesbar ist — sobald nur einiges Interesse entgegengebracht wird; und wie Eurer Majestät bekannt ist, habe ich die Marotte, g e l e s e n werden zu wollen, nicht akademische Bewunderung und Bibliothekstaub zu ernten. Schon gibt es Beispiele, die mir Freude machen. So z. B. hat Herr Hofrat Prof. Julius Wiesner, der berühmte Pflanzenphysiologe und einer der beschäftigtsten Männer, die es gibt — dazu ein Antiphilosoph — das Buch in wenigen Tagen ausgelesen; er schreibt mir, er hätte es gar nicht aus der Hand legen können; auch andere ließen sich hinreißen. Einer der besten Leser meiner Bücher ist ein Artilleriefeldwebel Eurer Majestät! In welchem anderen Lande der Welt wäre so etwas auch nur denkbar?

Daß Eure Majestät mein Buch wirklich durchlesen, kann ich bei der Überfülle und immensen Tragweite der täglichen Obliegenheiten nicht erwarten; und dennoch wage ich es im geheimen für irgendeinen künftigen Tag zu erhoffen, da nämlich bei diesem Buche nur aus der Kenntnis des ununterbrochenen G a n z e n die großen leitenden Gedanken so klar zu erfassen sind, daß sie bestimmenden Eindruck machen, und auf diesen bestimmenden Eindruck kommt — nach meiner Überzeugung — sehr viel an. Nicht bloß theoretisch und spekulativ — was läge daran? sondern vorzüglich in bezug auf jene mittleren religiösen Weltanschauungsfragen, in denen eigentliche Kultur wurzelt. Das *„écrasez l'infâme"* des großen Friedrich — zu dem ich mich rückhaltlos bekenne — hat bei Kant die würdigste und zugleich die tatkräftigste Ausgestaltung gefunden. Die Menschheit kann nicht stillstehen, das wäre gegen jedes Gesetz des Lebens; es kommt aber alles darauf an, von w o aus die unausbleibliche Produktion in den geistigen Vorstellungen stattfinden soll und wird und nach welcher R i c h t u n g hin. Es gibt eine Befreiung vom Priester, die nichts anderes ist als die Unterjochung unter noch Schlimmere Pfaffenknechtschaft; und es gibt eine Befreiung, welche die eigentliche Würde der Menschheit begründen wird, wenigstens desjenigen Teiles der Menschheit, der fähig ist, die Botschaft zu begreifen, sagen wir der Germanen. Es ist dies die Befreiung aus uraltem, jedes lebendigen Sinnes verlustig gewordenem Aberglauben, um endlich wieder ein lebendiges, frischquillendes „Glauben" zu besitzen. Dieser Befreiung war Kants Leben gewidmet. Möchte es uns gelingen, seine umwälzenden Erkenntnisse von Stufe zu Stufe, vorsichtig, aber wie tropfendes Wasser unüberwindlich durchzusetzen — das heißt, sie aus Theorie in Praxis, aus Spekulation in handelnde Überzeugung umzusetzen; und zwar in der Weise, daß zuerst wenige und nach und nach immer weitere Schichten davon getroffen und durchdrungen werden. Hierzu beizutragen habe ich — ich darf es ohne Übertreibung sagen, denn ich laboriere jetzt an den Folgen, nicht der Überarbeit, wohl aber der übermäßigen Ausgabe von Willensenergie und Lebenskraft — viel Herzblut hergegeben; Gott wird nicht zulassen, daß es umsonst geschehen sei.

So sei denn mit diesen Zeilen das alte Jahr und zugleich der Lebensabschnitt 1900—1905 abgeschlossen. Neue Arbeit liegt schon auf der Werft; die Öfen glühen, die Hammer heben sich zum Schlag; und eine freudige Erwartung ist hierbei die Zuversicht, daß Eure Majestät das neue Opus[1] — so die Vorsehung mir die Durchführung ermöglicht, ganz ohne alles Grausen zu reiner Freude und Unterhaltung werden genießen können. Wiederum soll das Hohelied deutscher Großtaten ertönen.

Gestatten Eure Kaiserliche und Königliche Majestät, daß ich zum neuen Jahre ergebenste und zugleich wärmste Wünsche ausspreche, im alten unerschütterlichen Glauben an die hohe Bestimmung des Hauses Hohenzollern und seines jetzigen erhabenen Hauptes. Sollte Ihre Majestät die Kaiserin sich meiner Wenigkeit noch in Gnaden erinnern, so bäte ich der allerhöchsten Frau zu Füßen gelegt zu werden.

Eurer Majestät
In Ehrfurcht gehorsamer Diener

Houston Stewart Chamberlain.

―――――

[1] „Goethe“.

220 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm

Wien, den 3. 1. 1906, 7.40 Uhr Nachmittag

Vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und die treuen Glückwünsche zum Jahreswechsel, die auch Ihre Majestät die Kaiserin gern entgegengenommen hat. Glückauf zur neuen Arbeit. Gott gebe Ihnen Kraft und Ausdauer dazu.

Wilhelm
I. R.

220 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

5. Juli 1906
VI Blümelgasse 1.
Wien.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

mein allererstes Buch[1] in der soeben erscheinenden Neuauflage zu gnädiger Annahme zu überreichen, halte ich für meine Pflicht.
Bei der Revision habe ich den Eindruck erhalten, daß dieses kleine Werkchen, das man in wenigen Stunden durchlesen kann, wirklich auch lesbar und lesenswert ist. Ich wüßte keines, das auf so geradem Wege in Wagners dramatische Absichten einführte.

In Ehrerbietung verharre ich
als Euer Majestät
gehorsamer Diener

Houston Stewart Chamberlain.

―――――

[1] „Das Drama Richard Wagners.“

220-221 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm

Marienleuchte, 30. VII. 1906.
3.30 Uhr nachmittags.

Ich danke Ihnen herzlich für die Übersendung Ihres hochinteressanten Buches über „Das

Drama Richard Wagners“. Die neue Auflage ist wohl der sprechende Beweis für den nachhaltigen Erfolg, den Ihre dankenswerten, auf das Erschließen des innersten Wesens des großen Meisters gerichteten tiefgründigen Ausführungen gehabt haben.

Wilhelm
I. R.

221 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

---

11. Oktober 1906
Wien.

Euere Kaiserliche und Königliche Majestät

erlauben, daß ich ein Exemplar der Volksausgabe meiner „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, die am 18. d. M. im Buchhandel erscheinen wird, in Ehrfurcht zu Füßen lege.
Es geschieht dies in dem Gefühle unauslöschbarer Dankbarkeit für die dem Buch in seiner früheren Gestalt gespendete Anerkennung und in der Hoffnung, das Werk möge auch in dieser neuen Ausstattung an dem ragenden und unerschütterlichen Mittelpunkt alles Deutschtums — und insofern auch alles bewußten Germanentums — Interesse wecken und Förderung verdienen.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
ehrerbietigster

Houston Stewart Chamberlain.

221-222 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Neues Palais, den 26. Oktober 1906.

Mein lieber Herr Chamberlain!

Aus Ihrem Schreiben vom 11. Oktober d. J. habe ich mit Befriedigung ersehen, daß die Volksausgabe Ihres verdienstvollen Werkes „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ nunmehr fertiggestellt ist, und ich spreche Ihnen für die freundliche Übersendung eines Exemplars der Ausgabe meinen verbindlichsten Dank aus.
Es macht mir große Freude zu beobachten, welche beifällige Aufnahme und weite Verbreitung Ihr treffliches Werk über Immanuel Kant gefunden hat. So sprach erst jüngst der auch Ihnen bekannte Geheime Regierungsrat Prof. Dr. Slaby mit Begeisterung von dem Buche, welches Gemeingut jedes Deutschen werden müßte. Dies bringt mich zu der Frage, ob es in Ihrer Absicht liegt, auch von diesem Werke eine Volksausgabe zu veranstalten. Einer gelegentlichen Äußerung hierüber entgegensehend verbleibe ich

Ihr wohlgeneigter und dankbarer
Bewunderer und Freund

Wilhelm

I. R.

222-224 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

---

24. Dezember 1906.
Wien.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

danke ich ehrerbietigst für das vom 26. Oktober d. J. datierte gnädige Schreiben. Schon längst hätte ich pflichtschuldig auf die darin enthaltene Frage geantwortet, wenn ich nur Bestimmtes hätte melden können. Verleger sind aber ganz besondere Leute: sie haben nicht allein einen eigenen Ehrbegriff, sondern auch eine eigene Logik. Und mein Verleger Bruckmann gibt folgende salomonische Weisheit zum besten: Da der „Kant“ einen weit geringeren Absatz findet als die „Grundlagen“, darum ist der Verleger nicht in der Lage, eine billigere Ausgabe herzustellen. Wogegen ich — wie jeder Bauer — schließen würde: Da ein Werk über Kant sich naturgemäß an einen beschränkteren Kreis wendet und hier namentlich Lehrer und Studierende in Betracht kommen, so ist es nicht bloß im Interesse der Sache, sondern auch rein kaufmännisch geboten, eine möglichst wohlfeile Ausgabe zu veranstalten, denn nur auf diesem Wege *can we reach* die eigentlichen Interessenten. Im Augenblick kann ich nicht viel tun; denn ich beginne Erfahrung zu besitzen, und ich weiß, daß, wenn ein Autor drängt und fordert, der Verleger dies benutzt, um für sich neue Vorteile zu gewinnen. Trotzdem hoffe ich, daß derjenige Entschluß, den auch Eure Majestät für wünschenswert erachten, in nicht allzu ferner Zeit zur Ausführung gelangen wird. Denn wenn auch der Absatz bisher hinter dem der „Grundlagen“ zurückblieb, so haben immerhin weitere tausend Exemplare Abnahme gefunden und im Januar kommt eine Stiftung desselben Fabrikbesitzers, der die „Grundlagen“ förderte, und der nunmehr auch für den „Kant“ 10 000 Mark anwendet, zur Verteilung, wodurch wiederum gegen 1500 Exemplare aufgebracht werden. Somit dürfte die erste Auflage von 6000 bald zu Ende neigen, und ich hoffe, es wird dann meinem klugen Rechtsanwalt gelingen, eine billigere Ausgabe durchzusetzen.

Jedenfalls danke ich Euer Majestät für das der Verbreitung meines Buches gewidmete Interesse und für den weisen Rat, der unter der Gestalt einer gütigen Frage hervorlugt.

Die erste Auflage der Volksausgabe der „Grundlagen“, in einer Höhe von 10 000 Exemplaren war innerhalb zehn Tagen vollständig vergriffen. Im Drang der Weihnachtsgeschäfte ließ sich in aller Eile eine neue (im ganzen die siebte) von nur 8000 herstellen; ich hoffe, sie kommt auch in diesen Tagen vollzählig an den Mann. Denn leider hatten sich einige sehr störende Druckfehler im letzten Augenblick eingeschlichen — in der Leipziger Offizin, nach Prof. Kuntzes und meiner letzten sorgfältigen Revision. In der nächstfolgenden (achten) Auflage werden sie alle getilgt sein — so Gott will und der Druckfehlerteufel es gestattet.

Nach Überwindung schwerer Wirrnisse privater Natur, lebe ich jetzt weltflüchtig und genieße den errungenen Frieden und die zur Arbeit unumgängliche Sicherheit.

Möchten Eure Kaiserliche und Königliche Majestät diesen heiligen Weihnachtstag in jenem reinen, unschuldsvollen Frohsinn verleben, den wir alle besitzen können in Augenblicken, wo wir bedenken, wie geringfügig die Ereignisse, die uns bedrängen, sind, neben dem einen Weltereignis der Geburt Jesu Christi. Verehrung und Liebe umringen ja Eure Majestät in konzentrischen Kreisen; — vom engsten der so sichtlich reich gesegneten Familie bis zu einem von dem Durchmesser des Erdäquators; was, irregeleitet, nicht zu diesem Panzer lebender Herzen gehört, verfällt der Unfruchtbarkeit.

In alter angelsächsischer Mannestreue

ehrerbietigst

Houston Stewart Chamberlain.
(In der alten Wohnung: Wien, VI Blümelgasse 1.)

224-226 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

19. Dezember 1907
VI Blümelgasse 1.
Wien.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

werden es, ich hoffe, nicht als Zudringlichkeit empfinden, wenn ich nach langem Schweigen dem Verlangen, meine gehorsamen, treuen und innigen Wünsche zum heiligen Feste und zum Jahreswechsel darzubringen nicht widerstehen kann. Die Tatsache, daß Majestät längeren Aufenthalt in meinem teueren Vaterland genommen hat, und zwar in dem Heim und in der täglichen Umgebung naher Blutsverwandter von mir, brachte den erhabenen Gönner meiner Arbeiten meinem Auge und meinem Herzen wieder so greifbar nahe, daß der Weihe dieser Tage ein Bestes fehlen würde, hätte ich diesem Gefühle nicht wenigstens in schuldiger Kürze Ausdruck gegeben.

Mrs. Violet Stuart Wortley und ich sind *„first cousins once removed“;* ihre Großmutter (väterlicherseits) und meine Großmutter (mütterlicherseits) waren Schwestern. Zwar habe ich Violet seit ihrer frühen Kindheit nicht wieder gesehen, und sie wird von meinem Dasein wenig wissen und sich noch weniger darum kümmern; doch bin ich mit ihrer älteren Schwester, der Hon.[ble] Mrs. Denison (deren Mann außerdem von Vaterseite mein Vetter ist) sehr befreundet, dazu kommt, daß ich in diesem Herbst einen ganzen Monat bei der alten 93jährigen Tante[1] zu Besuch war, die unsere ganze auseinanderstrebende Familie noch zusammenhält und bei der (sobald sie im November nach London zurückkehrt) Mrs. Stuart Wortley und ihre Schwestern täglich ein- und ausgehen. Und so geschah es denn, daß ich mit Nachrichten über Eure Majestät aus erster Quelle mehrmals die Woche reichlich versehen wurde, namentlich da besagte Greisin — ein wahrer *chip of the old block* — meine beste Korrespondentin ist. Schriebe ich an einen anderen Mann, ich wäre versucht, einen oder den anderen Brief beizulegen, um ihn sehen zu lassen, wie er im Sturme alle Herzen erobert hat; so aber kann ich nur bezeugen, daß Eure Majestät zu den vielen treuen und verehrungsvollen Freunden in England manchen neuen gewonnen hat.

Zum erstenmal seit vielen Jahren hatte auch ich einen wirklich genußreichen Aufenthalt in England — den Monat September. Alle Leute waren besonders lieb gegen mich, und die großen Eigenschaften — *sterling qualities* — dieses Volkes und seiner ganzen Art und Weise, zu sein, imponierten mir gewaltig. Das Gleichgewicht — Gleichgewicht des Ganzen und ebenso jedes Einzelnen — besteht dort; an allen anderen Orten der Welt ist es gestört, die Völker suchen fieberhaft danach, ohne es zu gewinnen. Freilich, wer von hoher Warte aus mit reinem Blicke beobachtet, wird entdecken, daß dieses Ideal, wie alles andere auf der Welt, teuer genug bezahlt wird; Goethes „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ ist im englischen Gemeinwesen und in dessen Gliedern lebendige Tatsache geworden. Unsere lieben Deutschen wissen hiervon noch wenig: daher fehlt ihnen in einem bedauerlichen Maße die Meisterschaft; wie sie sich im Staatsleben gegenseitig zerstören, so auch Schwankt der Einzelne, weil er nicht begreifen will, daß Freiheit nur auf Kosten einer bestimmten B e s c h r ä n k u n g der Freiheit errungen, daß ein Ideal nur auf Kosten einer bestimmten B e s c h r ä n k u n g des Ideals verwirklicht werden kann.

Doch ich gerate ins Schwatzen. Sobald ich die Feder ergreife, um an Eure Majestät zu schreiben — ich, der ich keine Briefe mehr schreibe — habe ich das Gefühl, ich könnte

stundenlang reden. Hoffentlich bezeugt mir Majestät, daß ich In der strengen „Beschränkung“ dieser Neigung ein echter Sohn Albions bin! Zugleich kann ich aber nicht unterlassen zu betonen, daß meine leidenschaftliche und in tiefster Überzeugung wurzelnde Liebe für Deutschland und mein Glaube an die hehre, einzige Bedeutung für die Menschheit dessen, was man das Deutsche nennen kann, durch meine Anerkennung der gar deutlich am Tage liegenden Eigenschaften Englands nicht im geringsten geändert oder gemindert wird.

Eben lese ich die von Helmolt herausgegebenen prächtigen Briefe Liselottens; da erfährt man wieder einmal, was das heißt, echt deutsch sein. Welche Kraft, welche Innigkeit, welche Tiefe, aber auch — wenn man dies erst weiß — wie verantwortungsvoll!

Gott beschütze im Kreise seiner Familie Den, den er an die Stelle des ersten lebenden Deutschen berufen hat: dies mein Wunsch zum heiligen Weihnachtsfest und zum neuen Jahre.

In Ehrerbietung
Eurer Majestät treu gehorsamer

Houston Stewart Chamberlain.

In London habe ich einen guten Verleger für die englische Ausgabe der „Grundlagen“ gewonnen. Wegen einer französische wird noch verhandelt.

---

[1] Mrs. Anne Guthrie.

226-227 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Neues Palais, 23. XII. 1907.

Mein lieber Mr. Chamberlain

Gestern erhielt ich Ihrer so freundlichen Brief mit den guten Wünschen für Weihnacht und Neujahr. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank dafür und gebe Gott, daß sie in Erfüllung gehen! Es war mir ein sehr schweres Jahr, was mir seelisch unendlich vielen und schweren Kummer gebracht. Ein trauter Freundeskreis, der auf einmal gesprengt wird durch jüdische Frechheit, Verleumdung und Lüge. Monatelang den Namen seiner Freunde durch alle Gossen Europas durch den Schmutz schleifen sehen zu müssen und nicht helfen können und dürfen, das ist entsetzlich! Ich hatte so schwer darunter gelitten, daß ich mir Urlaub und Ruhe nehmen mußte! Den ersten seit 19 Jahren harter Bergaufarbeit. Ich war wie Sie Gast bei dem großen Volke der Briten, das mich so warm und offen empfing. Während meines Aufenthalts habe ich alle Freuden und Annehmlichkeiten des *English home and country life* gekostet, was ich mir schon so lange gewünscht hatte. Behaglicher Wohlstand, liebenswürdige Menschen aus allen Kreisen, Kultur in allen Schichten durch Sauberkeit und Reinlichkeit angedeutet. Im Gespräch stets objektive vorurteilsfreie Meinungsäußerung, nie Pikierlichkeit, Anzüglichkeit oder gar persönliche Spitzen in der Diskussion. Der angenehme Verkehr von Gleich zu Gleich ohne „Krone und Schweif“, von Gentleman zu Gentleman, das war alles unendlich erfrischend und wohltuend. Dazu das herrliche Haus und prächtige Klima, Riviera ohne das Erschlaffende derselben. Ich habe die Zeit genossen und viele sehr angenehme und teilweise liebe Bekannte gemacht. Die Stuart-Wortleys sind ganz prächtige Menschen, die ich sehr verehre und gar liebgewonnen habe; ewig werde ich ihnen dankbar sein für ihre reizende Gastfreundschaft im schönen Highcliffe. Ich konnte in reiner Atmosphäre unter charaktervollen gesunden Menschen weilen, während bei uns der Schlamm haushoch

spritzte, und sogar der Reichstag sich mit Behagen darinnen herumsudelte wie ein Schwein im Kote! Wie habe ich mich vor den gänzlich sprachlosen Briten darüber geschämt! *Such a matter in our Parliament would be an utter impossibility!* Nie werde ich es dem britischen Volke und dem Teile der *Society,* der mir nahetrat, vergessen, daß sie in schwerer Prüfungszeit alles getan, um mich die bösen Dinge vergessen zu machen. Sie haben sich außerordentlich taktvoll gezeigt. Ich wünsche auch Ihnen von ganzem Herzen ein gesegnetes und erfolgreiches Jahr, zum Wohle unseres germanischen Volkes; hoffentlich werde ich Sie irgendwo mal treffen. Gott mit Ihnen

Ihr
treuer Verehrer und Bewunderer

Wilhelm I. R.

228-230 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

15 The Leas. Folkestone 25. September 1908.

E. K. u. K. M.

gestatten gnädigst, daß ich beiliegend einen Aufsatz übersende, der vor kurzem in der „Allgemeinen Zeitung“[1] erschien und bei dem ich nur zu bedauern habe, daß ohne meine Genehmigung der Titel „Lohengrin in Bayreuth“ umgeändert wurde in „Siegfried Wagner“, wodurch das Ganze einen persönlichen Anstrich erhielt, der meiner Absicht ferngelegen hatte. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn E. M. diesen Aufsatz zu lesen geruhen würden.

Zum erstenmal seit neun Jahren war ich in Bayreuth. Diese Pause war günstig: die Werke selbst wirkten frisch auf mich ein und ich hatte außerdem ein unbefangeneres Urteil über das spezifisch „Bayreutherische“ an der Leistung. In beiden Beziehungen war der Eindruck ein gewaltiger.

Mein Bruder, der bekannte Japanolog, Basil Hall Chamberlain, war mit mir in Bayreuth, ein Mann, der die Hauptliteraturen der Welt in den Ursprachen genau kennt; wir lasen die Dichtungen Wagners wiederholt zusammen, als Vorbereitung zu den Aufführungen, und einmal über das andere rief er aus *„What an extraordinary people the Germans must be, not to see that, quite apart from the miraculous music, Wagner is one of the greatest p o e t s of humanity.“* Ich mußte ihm beistimmen, sowohl in bezug auf die überragende Weltbedeutung Richard Wagners, wie auch betreffs der stumpfsinnigen Beschränktheit eines großen Teils der durch den Einfluß ihrer Professoren um alle Unmittelbarkeit und Sicherheit des Empfindens betrogenen Deutschen.

Wie beglückte es mich zu sehen, daß eine ganze Anzahl deutscher Fürsten eine rühmliche Ausnahme bilden und warme Begeisterung für den großen Meister mit tiefem Verständnis für die einzigartige Bedeutung seines Bayreuth verbinden. Unter ihnen waren auch drei Söhne Eurer Majestät, denen ich zum ersten Male nahen durfte. Seine Königliche Hoheit Prinz Eitel Friedrich habe ich allerdings, trotz des freundlichen Entgegenkommens, was er mir bewies, nicht eigentlich sprechen können; an einer vollbesetzten Tafel war ich zu fern. Dagegen habe ich die Prinzen August Wilhelm und Oskar durch ihre gütige Erlaubnis und dank der freundlichen Einladung der Familie Wagner etwas näher kennengelernt und mich mit einem ihrer militärischen Begleiter, Graf Finkenstein, befreundet. Die jugendlich auflodernde Flamme reiner Begeisterung und dazu der ernste Wille, tiefer in das Verständnis dieses einzigartigen d e u t s c h e n Dramas einzubringen, namentlich beim Prinzen August Wilhelm, doch schien mir sein jüngerer Bruder nur durch Schüchternheit in gleicher Aussprache ein wenig gehemmt, hat mich

geradezu ergriffen. Sicher ist, daß eine Befassung mit Wagner, wie ihn uns in seiner wahren Eigenart die Bayreuther Festspiele vermitteln und zu vermitteln einzig befähigt sind, gar keinen Zweck hat, wenn man nicht gewillt ist, der Sache in ernster Hingabe auf den Grund zu gehen, um sie zunächst in ihrer unvergleichlichen nationalen Bedeutung und — weiterhin — in ihrer kulturellen Tragweite zu ermessen. Kein Monarch hat besser als Eure Majestät begriffen, daß die Waffen allein eine Nation nicht groß machen können; dazu gehören noch ganz andere Dinge, Dinge, die uns heutzutage aus den Händen und aus dem Herzen geraubt zu werden pflegen. Als mein Bruder Basil vor wenigen Wochen bei Präsident Roosevelt speiste und nachher eine zweistündige Unterredung mit ihm über das heutige Japan hatte, antwortete er auf des Präsidenten Frage, w o r i n eigentlich die Kraft der Japaner bestehe: *„Because they have got ideals, Sir.“* Wie Homer Griechenland geschaffen hat, so wäre Wagners Kunst geeignet, den idealen Lebensnerv eines wiedergeborenen Deutschlands auszumachen — wenn es nur gelänge, sie aus der zermalmenden Umarmung der Juden und der Hofopernintendanten zu erlösen und kräftig ihr Verständnis zu verbreiten. Vielleicht gewinnt einstens seine Königliche Hoheit Prinz August Wilhelm in dieser Beziehung einen für sein Vaterland segensreichen Einfluß.

Doch ich gerate wie gewöhnlich ins Schwatzen und kann nur auf die mir so oft erwiesene Gnade bauen, um Vergebung zu erhoffen.

General Stuart Wortley war in der letzten Woche zweimal hier im Hause zum Besuch unserer gemeinsamen (94jährigen!) Tante Mrs. Guthrie, bei der ich Gast bin. Es ist große Trauer in der Familie, da die Lieblingsschwester von Mrs. Stuart-Wortley und Lady Rennell Rodd, Mrs. Bringham, vor einigen Tagen nach kurzer Krankheit in High Cliffe starb. General S. Wortley war sehr voll von allen Beweisen kaiserlicher Huld, die ihm jetzt wieder bei seinem Aufenthalt in Deutschland zu den Manövern zuteil geworden waren.

Vielleicht interessiert es Eure Majestät zu erfahren, daß ein begabter junger deutscher Plastiker, der vor zwei Jahren in Berlin die goldene Kaisermedaille erhielt, Herr Joseph Hinterseher, augenblicklich hier weilt, um im Auftrage eines süddeutschen Mäzenen[2] meine Büste zu verfertigen. Er gibt sich eine unglaubliche Mühe und hofft den schwersten Kopf — so sagt er —, der ihm je in Leben oder Kunst vorgekommen sei, doch bewältigen und eine der nächsten Ausstellungen in Berlin mit dieser Arbeit beschicken zu können.

In wenigen Tagen reise ich nach einmonatigem Aufenthalt hier weg und über Paris heim nach Wien, an meine Arbeit.

Ich wäre dankbar, wenn Eure Majestät die Gnade haben wollte, mich Ihrer Majestät der Kaiserin zu Füßen zu legen und mich dem Andenken der drei königlichen Prinzen gehorsamst zu empfehlen. Der Anblick dieser prächtigen Gestalten mit den klaren hellen Augen hat mich alten Hohenzollernverehrer wahrhaft beglückt.

In unverbrüchlicher angelsächsischer Treue
Eurer Majestät ehrerbietiger Diener

Houston Stewart Chamberlain.

―――――

[1] Nummer vom 5. September 1908 (München).

[2] August Ludowici.

231 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

---

11. Dez. 1908 Wien

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

dem gnädigen Förderer meiner Arbeiten bin ich es schuldig, von einer Wendung in meinem

Schicksal kurz zu berichten.

Nach schweren Jahren, zuerst eines unerträglichen Zusammenlebens, dann einer zwar die innere Seelenbildung fördernden, doch oft schmerzensreichen Einsamkeit, gleitet jetzt mein Lebensschiff in freundlichere Wasser. So Gott will, wird am 26. Dezember dieses Jahres in Bayreuth die Ehe geweiht werden, welche Eva, die Tochter des Meisters aller Meister, und mich einander unauflösbar antraut. Daß wir für einander bestimmt waren — diese Ahnung lag schon seit vielen Jahren uns halb unbewußt im Herzensgrund; jetzt kam die Stunde des sonnigen Bewußtwerdens. Die hohe Mutter hat in ihrer Herzensgüte diesen Bund gesegnet.

Da es mir natürlich nicht beifallen konnte, die durch Geburt und Tätigkeit mit dem Bayreuther Werk unzertrennlich Verknüpfte von der Stätte ihrer Pflichten loszureißen, ziehe ich selber an den lieben Ort hin. Ich gedenke an dieser Stätte höchsten Schaffens eigenen bescheidenen Arbeiten getreulich obzuliegen; meine künftige Gattin weiß an sich und anderen den Fleiß zu heiligen. Doch leugne ich nicht, daß der Gedanke, inniger mit dem höchsten Kulturwerk unserer Menschheitsepoche verbunden zu sein, mich feierlich beglückt.

Ich habe das Gefühl, als brächte mich diese Ehe Eurer Majestät wie räumlich so auch geistig näher [...]

Das Leben des Feldmarschalls Sir Neville Chamberlain hoffe ich noch vor Jahresschluß Eurer Majestät vorlegen zu können.

Mit der untertänigen Bitte, mich Ihrer Majestät der Kaiserin zu Füßen zu legen, und mich, wenn sich die Gelegenheit bieten sollte, dem wohlwollenden Andenken der königlichen Prinzen Eitel Friedrich, August Wilhelm und Oskar empfehlen zu wollen, bin ich

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät ehrerbietungsvoller Diener

Houston Stewart Chamberlain.

232 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Neues Palais, 18. 12. 1908

Mit herzlichen Segenswünschen zum neuen Jahr und bestem Dank für die freundlichen Mitteilungen. Möge in dem neuen Bunde, den Gott der Herr segnen möge, Ersatz für vorhergegangene Prüfungen Ihnen beschieden sein. Möge Ihnen die Frische der Schaffenskraft zum Heile unseres Volkes erhalten bleiben, welche gewiß gestärkt wird durch die großen Erinnerungen an den markigen gewaltigen Schöpfer unserer neuen germanischen Welt.

Wilhelm
I. R.

232 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

---

19. Dezember 1908
Wahnfried
Bayreuth.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

geruhen, den Ausdruck meiner aufrichtigen Dankbarkeit für die schönen warmen Worte der Beglückwünschung entgegenzunehmen. Ich will kein Hehl daraus machen, daß ihr Ausbleiben mich tief geschmerzt hätte; denn wir Männer aus dem hohen Norden sind von gar fest haftender Treue der Gefühle, und die Hingabe an die Person Eurer Majestät und an deren erhabenes Haus ist eine leidenschaftlich bestimmende Regung in meinem Leben, wenn es auch nur wenig Gelegenheit gibt, ihr Ausdruck zu verleihen. Was tief wurzelt, scheut sich überhaupt vor den Worten — die unsere indoarischen Altvordern „die Wurzel der Lüge“ nannten. Und so pendelt man hin und her zwischen Redenwollen und Schweigenmüssen; ich danke Eurer Majestät, daß sie zu reden die Gnade hatte.

In Ehrfurcht und angelsächsischer Treue

Eurer Majestät gehorsamer Diener

Houston Stewart Chamberlain.

233 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

21. Juni 1909
Wahnfried
Bayreuth.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

gestatten gnädigst, daß ich die Lebensschilderung meines Onkels Sir Neville Chamberlain ehrerbietig zu Füßen lege. Er war ein tapferer Soldat und ein grundedler Charakter. Die letzte große Freude, die dem vereinsamten Greis zuteil wurde, war das Bildnis, welches Eure Majestät mir am 28. Oktober 1901 im Neuen Palais für ihn zu überreichen die Gnade hatten, mit der Inschrift: *„Fieldmarshal Sir Neville Chamberlain from his youngest colleague.“* Er schrieb mir damals in seiner schlichten Weise, tief gerührt; der Dank lebt jetzt fort in den Herzen der jüngeren Generation.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
in ehrfurchtsvollem Gehorsam
unverbrüchlich treu

Houston Stewart Chamberlain.

233 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm
Kiel, 25. Juni 1909
8.10 Uhr nachmittags.

Die Lebensschilderung Ihres braven Onkels wird mir eine aufrichtige Freude sein, für welche ich Ihnen meinen besten Dank sage, überzeugt, daß aus Ihrer[1] klassischen Feder das Bild des Feldmarschalls ebenso fesselnd wie lehrreich und würdig den späteren Generationen überliefert werden wird.

Wilhelm
I. R.

―――――

[1] Verfasser der Lebensbeschreibung ist G. W. Forrest.

234-235 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

26. Dezember 1909
Haus Wahnfried
Bayreuth

Eure Kaiserliche und Könige Majestät

haben mich wahrhaft beglückt durch das gnädige Zeichen gütigen Angedenkens. Das Buch werde ich in allem Gehorsam sofort durchnehmen, was nur ein kaiserlicher Befehl über mich vermag; sonst wird es mir täglich schwerer, bis zur Unmöglichkeit, über den Göttlichen reden zu hören; weder der Pfaffe noch der Antipfaffe macht's einem recht; und so schließt man das Geheimnis ins Herz ein wie das Himmelreich in den Acker, und versucht täglich dessen eingedenk zu bleiben, daß das *„outward and visible sign“* würdig sein soll einer solchen *„inward and spiritual grace“,* — würdig ist zu viel gesagt, es soll aber das äußere Leben am inneren Leben nicht Verrat üben. Inzwischen mögen Orthodoxie und Heterodoxie ihre Wege gehen.

Eine sehr, sehr große Freude machte mir das eigentümlich ergreifende Bild und die Zeile von höchsteigener Hand. Ich denke manchmal, daß wir Männer aus dem fernen Norden anders organisiert sein müssen: uns liegt so herzlich wenig an der Welt, und ohne Feindschaft wüßten wir nicht auszukommen; wenn aber der gewechselte Treuschlag nicht bis zum Tode lebendig bleiben soll, dann wäre es besser, nicht geboren zu sein. In drahtloser Telegraphie und Luftschiffahrt findet doch die Seele keine Nahrung; alles rast herum — aber w o h i n? Es gibt nur e i n Heim au Erden: d a s H e r z d e r G e t r e u e n. Dieses Heim schmückten Eure Majestät mir zu Weihnachten; das war eine gute Tat.

In der Sendung eine Aufforderung dazu erblickend, melde ich in aller Kürze, daß es mir — umringt von einem edlen, sicheren, stillen Glücke, weltfern und naturnahe, nach langen Jahren zwischen Steinwänden — gut geht und fleißig. Meine geliebte Frau lebt in treuester Pflichterfüllung an ihrer leidenden, doch geistig alle Menschen heute ebenso wie früher überragenden Mutter; so komme auch ich dazu, diesem einzigen Leben mittelbar dienen zu dürfen. Meinem Schwager Siegfried nahe zu leben, gewährt einen Einblick in das still emsige, heitere Schaffen eines echt deutschen Künstlers — eine rührende Erfahrung inmitten unseres völlig verjudeten Kunstlebens. Mitte Januar reisen wir wieder (gleich nach der Aufführung des „Banadietrich“ am Hoftheater in Karlsruhe) für die schlimmsten drei Monate nach Santa Margherita Ligure. Vorher hoffe ich das dritte Kapitel meines auf sechs Kapitel berechneten neuen Werkes[1] beendet zu haben.

Während ich in meiner dem Hause Wahnfried nahegelegenen „Werkstatt“ diese Zeilen schreibe, telephoniert mir meine Frau die Bitte ihrer Mutter, sie und die Mitglieder ihres Hauses Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät ehrerbietig zu Füßen zu legen.

Darf ich ersuchen, Ihrer Majestät der Kaiserin, deren gnädigste Güte gegen mich in Wildpark so unvergeßlich bleibt, als sei ich gestern dort gewesen, in dankbarster Ehrfurcht zu Füßen gelegt zu werden? Zugleich auch mit dem Ausdruck innigster Wünsche für alle Mitglieder des allerhöchsten Hauses bei Gelegenheit des Jahreswechsels.

Eurer Majestät ehrerbietig getreuer
anglodeutscher Diener

Houston S. Chamberlain.

―――――

[1] „Goethe."

235-237 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

29. Mai 1911.
Bayreuth.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

werden gewiß auf das beständige Bestreben der Natur, überall Gleichgewicht herzustellen, längst aufmerksam geworden sein? In Deutschland, dem Urboden der großen moralisch-schöpferischen Persönlichkeiten — der Leibniz, Kant, Schopenhauer, der Bach, Beethoven, Liszt, der Friedrich, Stein, Bismarck, der Lessing, Schiller, Goethe, Wagner usw. *ad inf.* — sprossen, neben diesen, Wesen von einer so primitiven Hirnstruktur und so gänzlichem Mangel an aller Initiative, daß man förmlich mit Augen sieht, wie die Natur sich gründlich ausruht. Ein Engel von dieser Gattung ist vom Himmel meinem Dienste gewidmet. Und seiner polaren Entgegensetzung zu Leibniz und Goethe ist es zuzuschreiben, wenn ich heute tief beschämt vor Eurer Majestät erscheine, indem das mir so gnadenvoll als Neujahrsgruß zugedachte Zeichen allerhöchsten Gedenkens erst jetzt in meine Hände gelangt ist! Mit meiner Schwiegermutter und meiner Gattin war ich in den ersten Tagen des Januar nach Italien abgereist; das Bild[1], das den Umweg über London nahm, muß kurz darauf eingetroffen sein; und da Weisung hinterlassen war, keine „Bücherpakete" nachzuschicken, erfuhr ich kein Sterbenswörtchen davon. „Aber, lieber Andreas, haben Sie denn die Siegel aus der Privatkanzlei Seiner Majestät nicht bemerkt?" „Zu Befehl, Mr. Chamberlain (in strammer militärischer Haltung), aber ich hatte keine Ordres."

Eure Majestät verzeihen die scherzhafte Erzählung; innerlich ist mir nichts weniger als scherzhaft zumute; denn ich gräme mich um über den Schein eines solchen Mangels an Ehrerbietung und Anstand, geschweige Dankbarkeit. Ich kann nur hoffen, mein Wesen und meine Vergangenheit werden genügen, mich von aller Schuld freizusprechen; denn durch Worte ist in einem solchen Falle nichts zu machen; man ist auf Vertrauen angewiesen.

Das Bild ist geradezu e n t z ü c k e n d. Vielleicht mir das liebste von allen, die ich kenne. Es erinnert mich an die unvergeßlichen Stunden, wo es mir vergönnt war, Euer Majestät und der Kaiserin in aller Schlichtheit unoffizieller Stunden nahen zu dürfen. Es sind bald zehn Jahre her; doch in meinem Gedächtnis lebt's, als sei es gestern gewesen. Und was mir Eure Majestät mit den beiden lieben Knaben sagen wollte, habe ich recht wohl verstanden, der Tage gedenkend, wo mir das zweite große Glück gegönnt war: einige Briefe *à coeur ouvert* mit Eurer Majestät wechseln zu dürfen. Meine Ansichten haben seit jener Zeit nicht gewechselt; sie haben nur immer tiefer Wurzel gefaßt. Auf mein eigenes Vaterland kann ich stolz sein, denn seine Leistungen berechtigen dazu; doch mit Richard Wagner bekenne ich mich zu der Überzeugung, „die Deutschen dürften zu V e r e d l e r n der Welt bestimmt sein", und ich begreife immer weniger, wie diese Welt lebens- und liebenswert bleiben soll, wenn nicht der deutsche Geist den idealen Gehalt schafft und schützt, ohne welchen wir bei allen Fortschritten der Automobile, der Flugtechnik und der Panzerschiffe im Grunde zu nichts weiter als zu geldgierigen, seelenlosen Zivilisationsbarbaren degenerieren, die ziellos von einer Leere in die andere herumrasen. Nicht umsonst sollte Goethe uns ermahnt haben: „den Wert des Lebens und den Unwert einer überhäuften Empirie" zu begreifen. Wert und Inhalt kann aber doch einzig der Geist dem Leben geben, und zwar nicht den technischen, sondern den schöpferischen, dem die Ernährung des Gemütes obliegt.

Diese Gesinnungen sind es gewiß, die mir die so anhaltende Teilnahme Eurer Majestät gewinnen. Und aus solchen dem Tagesgeräusch fern und fernst liegenden Gegenden, wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor dem Auge sich auszubreiten scheinen, viel Glück und viel Sorge weckend, und schließlich in dem Glauben an Gott Zuversicht schöpfend, darf auch der Gruß von der Klause in den Palast dringen, als von einem

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
ehrerbietigst, dankbar und unwandelbar treu
ergebenen Diener

Houston Stewart Chamberlain.

—————

[1] Photographie des Kaisers mit zwei Enkeln.

237 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm
Neues Palais, den 2. 6. 1911
5.44 Uhr nachmittags

Innigen Dank! Ich hatte mir schon so etwas gedacht. Es geht nichts über die Disziplin! Im Wallenstein schon sagt der Soldat: „Die Tat ist stumm, der Gehorsam blind, das urkundlich seine Worte sind.“ Eindrücke in London sehr sympathisch. Beste Grüße an Fr. Cosima Wagner.

Wilhelm I. R.

238 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

1. Januar 1912
Bayreuth.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

geruhen zu erlauben, daß ich das neue Jahr mit dem Ausdruck meines ehrerbietigen und innigen Dankes für den Weihnachtsgruß eröffne und damit auf das denkbar schönste einweihe.

Wäre es statthaft, ich würde meine allergrößten Bögen heraussuchen, um über die vielen Dinge *à coeur ouvert* zu sprechen, die heute das Herz eines jeden Mannes erregen müssen, der zugleich zu England und zu Deutschland gehört. Doch bin ich bescheidener als heute vor zehn Jahren und wage es nicht, solche Zumutungen an Eure Majestät zu stellen. Genüge es zu sagen, daß — obwohl mich Politik eigentlich nur aus Jahrhundertperspektive interessiert, oder vielleicht gerade w e i l dem so ist — ich an den Wirren dieser Monate lebhaft teilnahm, und zwar im unerschütterlichen Vertrauen auf den Steuermann. Wie ein junger Offizier aus dem 4. Garderegiment mir gestern schrieb: „Mögen die Leute sagen, was sie wollen; der Tag kommt, wo alle Welt wird anerkennen müssen, daß unser Kaiser es ist, der den Namen Deutschlands über die ganze Welt getragen und dessen Ruf fest gegründet hat.“ — Wogegen ich dem Verleger Diederichs neulich schrieb, der mich wegen seiner geplanten „Erziehung des deutschen Volkes zur

Politik“ drangsalierte: „Bitte fangen Sie damit an, daß Sie sämtliche Mitglieder aller Parteien des Reichstags zusammenberufen, und dann sprengen Sie das ganze sogenannte Hohe Haus mit Dynamit in die Luft; nachher wollen wir sehen, was sich machen läßt.“

Indem ich aus heißfühlendem Herzen Gottes Segen auf Eure Majestät und auf dessen ganzes Haus herabflehe, verbleibe in ehrerbietungsvollster Dankbarkeit

Eurer Majestät
gehorsamer Diener

Houston S. Chamberlain.

239 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

18. November 1912
Bayreuth.

Eure Kaiserliche u. Königliche Majestät

gestatten gnädigst, daß ich mein soeben erschienenes Werk[1] ehrfurchtsvoll zu Füßen lege. Leider erscheint die Vorzugsausgabe 14 Tage später als die andere, weswegen dieses Exemplar mit unliebsamer Verspätung zur Versendung gelangt, was ich zu entschuldigen bitte.

Die Vorarbeiten zu dem Buche begannen im Jahre 1900; der „Kant“ unterbrach die Ausführung; an dem Buche in seiner jetzigen Gestalt habe ich acht Jahre gearbeitet.

Da nicht zu erwarten steht, daß Majestät zur Lektüre Muße hat, erlaube ich mir auf das „Register der Begriffe“ am Ende des Buches aufmerksam zu machen, das ich in einer besonderen Weise zu Nutz und Frommen der Eiligen ausgearbeitet habe.

Mein Werk aller Nachsicht und Gnade empfehlend, verbleibe ich

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
dankbar ehrerbietiger Diener

Houston S. Chamberlain.

[1] „Goethe.“

239-240 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Donaueschingen, den 2. Dezember 1912.

Mein lieber Herr Chamberlain!

Wenn ich auch zunächst nur einen flüchtigen Blick in das mir freundlich übereignete Exemplar Ihres „Goethe“ habe tun können, so hat er doch genügt, mir zu zeigen, daß es Ihrer bewährten Meisterhand gelungen ist, der gebildeten Welt die Persönlichkeit des großen deutschen Geisteshelden mit der Ihnen eigenen ursprünglichen Auffassung in neuem Bilde vor Augen zu führen. Ich freue mich darauf, in Stunden der Muße Ihren Gedankenreichtum näher auf mich wirken zu lassen und unter Ihrer Führung mich an der Lichtgestalt und dem Geiste des Altmeisters zu erbauen. Schon jetzt aber möchte ich mit meinem wärmsten Dank für die mir erneut erwiesene Aufmerksamkeit nicht zurückhalten

und verbleibe ich

Ihr allezeit wohlgeneigter
Verehrer und Bewunderer

Wilhelm
I. R.

240-241 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

27. Dezember 1912

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

gestatten, daß ich für die mir so gnädig zugedachte Weihnachtsgabe den wärmsten Dank ausspreche. Trotz des Umwegs über Wien traf das Buch mit preußischer Pünktlichkeit ein und konnte den gebührenden Ehrenplatz auf meinem Tische einnehmen.

Am folgenden Tage meinte ein Besucher: Es sei ein eigentümlicher Gedanke, einem Engländer die glorreiche Entwicklung der deutschen Marine vor Augen zu führen. Doch belehrte ich ihn eines Besseren. Ich bin ein so guter wahrer patriotischer Engländer, wie nur irgendeiner auf der Welt; doch stehe ich nicht in dem tiefen Schatten, den die Wolken der flüchtigen Stunde werfen, und ich weiß, daß alles gewonnen sein wird an dem Tage, wo endlich meinem irregeleiteten Vaterlande die Augen darüber aufgehen, daß die Flotte Deutschlands nicht bestimmt ist g e g e n England, sondern vielmehr m i t England zusammen zu wirken. So etwas kann nicht künstlich-logisch erklärt werden, man darf niemanden überzeugen wollen, und von den Diplomaten darf man nicht mehr erwarten als von den Ärzten: Man kann Gott danken, wenn sie nicht schaden. Die wahrhaft weltrichtenden Ereignisse bereiten sich auf einem ganz anderen Niveau; auf diesem stehen Eure Majestät; das Neue bricht dann zur Gottesstunde — wie ein Werk der Kunst — dem Klügsten unerwartet hervor. Darauf vertraue ich und verfolge aus meinem stillen Winkel — durch alle *„talking machines“* (wie Carlyle die Parlamente nennt) unbeirrt — das große Wirken der schweigenden Mächte. Entschwände das Deutsche aus der Welt, oder würde es — was auf dasselbe herauskäme — zu Geringfügigem herabgedrückt, es wäre nicht mehr wert, Mensch zu sein: der eigentliche Schatz der Seele ist diesem Volke anvertraut.

Für die gütigen Worte über meinen „Goethe“ bitte ich meinen ergebensten Dank entgegennehmen zu wollen. Für den Fall ein Brief, der dem Buche beigelegt gewesen war, sollte verloren gegangen sein, erneuere ich meine untertänige Bitte, bei mangelnder Zeit und Ruhe zusammenhängende Teile des Werkes zur Kenntnis zu nehmen, kürzere Abschnitte mit Hilfe des Begriffsregisters heraussuchen zu wollen: So z. B.

S. 145—156 die Napoleon-Episode,
S. 716—721 Goethes Vaterlandsliebe,
S. 133—139 Goethes Barmherzigkeit,
S. 661—678 Goethes Religion.

Die Segenswünsche für das neue Jahr lege ich Eurer Majestät und Ihrer Majestät der Kaiserin getreulich zu Füßen.

Wahrhaft dankbar und in tiefster Ehrerbietung verharrt

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
gehorsamer Diener

Houston S. Chamberlain.

241-242 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

14/6/13

An des Kaisers und Königs Majestät. Berlin.

Jeder einsichtige Engländer wird sich am morgigen Tage[1] gedrängt fühlen, Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät Glückwünsche aus erkenntlichem Herzen ehrfurchtsvoll darzubringen, denn jenseits der flüchtigen Mißverständnisse erblickt er ein zielbewußtes gewaltiges staatsmännisches Werk allen Hindernissen zum Trotze beiden Nationen zum bleibenden Heile durchgeführt.

Gott gebe weiter seinen Segen!
Eurer Majestät dankbarlichst ehrerbietiger Diener

Houston Stewart Chamberlain.

―――――

[1] Am 15. Juni 1913 beging der Kaiser sein 25jähriges Regierungsjubiläum.

242 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

18. Dezember 1913
Bayreuth

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

gestatten gnädigst, daß ich einen Neudruck[1] in aller Ehrerbietung zu Füßen lege, der wohl einen Kriegsherrn und Staatsmann wenig fesseln, vielleicht aber vor irgendeinem weiblichen Mitglied der allerhöchsten Familie Gnade finden wird.

Durch meinen prächtigen alten Landsmann und Freund Lord Redesdale — Übersetzer ins Englische der „Grundlagen“ und des „Kant“ — erhielt ich vor kurzem erfreulichsten Bericht eines Augenzeugen über das Befinden Eurer Majestät und jugendliches Ausschauen; zugleich auch authentische Nachricht über die endlich erfolgende allmähliche Zerstreuung der bösen *„German Ocean“*-Nebel.

Möchte Eure Majestät eine fröhliche Weihnacht feiern und möchte Gott das Jahr 1914 Deutschland und seinem Monarchen segnen.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
ehrerbietiger Diener

Houston S. Chamberlain.

―――――

[1] Parsifal-Märchen.

242 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Karte Ohne Datum

Mit herzlichsten Wünschen für 1914

Wilhelm

Empfehle Lektüre der eben erschienenen Broschüre des *Bishop of Ripon — Boyd Carpenter — „The apology of experience“.*

243 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

21. Januar 1914
Hotel Angst
Bordighera

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

darf ich mir wohl erlauben den wärmsten Dank auszusprechen für die Broschüre von Boyd Carpenter. Mit größtem Interesse habe ich sie gelesen. Für die Amerikaner als Philosophen habe ich im ganzen wenig übrig; ihre Philosophie scheint mir ihrer Architektur verwandt — eine *enfance de l'art.* Doch Boyd Carpenter steht am anderen Ende der Leiter, und es verwandelt sich alles unter seinen Händen.

Die Freude über die gnädige Güte Eurer Majestät und der eigentümliche *„thrill“,* den Boyd Carpenter der Seele mitteilt, taten mir um so mehr gut, als ich mich vorher blau und grün ärgerte über die schamlosen Lügen der englischen Presse in der Affäre Reuter, die sie durch Unterdrückung, Umstellung, Fälschung so zurichten, daß kein Engländer weiß, was in Wirklichkeit vorging. Das ist doch Werk der Juden, wie die Zitate aus „Frankfurter Zeitung“, „Berliner Tagblatt“ usw. belegen. Ich hoffe den Tag noch zu erleben, wo der Berliner Korrespondent der „Times“ mit Knütteln hinausgejagt wird!

Gott sei gelobt und bedankt, daß es ein Deutschland gibt, und in dem Deutschland ein Preußen, und in dem Preußen ein preußisches Herz und als Herz des Heeres das Geschlecht der Hohenzollern!

Eurer Majestät
ehrerbietiger, dankbarer Diener

Houston S. Chamberlain.

244 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Seiner Majestät dem Kaiser und König
ehrerbietigst zu Füßen gelegt[1]
von dem herzzerbrochenen, aber grimmig entschlossenen
„Engländer“

Houston Stewart Chamberlain.

———

[1] Mit einem der Kriegsaufsätze.

244 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth 22. Nov. 1914

Auf unmittelbare telegraphische Veranlassung[1] Seiner Großherzoglichen Hoheit Prinz Max von Baden; sonst hätte der Verfasser es nie gewagt, sich in einem solchen Augenblick vor den allerhöchsten Kriegsherrn zu drängen.

Der neue Reigen ist heute in der „Täglichen Rundschau“ mit einem Aufsatz „Englische Gelehrte“ eröffnet: Lauter 42-Zentimeter-Bomben.

—————

[1] Mit einem Stück der Ges. Kriegsaufsätze.

244-245 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm
Großes Hauptquartier,
25. Nov. 1914, 8.15 Uhr nachmittags

Besten Dank für Ihre Zusendung. Ich hatte schon mit warmer Freude verschiedene Ihrer Aufsätze gelesen, Marksteine am Kriegsweg, den wir wandern. Den Aufsatz „Deutschland“ habe ich mit klopfendem Herzen und gehobener Seele gelesen; er ist meisterhaft. So habe ich stets gedacht, und so denke ich auch heute von meinem geliebten Deutschland. Es ist meine feste Überzeugung, daß das Land, dem Gott Luther, Goethe, Bach, Wagner, Moltke, Bismarck und meinen Großvater schenkte, noch zu großen Dingen berufen ist, zum Segen der Menschheit zu wirken. Gott hat uns in harter Schule wieder auf den Weg gewiesen, zur Arbeit an der fernen Lösung dieser Dinge, damit wir uns auf uns selbst besinnen und kraftvoll e i n i g e n sollten, um als Sein Werkzeug zur Rettung der Menschheit wieder besser zu dienen; denn wir waren daran, unserem altbewährten Wesen untreu zu werden. Er, der uns diese Prüfung schickte, wird uns auch sie zu lösen helfen. Ihm stellen wir unsere Sache anheim, Er wird sie zum guten Ende führen, wir unser reines Schwert „wo wälsch und falsch hat gleichen Klang und deutsch heißt Herzensüberschwang“.

Wilhelm
I. R.

245 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

26. Nov. 1914
Bayreuth

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

geruhen, den Ausdruck meines tiefen Dankes entgegenzunehmen. Mich und die Meinen haben die wundervollen Worte ergriffen, gehoben und beglückt.

Ich war so frei, die Depesche unserem wackeren interimistisch kommandierenden Generalmajor Hagen mitzuteilen, der mich mit dem Schild seiner Soldatenehre deckte, als ich zu Beginn des Krieges als *„englischer Spion“* verdächtigt worden war.

Die huldreichen Worte ermutigen mich, die neuesten Granaten aus meiner Gießerei

beizulegen.

Wieviel lieber würde ich für Deutschland sterben, als bloß Worte aneinanderreihen! Aber die Gebete, die ich Tag und Nacht zu Gott emporrichte — die sind mehr als Worte! Die Zukunft der ganzen Menschheit hängt an diesen Stunden.

In tiefster Ehrfurcht

Euer Majestät dankbarer
ehrerbietiger

Houston Stewart Chamberlain.

Unsere Erstauflage von 8000 war in wenigen Tagen vergriffen: mir eine große Freude.

246 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm

24. April 1915.
Vom Geh. Zivilkabinett in der
Urschrift brieflich mitgeteilt.

Herrn Houston Stewart Chamberlain, Bayreuth.

Nachdem ich Ihre mir freundlichst zugesandten „Neuen Kriegsaufsätze“ mit klopfendem Herzen in Begeisterung gelesen habe, erkenne ich gern an, welche tiefgehende Wirkung dieselben auf mich gemacht. Ihre „geistigen Granaten“, die im ganzen deutschen Volke und weit über dasselbe hinaus eine tiefgehende Wirkung erzielten, stellen ihren Verfasser in die Reihe der Kämpfer für deutsches Wesen, an dem einmal soll die Welt genesen. Ich finde keine würdigere Anerkennung dafür, als daß ich Ihnen das schlichte Zeichen, das so viele jetzt tragen, ebenfalls verleihe und Sie hiermit zum Ritter des Eisernen Kreuzes ernenne.

Wilhelm
I. R.

246 H. S. Chamberlain an Geheimer Kabinettsrat von Valentini.

26/4/15 früh 9½

Exzellenz Geheimer Kabinettsrat von Valentini
Geheimes Zivilkabinett Seiner Majestät des Kaisers
Großes Hauptquartier.

Tief ergriffen von der Gnade des Kaisers, welche mich in die Zahl der für die deutsche Zukunft Kämpfenden erhebt und somit der denkbar höchsten Ehre teilhaftig macht, richte ich an Euer Exzellenz die ergebene Bitte, Seiner Majestät meinen ehrfurchtsvollen Dank und Treuesschwur zu Füßen legen zu wollen.

Ihnen in Verehrung ergeben

Houston Stewart Chamberlain.

247-248 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth, 26. April 1915.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

— im allerersten Brief, mit dem ich begnadet wurde, er ist vom 31. Dezember 1901 datiert — schreiben: „Gottes Segen und unseres Heilands Stärkung wünsche ich meinem Streitkumpan und Bundesgenossen im Kampf. Das Gefühl, für eine absolut gute, göttliche Sache zu streiten, birgt die Gewähr des Sieges! Sie schwingen Ihre Feder, ich meine Zunge, schlage auf meinen Pallasch, und wir sagen trotz aller Angriffe und Nörgeleien: Dennoch!“ Diesem Worte Ehre zu tun — soweit meine schwachen Kräfte reichen — war mir Pflicht und zugleich gottgegebene Notwendigkeit. Was wäre der Wert einer theoretischen Schwärmerei für deutsches Wesen und Wirken und Walten, wenn man in der Stunde der Not den Rücken *à la* Haldane kehrte? Ja, mich rief jetzt, trotz aller Gefahr zwiefacher Verdammung, eine doppelte Pflicht: indem ich für die Wahrheit gegen die Lüge zeuge, rette ich — insofern es mir gegeben ist — die Ehre meines angestammten Vaterlandes, was erst später geschätzt werden wird; und indem ich den Überzeugungen meines Lebens von dem einzigen Wert des Deutschtums rücksichtslos offen treu bleibe, beweise ich, daß diese in Glauben und Hoffen wurzelnde Liebe die Kraft besitzt, jedes Hindernis zu überwinden. In der Tat ist sie für mich R e l i g i o n; und von dieser sagte unser göttlicher Heiland: „Ich bin gekommen, zu entzweien den Sohn mit seinem Vater.“ Deutschland ist in diesem Augenblick Gottes Werkzeug: alle irdischen Bande haben dieser Erkenntnis zu weichen.

Und weil ich so fühle, finde ich keine Worte, um Eurer Majestät meinen Dank für die mir allergnädigst gewährte Ehrung auszusprechen. Seit Jugend von trotzigem Unabhängigkeitsgefühl durchdrungen, jetzt alt und weltfern, könnte ich äußerlichen Auszeichnungen wenig Bedeutung abgewinnen; diese aber empfinde ich als eine mir von dem Ersten und Obersten aller Deutschgeborenen in heiliger Stunde gespendete Weihe der Aufnahme in die deutsche Gemeinschaft, als die Sichtbarwerdung eines innersten — von 1870 bis 1915 reichenden — inneren Vorganges. Tiefer, als irgendein Wort es auszusprechen vermag, ergreift es mich, daß ein Tag kommen sollte, wo der Deutsche Kaiser mich würdig erachtete, zum deutschen Ritter geschlagen zu werden. . . Meine armen Sprachkünste versagen den Dienst; ich vermag nur stumm das Knie zu beugen.

In Ehrerbietung
Euer Majestät treu gehorsamer Diener

Houston Stewart Chamberlain.

248 Geheimer Kabinettsrat von Valentini an H. S. Chamberlain.

Telegramm

Berlin, den 20. Dez. 1915
3 Uhr nachmittags

Seine Majestät haben von Ihrem Aufsatz „Des Weltkrieges letzte Phase“ mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen und lassen für die Übersendung bestens danken.

Auf allerhöchsten Befehl

von Valentini.

248 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

26/12/1915 mittags

An des Kaisers und Königs Majestät
Neues Palais Potsdam

Ehrfurchtsvoll dankbar für herzstärkenden, kraftschenkenden gnädigsten Gruß[1] erinnere an ein anderes Wort desselben Luther „Glaube feiert nicht; Glaube ist eine verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade.“ Gott segne Deutschland!

Ehrerbietungsvoll

Houston Stewart Chamberlain.

---

[1] Postkarte mit dem Bild des Kaisers und den handschriftlichen Zeilen:

> „Weihnachten und Neujahr 1915/16. Mit herzlichsten Wünschen.
> Ein feste Burg ist unser Gott!“

249 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

21. März 1916
Frankfurt a. M.
(nur bis 24. 3.) Oederweg 116

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

lege ich meine neue Kriegsflugschrift ehrerbietig zu Füßen mit der Bitte um gnädige Aufnahme.

Ich gehöre zu denjenigen, welche befürchten, daß die „englische Gefahr“ — eine Todesgefahr — von den leitenden deutschen Beamten nicht richtig erkannt wird.

Eurer Majestät
in Ehrfurcht ergebener Diener

Houston Stewart Chamberlain.
Bayreuth.

249 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

26.12.16

An des Kaisers und Königs Majestät. Potsdam.

Mit ehrerbietigem Dank für gnädigen beglückenden Gruß[1] rufe ich: Gott segne Deutschland in Krieg und Frieden heute und immerdar!

Untertänigst

Houston Stewart Chamberlain.

---

[1] Postkarte mit dem Bild des Kaisers und der faksimilierten Inschrift:
„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.
Gott segne das 3. Kriegsweihnachten Allen, draußen im Felde wie daheim im lieben Vaterland. Wilhelm I. R.“

249-250 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth 12. Januar 1917

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

wollen mir gnädigst gestatten, den morgen erscheinenden Aufsatz „Der Wille zum Sieg“ ehrerbietig zu Füßen zu legen.

Inmitten schwer lastender Erkrankung und gegen ärztliches Verbot wurde er aus innerster Notwendigkeit und aus glühender Liebe zu Deutschland geschrieben.

Unauslöschlich dankbar
ehrfurchtsvoll

Houston Stewart Chamberlain.

250-251 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Pleß, den 15. I. 17.

Mein lieber Herr Chamberlain.

Es liegt mir am Herzen, Ihnen meinen wärmsten Dank zu sagen für Ihre prächtige Mithilfe in großer Zeit, welche Sie mir haben zuteil werden lassen durch den letzten Aufsatz, den „Willen zum Siege“, den ich gestern von Ihnen erhielt. Ich las ihn meinen versammelten Herren vor, und er zündete wie ein Funke! Er ist das rechte Wort zur r e c h t e n Z e i t! Er kreuzte sich mit meinem Aufruf ans deutsche Volk. Sein Erfolg ist für mich ganz überwältigend! In der Flut von Depeschen, aus allen Gauen Deutschlands, von Fürsten, Städten, Korporationen, Vereinen, Firmen, Banken, Fabriken, Arbeitern, atmet eine Lohe feurigen Zornes, stahlharter Entschlossenheit, die ja herrlich als Grundlage für den letzten Endkampf wirken wird. Was ich so oft schon während dieses Krieges jedem, der es hören wollte, zumal wenn er nach Frieden fragte, antwortete: „Der Krieg ist der Kampf zwischen zwei Weltanschauungen; der germanischen-deutschen für Sitte, Recht, Treu und Glauben, wahre Humanität, Wahrheit und echte Freiheit, gegen… Mammonsdienst, Geldmacht, Genuß, Landgier, Lüge, Verrat, Trug und nicht zuletzt Meuchelmord!“ Diese

beiden Weltanschauungen können sich nicht „versöhnen“ oder „vertragen“, eine muß siegen, die andre muß untergehen! solange „muß gefochten werden“! Das haben nun endlich, durch Lloyd George und Briand mit ihren Noten und Reden belehrt, die braven deutschen Gesellen begriffen und sind in hellem, gottgewolltem Zorn entflammt!

Die beiden [...] Staatsmänner haben keine Ahnung gehabt davon, was für einen mächtigen Dienst sie dem deutschen Volk und mir damit geleistet haben. Wie der Brite sagt: *„They got a rise out of the Germans!“* Aber dieses ist mehr! Es ist das Werk des Herren! Es ist wieder wie im Faust: Unsere Feinde müßten sagen: „Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.“ Jetzt wird es dem deutschen Michel mit einemmal klar, daß der Kampf für ihn zum Kreuzzug geworden und daß er jetzt St. Michael geworden ist [...].
Und wenn die Welt voll Teufel wär‘!

Wilhelm
I. R.

251-254 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth 20. Januar 1917

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

gnädiges Handschreiben vom 15. d. M. hat mir Glück und Stärkung gebracht: das Glück, eine Stimme wieder hören zu dürfen, die unvertilgbar eindrucksvoll seit Jahren in meinem Ohren weiterhallt, und die Stärkung, des ersten Deutschen felsenfesten Entschluß aus nächster Nähe zu vernehmen. Ohne Übertreibung kann ich sagen, daß seit jenem 4. August 1914 die lebhafte Vorstellung der Persönlichkeit Eurer Majestät mir stets gegenwärtig geblieben ist, wie sie meiner Seele aus den glücklichen Stunden von 1901, 1902 und 1903 bis in die kleinste Einzelheit von Ton und Blick und Gebärde lebendig vor Augen steht; eine Vorstellung, in welcher alle Bewunderung für den Monarchen, der diese Last an Verantwortung schuldlos — gottvertrauend zu tragen weiß, es nicht vermöchte, das tiefste Mitgefühl für den so grausam betroffenen Menschen auszulöschen. Ich denke da an Bande des Blutes, die sich in den Stunden der Not völlig ohnmächtig erwiesen. Doch auch abgesehen von diesen weiß ich aus Gesprächen und Briefen, welche warme Bewunderung und Sympathie Eure Majestät für alles Gute und Tüchtige an Englands Volk und Staat hegte, ja, so lebhaft hegte, daß es mir schwer wurde, die Empfindungen in diesem Maße zu teilen. Ich will vor Gottes Thron bezeugen, daß auf der ganzen Welt kein Nichtengländer den Engländern so neidlos alles gegönnt hat, worauf sie stolz waren. Und ich erinnere mich noch des gnädigen Beifalls, den ich erntete, als ich einmal bemerkt hatte: „Es kommt der Tag, wo England begreifen wird, daß die deutsche Flotte nicht die Rivalin, sondern die Bundesgenossin ist.“ Und in der Tat: ein Deutschland und ein England, die neidlos ein jedes die Vorzüge des anderen anerkannt und sich einer gemeinsamen hohen Mission des Germanentums bewußt gewesen wären — sie hätten mühelos die Welt beherrscht, jeden umsichgreifenden Krieg unmöglich gemacht und jene bessere Zeit heraufgebracht, von der der heuchlerische Balfour jetzt in seiner Note an Wilson redet. Doch es hat nicht sein sollen. England ist ganz und gar in die Hände der Juden und der Amerikaner geraten. Deswegen versteht keiner diesen Krieg, wenn er nicht die deutliche Vorstellung besitzt, daß es im tiefsten Grund der Krieg des Judentums und des ihm naheverwandten Amerikanertums um die Beherrschung der Welt ist — der Krieg gegen Christentum, gegen Geistesbildung, gegen sittliche Kraft, gegen unkäufliche Kunst, gegen jegliche ideale Lebensauffassung, zugunsten einer Welt, die nur noch Finanz, Fabrik

und Handel sein soll — kurz, einer schrankenlosen Plutokratie. Alles, was sonst noch mitmacht — russische Gier, französische Eitelkeit, italienischer Bombast, neutraler Neid und feiger Sinn usw. — das alles ist nur aufgepeitscht, herangelockt, verrückt gemacht; der Jude und der Yankee sind die treibenden Mächte, welche bewußt handeln und auch in einem gewissen Sinne bisher die siegreichen, jedenfalls die erfolgreichen sind. Da wir Deutschen Kernworte lieben, so können wir zusammenfassen: Es ist der Krieg der modernen mechanischen „Zivilisation" gegen die uralte heilige ewig in Neugeburt befindliche „Kultur" auserlesener Menschenrassen. Die Maschine will in ihren dummen Fangarmen den Geist und die Seele zermalmen. Wie ganz und gar unmoralisch der Feind ist, zeigt schon die eine Tatsache, daß von Beginn des Krieges an das systematische Lügen seine Hauptwaffe war und es noch heute ist. Das hat aber lange vor dem Kriege begonnen. Die „Times" verfolgte ich seit Jahren: Tag für Tag wurde gegen den großen Feind — Deutschland — das Gift der Verleumdung geschleudert, bis endlich alle Herzen in England verdorben waren. Von Deutschland aus geschah nichts zur Abwehr — denn die deutschen Diplomaten waren alles, nur keine Völkerpsychologen. Auch wollte kein Mensch in einflußreicher Stellung auf die bemerkenswerte Tatsache achten, daß es die leiblichen Brüder und Vettern derjenigen Leute waren, die in Deutschland gegen die Heeres- und Marinebudgets, überhaupt gegen Armee, Adel und Königtum hetzten, welche in England ebenso ununterbrochen für Vermehrung der Flotte und des Heeres agitierten, sich und den Ihrigen Adelstitel und Fideikommisse verleihen ließen und den Thron mit orientalischen Schmeicheleien umgaben. Es liegt mir fern, das englische Volk reinwaschen zu wollen; Tatsache ist aber, daß es von fremden Menschen verführt, vergiftet, in Wahnsinn gejagt wurde, so daß auch die vielen vorzüglichen Elemente, die es noch birgt, sich selber untreu, dem Satan verfallen sind. Ach! Urteilen wir nicht allzu strenge; gedenken wir des Herrenwortes: *„Nolite judicare, ut non judicemini!"* Und erwachen wir rechtzeitig zur Einsicht, daß wir selber in Deutschland von dem gleichen Knochenfraß schon angefallen sind und uns recht wacker werden halten müssen, sollen wir besser als unsere englischen Vettern bestehen! Möchte sich an uns das andere, weniger bekannte, aber gewiß echte Herrenwort bewähren: „Das Schwache wird durch das Starke gerettet werden!"

Viel hätte ich noch hinzuzufügen — namentlich über die Vereinigten Staaten als den eigentlichen Weltherd des seelenlosen Mammonismus und der satanischen Falschspielerei — muß aber schon für dieses Wenige in solchen Zeiten um allergnädigste Nachsicht und Verzeihung bitten.

In Ehrfurcht und unvergänglicher Dankbarkeit

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
ehrerbietiger Diener

Houston Stewart Chamberlain.

Des Schweden Kjellens neuer Aufsatz „Was den Frieden verhindert" ist das Beachtenswerteste, was ich seit lange gelesen habe, und ist hoffentlich Eurer Majestät vorgelegt worden?

(Dieser Brief ist von mir eigenhändig auf der Maschine geschrieben worden, weil mein Leiden es mir unmöglich macht, die Feder zu führen.)

254 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

26. März 1917 Bayreuth.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

überreiche ich in Ehrerbietung meinen am 1. April erscheinenden Aufsatz „Deutsche Weltanschauung“[1], mit der Bitte, die kleine Arbeit gnädigst beachten zu wollen. Zwar knüpft sie nicht unmittelbar an die weltgeschichtlichen Ereignisse der Gegenwart an, mittelbar aber doch: Wessen Denken sollte das nicht? Und ich hege die Zuversicht, daß gerade speziell Eure Majestät aus dem Überblicken dieser Seiten mehrfach Anregung empfangen werden.

Die etymologische Betrachtung S. 9 bis 11 kann entbehrt werden. Dagegen enthält der folgende Abschnitt (S. 12ff.) über die Freiheit köstliche Zeugnisse bedeutender deutscher Männer, desgleichen der nächste über den Krieg, mit vergessenen Versen von Opitz, die es verdienen würden, mit stärkerer Resonanz, als mir zur Verfügung steht, in die Welt hinausgetragen zu werden. Auch in den folgenden Abschnitten verdienen die Gedanken Jakob Grimms und Wilhelm von Humboldts die Beachtung eines deutschen Monarchen.

Der Rest ist Schweigen — und Bewundern — — — und Beten!

Eure Majestät wollen den Ausdruck unvergänglicher warmer Dankbarkeit genehmigen des

in Ehrfurcht ergebenen

Houston Stewart Chamberlain

---

[1] In der ersten Nummer der neuen Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ Aprilheft 1917 — Verlag J. F. Lehmann-München — , wiederabgedruckt in „Rasse und Persönlichkeit“.

255 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth. Juni 1917.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

wollen gnädigst gestatten, daß ich beiliegend meine Flugschrift „Freiheit und Demokratie“ zu Füßen lege und zugleich die Bitte wage, sie nicht unbeachtet zu lassen.

In unvergänglicher Dankbarkeit verbleibe ich

Eurer Majestät
untertänigster Diener

Houston S. Chamberlain.

255-256 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth, 31. Jan. 1918

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

gestatten allergnädigst, daß ich eine soeben erscheinende Sammelflugschrift von Aufsätzen[1], die ich im Jahre 1917 schrieb, ehrerbietig zu Füßen lege.

Mit Ausnahme der Schrift „Demokratie und Freiheit“ (die inzwischen in 30 000 Exemplaren Verbreitung gefunden hat) enthält die kleine Broschüre das Wenige, was ich im Verlaufe des vergangenen Jahres zu leisten imstande war — von dem Aufsatz „Der Wille

zum Sieg“ im Januar an, auf den Eure Majestät mich durch einen eigenhändigen Brief mit so warmen Worten gnädiger Anerkennung beglückte, bis zu den Aufrufen für die siebente Kriegsanleihe, die die Reichsbank von mir forderte.

Es bildet zugleich die kleine Sammlung meinen Abschied von dieser Tätigkeit. Von zunehmender Nervenlähmung immer mehr verkrüppelt und von Schmerz über die trostlose Lage, in die Deutschland im Inneren geraten ist, gebeugt — eine Lage, an der die schönsten Aufsätze nicht das Geringste ändern können, was einzig die Taten reiner, starker, deutschbewußter preußischer Männer alten Schrots und Korns (wie zur Zeit der Reichsgründung) vermöchten, lege ich die Feder nieder und begnüge mich mit dem unerschütterlichen Vertrauen auf den Gott der Deutschen, der allein fähig ist, die Nacht, die uns umgibt, zu einem neuer Morgen zu wandeln und aus diesen schweren Prüfungen — so hoffe ich — ein gereinigtes, stolzeres Deutschland hervorgehen zu lassen. Die unvergleichlichen Taten der gesamten deutschen Heeresmacht zu Land und zu Wasser, von ihrem preußischen Schwertadel angeführt, berechtigen gewiß zu überschwenglichen Hoffnungen!

Aus tiefstem Herzen sende ich Segenswünsche und Gebete zu Gott empor für Eure Majestät und das ganze preußische Königshaus

und verbleibe
in Ehrfurcht und unvergänglicher Dankbarkeit
für alle mir auf meinem Wege erwiesene Gnade

Eurer Kais. u. Königl. Majestät
ehrerbietigster Diener

H. S. C.

Mit dem großen und freien Franzosen Gustave Flaubert bekenne ich mich offen zu der Überzeugung: *„Le suffrage universel est la honte de l‘esprit humain.“*
(Brief vom 8. 9. 1871 an George Sand.)

—————

[1] „Der Wille zum Sieg.“

256 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Telegramm

Gr. Hpt.-Qu. Kz. H. Schloß, den 8. 2. 18.
9.40 Uhr vormittags

Mit Dank für Ihren Brief und Ihre mich lebhaft interessierenden Aufsätze vom Jahre 1917 wünsche ich von Herzen, daß die Kunst der Ärzte Ihnen Besserung bringt, damit Ihre bewährte Feder wieder wirken kann für die Hebung des deutschen Nationalgefühls. Wir wollen weiter vertrauen auf Gottes Hilfe in schwerem Kampfe.

Wilhelm
I. R.

257 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth 15. Juni 1918.

Eure Kaiserliche und königliche Majestät

gestatten gnädigst, daß ich pflichtgemäß meine neueste Veröffentlichung zu Füßen legen darf.

Dem Wunsche vorzüglicher Männer folgend, hat mein Verlag einen Auszug aus meiner vor Jahresfrist erschienenen Schrift „Demokratie und Freiheit“ angefertigt, die auf möglichst weite Verbreitung berechnet ist.

Von einer Massenpsychose ergriffen — dergleichen die Geschichte manche verhängnisvolle Beispiele bietet — steht Preußen im Begriff, den Ast abzusägen, auf dem es sitzt: Vielleicht trägt beiliegende Flugschrift dazu bei, einigen den Schleier von den Augen zu reißen. Inzwischen bewährt sich das echte, angeerbte Preußentum, unter Leitung seines Begeisterung einflößenden, erhabenen Kriegsherrn, zu ewigem Ruhme auf dem Schlachtfeld und rettet Deutschland vor dem Untergang, und zwar geschieht dies ohne die geringste Mitwirkung, ja gegen den Willen des aus dem allgemeinen gleichen Wahlrecht hervorgegangenen erbärmlichen Reichstags! Möchte der liebe Gott bald wieder Staatsmänner ans Ruder berufen, würdig der großen Heeresführer, Männer, die nicht vor Schatten erbeben und nicht gesonnen sind, den letzten Hort einer moralischen Weltordnung an die internationale Finanz auszuliefern!

In Ehrfurcht
Eurer K. u. K. Majestät
ehrerbietigster Diener

Houston S. Chamberlain.

257-258 H. S. Chamberlain an Exzellenz von Berg.

Bayreuth 9. Juli 1918.

Eure Exzellenz wollen mir gestatten, meinen ergebensten Dank auszusprechen für die auf Befehl seiner Majestät des Kaisers an mich gerichteten freundlichen Zeilen.

Heute fühle ich mich verpflichtet zu einer neuerlichen ganz ergebenen Bitte.

Vor einem Jahre war mein Werk „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ vergriffen, und dem Verleger gelang es trotz aller Bemühungen nicht, die Ermächtigung zur Papierbestellung von der betreffenden amtlichen Stelle zu erwirken. Da wandte ich mich an Ihren Herrn Amtsvorgänger, Exzellenz von Valentini, im Vertrauen auf das warme Interesse, das Seine Majestät diesem Werke seit seinem Erscheinen zu erweisen die Gnade hat. Die nachgesuchte Bewilligung wurde jetzt durch ministerielle Verfügung erteilt.. Heute ist nun diese „Kriegsausgabe“ erschienen, weniger hübsch als die früheren, doch mit besonders sorgsam revidiertem Text; dem Kaiser möchte ich nicht mit einer direkten Zusendung lästig fallen, doch glaube ich, daß es aus obengenanntem Grunde schicklich wäre, meinem allerhöchsten Gönner bei einer passenden Gelegenheit Kenntnis von dieser Kriegsausgabe zu geben, und ich wäre Eurer Exzellenz zu großem Danke verpflichtet, wenn Sie sich dieser Bemühung unterziehen und meine ehrfurchtsvolle Erkenntlichkeit zum Ausdruck bringen wollten.

Ich bin so frei, einen soeben erschienenen Aufsatz über die rumänische Judenfrage[1] in zwei Exemplaren beizulegen. Euere Exzellenz wird beurteilen, ob das eine Seiner Majestät vorgelegt werden soll oder nicht. Über das zweite Exemplar bitte ich verfügen zu wollen.

In Verehrung zeichnet
Eurer Exzellenz dankbar gehorsamster

H. S. C.

---

[1] Vgl. S. 163. Unter dem Titel „Rasse und Nation“ in „Deutschlands Erneuerung“ — München — umgearbeitet im Juli 1918 erschienen.

258-259 H. S. Chamberlain an Exzellenz von Berg.

Bayreuth 6. Sept. 1918.

Euere Exzellenz ersuche ich ganz ergebenst, die Überreichung beiliegenden Dokumentes zu gestatten. Auf Seite 1127 bis 1131 finden Sie den Beschluß des ersten Richters in der gegen mich angestrengten Klage der „Frankfurter Zeitung“. Da die antivaterländische Presse so großen Lärm um den Richterspruch des Herrn Leonhard, *recte* Majer, geschlagen hat, ist es wohl nur billig, auch den deutschen Richter Rückert anzuhören.

Einem Vielverlästerten wollen Sie diesen Wunsch gütig verzeihen!
Euerer Exzellenz verehrungsvoll gehorsamer

H. S. C.

259 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Doorn 17. VIII. 1921

Mein lieber Chamberlain

Von Herzen Dank für Ihr wundervolles Buch „Mensch und Gott“. Das Kapitel über das Abendmahl hat mich sehr gefesselt. Einmal muß doch die Kontroverse über dasselbe auch aus der protestantischen Kirche verschwinden. Der Streit um die Einsetzungsworte ist nutzlos. Luther hat mit seinem schroffen *„Est, est!“* viel Unheil angerichtet, der Hostiengedanke schwebte dem einstigen Mönche vor! Es kommt beim Abendmahl auf ganz was anderes an. Der Herr wollte den Jüngern, die im Zweifel waren, ob ihnen die S ü n d e n v e r g e b u n g auch wirklich s i c h e r sei, eine wirklich auch mit irdisch menschlichen Sinnen faßbare G a r a n t i e dafür geben. Daher nimmt er das auf dem Tische liegende Brot und den Kelch mit Wein und sagt: So wahr Ihr dieses Brot — das Ihr faßt und brecht — und diesen Kelch — den Ihr greift und trinkt — hier seht und in Euren Händen haltet und genießt, so wahr sind sie die von mir Euch gegebene B ü r g s c h a f t, daß Euch Eure Sünden wirklich vergeben sind! Aufrichtige Buße vorausgesetzt! *„Est“* ist falsch! Da der Herr noch nicht auferstanden und in Seinem irdischen Leibe vor ihnen saß, von dem sie keinen Anteil haben konnten. Also ist „das bedeutet“ die richtigere Auslegung wie Calvin sie gab.

Wilhelm
I. R.

260 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.[1]

Doorn, 21. XI. 21.

Mein lieber H. S. Chamberlain

Ihr wunderbares Buch „Mensch und Gott“ habe ich langsam Seite für Seite durchgelesen, laut vor kleinem auserlesenen Kreise. Das Herz ist uns allen dabei warm geworden und aufgegangen. Nehmen Sie meinen wärmsten, innigsten Dank dafür! Zu solcher Zeit ein solches Buch in die Hand zu bekommen, das ist eine Gottesgabe, eine Erlösung. Vieles, was darinnen steht, war mir völlig neu, vieles hatte ich schon lange instinktiv gefühlt, jedoch ihm den prägnanten, klaren Ausdruck nicht geben können, wie es Ihnen so meisterhaft gelang. Manches habe ich in meinen Diskussionen fast wörtlich vertreten, ohne zu ahnen, daß es so fest begründet werden könne, wie durch Sie es geschah! Dank Ihnen für die volle Klärung des alten herrlichen Gottesbegriffes als des guten, des Vaters im Gegensatz zum entsetzlichen Jahwe! Dank vor allem für das klare, herrliche Bild unseres erhabenen, unvergleichlichen Heilandes, als des einzigen Mittlers zwischen dem Vater und uns, und die Vermittlung seiner herrlichen Lehren und ewigen Worte. Ihr Buch hat Gott inspiriert! Er schenkte uns Deutschen Sie in solcher Zeit wie einst Luther! Das Buch begrüße ich als eine Luthertat, es ist die ersehnte neue Reformation, die damit anbricht! Dank sei Gott, daß Er es bei uns, dem deutschen Volke, gerade jetzt erscheinen ließ; Dank Ihnen, daß Sie es schreiben durften, als Gesegneter des Herrn, Gott segne Sie dafür.

Jeden, dem ich‘s gab, es sind deren viele, hat es gepackt und tief bewegt. Am Totenfest hielt P. Vogel aus Potsdam die erste Predigt, die von dem Buch beherrscht war! Herrlich!

In treuer Dankbarkeit
Ihr

Wilhelm
I. R.

—————

[1] See also the letter to General Oskar von Chelius, December 5, 1921.

261-262 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth 30. November 1921.

Euere Kaiserliche und Königliche Majestät

haben mich durch das allergnädigste Schreiben vom 21. d. M. tief bewegt und hoch beglückt, und ich bitte den Ausdruck meines ehrerbietigsten, lebhaftesten Dankes huldvoll entgegennehmen zu wollen. Das Bewußtsein, Eurer Majestät in einem solchen Augenblick wie dem gegenwärtigen stärkende Seelenkost haben bieten zu können, bildet für mich selbst eine wahre Herzerhebung — und welcher Deutscher bedürfte dieser nicht?

Ich bin im Augenblick damit beschäftigt — soweit die Elendigkeit meines physischen Zustandes es gestattet — ein Vorwort für die neue Ausgabe der „Grundlagen“ zu schreiben, in welchem ich beabsichtige, die beiden Punkte zu betonen, auf die es mir anzukommen scheint, um Hoffnung fassen zu können: Es muß das Bewußtsein geweckt werden, daß Deutschland überall, zu Land und zu Wasser, der Sieger im Kriege war bis zum Augenblick, wo die Heimat es verriet, und es muß dieser Verrat am Eigenwesen ganz scharf

erkannt werden, damit jeder wisse, daß Deutschland einzig und allein von sich selbst geschlagen wurde. Eigentümlich ist es, wie wenig lebhaft die meisten sich die sieghaften Heldentaten der Deutschen vorstellen; der niederschmetternde Eindruck des Besiegtseins hat gleichsam alles Vorangegangene ausgelöscht. In Wahrheit zeugt dieser Krieg für eine Siegeskraft, die ihresgleichen auf der Welt nicht findet; darum sind Bücher von der Art, wie der wackere J. F. Lehmann zwei erst kürzlich herausgegeben hat — „Im Felde unbesiegt“ und „Auf See unbesiegt“ — warm zu begrüßen. Dieses Bewußtsein seiner unüberwindlichen Kraft bildet das erste Bedürfnis der gegenwärtigen Stunde für den Deutschen. Das zweite Bedürfnis ist aber das ebenso klare Bewußtsein von seiner Erbärmlichkeit: das Bewußtsein, daß er das ganze unaussprechliche Elend, das über ihn hereingebrochen ist, nur sich selber zu verdanken hat. Erst die Vereinigung dieser beiden Einsichten zu einem organischen Ganzen der Überzeugung bringt Klarheit in die umdüsterten Gemüter und bahnt vernünftigen, starken Entschlüssen den Weg. So sehe ich die Lage und schöpfe aus dieser Auffassung — trotz der Bitterkeit, die die erste der beiden Erkenntnisse ins Herz gießt, und trotz des tiefen Schamgefühls, mit der die zweite auf einem lastet —, ich schöpfe, sage ich, aus dieser Auffassung Trost, Hoffnung und Zuversicht.

Am Tage, bevor Eurer Majestät Schreiben einging, erhielt ich einen inhaltreichen Brief von Exzellenz Oskar v. Chelius, der ein banges Verlangen nach Nachrichten erfüllte, indem er — soweit die Tragik und die Stimmung eines von schwerster Trauer[1] heimgesuchten Hauses es gestatten — ein Bild von christlicher Ergebenheit in Gottes geheimnisvollen Willen entwarf. Sobald meine Kräfte hinreichen, werde ich ihm schreiben und bei der Gelegenheit seine Frage betreffs Bücher beantworten.

Ich bitte Euere Kaiserliche und Königliche Majestät in Gnaden den Ausdruck zu gestatten der unerschütterlichen Dankbarkeit und ehrerbietigen Treue

Eurer Majestät gehorsamsten Dieners

Houston Stewart Chamberlain

P. S. Der Gebrauch der Maschine erregt hoffentlich keinen Anstoß, bin ich doch des Gebrauchs der Hände beraubt und somit aufs Diktieren angewiesen.

---

[1] Um den Tod der Kaiserin Augusta Viktoria.

262-263 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Doorn, 1. III. 22.

Mein lieber Chamberlain.

Ihr Buch „Mensch und Gott“ habe ich nun weit umher in meinem Bekanntenkreis verteilt. Männer und Frauen, auch eine Reihe Geistliche sind darunter. Ich habe zustimmende, ablehnende, begründete und unbegründete Urteile vernommen. Eines, welches ernst und eingehend sich mit dem Thema beschäftigt, gestatte ich mir Ihnen zu unterbreiten. Es stammt von Pfarrer Eich, der auf der Ausreise nach Argentinien mich besuchte, das Buch erhielt und auf der langen Seereise durchstudierte. Sobald Sie die Denkschrift nicht mehr brauchen, erbitte ich sie zurück. Ein kleines heiteres Vorkommnis aus dem Kriege sei Ihnen noch erzählt: Es stehen an der Ostfront Deutsche und Österreicher zusammen. Sonntag bereiten die Deutschen den Feldgottesdienst vor. Die Österreicher erbitten Erlaubnis zur Teilnahme, die gewährt wird. Bei der Aufstellung der Truppen um den Feldaltar bemerkt der österreichische Kommandeur, seine Leute könnten

nicht alle deutschen Choräle, er fürchte, sie würden den Gesang stören. Der deutsche Geistliche fragt, ob die Österreicher „Ein‘ feste Burg“ singen könnten? Der Kommandeur bejaht. Darauf ruft der Geistliche von des Altars Stufen das geschlossene Karree an: „Kameraden, mir werden den Choral abwechselnd strophenweise singen! Wir singen ‚Ein‘ feste Burg!‘ Die erste Strophe: ‚Ein‘ feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen‘ singen die Deutschen! Die zweite Strophe: ‚Mit unser Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren‘ singen die Österreicher!“ Einen Augenblick tiefes Schweigen, dann ein anschwellender enormer Heiterkeitsausbruch im ganzen Karree! Unbewußt hatte der brave Militär- und Feldgeistliche die wirkliche militärische Lage ungemein richtig und schlagend charakterisiert!

Mit besten Wünschen für Gesundheit und Arbeitskraft unter dem Schutz dessen, der sagt: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage!“

Sehr hübsch ist Ihre Schilderung von Herrn „Hinkebeins“[1] Gehirn!

Wilhelm
I. R.

---

[1] „Herrn Hinkebeins Schädel.“ München 1921.

263-264 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth 16. März 1922

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

schulde ich ehrerbietigsten Dank für das gnädigste Handschreiben und die wertvolle Beilage vom 1. März. Leider bin ich augenblicklich ganz und gar außerstande, auf des Herrn Pfarrers Eich Denkschrift entsprechend zu erwidern: Eine böse Grippe mit andauerndem Fieber hat meine ohnehin so schwachen Kräfte auf eine tiefe Ebbe heruntergebracht, und kaum fing ich an mich zu erholen, so traten andere Komplikationen ein; selbst meine Frau vermag bisweilen die leisest hingehauchten und gar nicht artikulierten Worte nicht zu verstehen. So muß ich denn auf grenzenlose Nachsicht rechnen. Zum Glück ist die Aufnahmefähigkeit bis zur Stunde unvermindert, und ich habe die Denkschrift vollkommen in mich aufgenommen und innerlich verarbeitet, und ich beklage, es bei dem englischen Ausspruch bewenden lassen zu müssen: *Let us agree to differ.*

Ein Beispiel wenigstens von dem, was ich den Bemerkungen des Pfarrers entgegenzustellen hätte.

Ich bin mir wohl bewußt — und war es auch schon bei der Niederschrift —, daß die Sünde, im positiven Sinne, in meinem Buche sehr ungenügende Behandlung erfährt. Ich war aber zu einer möglichsten Ökonomie der Kräfte genötigt, schien es doch unmöglich, daß diese zur Vollendung reichen würden; die Angst, ein Bruchstück zu hinterlassen, *„me talonnait“*. Und da sagte ich mir: Die Sünde kennt jeder aus eigener bitterer Erfahrung, außerdem wird sie ihm ununterbrochen von den Geistlichen aller Konfessionen immerwährend zu Gemüte geführt; einzig wichtig bleibt darum der selten beachtete Umstand, auf den ich wiederholt aufmerksam mache, und der in die tiefsten Tiefen der Religion Jesu hineinführt.

Ich erhalte fast täglich Briefe von mir meist Unbekannten über „Mensch und Gott“ und gestatte mir einige Abschriften beizulegen, überzeugt, daß bei dem großen Interesse, welches Eure Majestät diesem Versuch zu widmen die Gnade haben, diese Äußerungen Teilnahme erwecken werden.

In unauslöschlicher Dankbarkeit
Eurer Majestät
ehrerbietigster Diener

Houston Stewart Chamberlain.

Die Anekdote über „Ein‘ feste Burg“ ist köstlich!

265 Kaiser Wilhelm II an H. S. Chamberlain.

Brieftelegramm Haus Doorn, den 12. Nov. 1922

Houston Stuart Chamberlain
Bayreuth

Herzlichen Dank für Ihre mir durch Chelius übermittelten freundlichen Wünsche zu meiner Vermählung. Ich freue mich, daß meine „Erinnerungen“ ihren Beifall finden. Von Herzen wünsche ich Ihnen Linderung Ihres Leidens. In alter Freundschaft treue Grüße!

Wilhelm
I. R.

265-273 Niederschriften des Kaisers zu Chamberlains Buch „Mensch und Gott“.

Doorn 12. III. 23

In seiner ersten Predigt nach der Revolution an die versammelten Vertreter der Deutschen Evangelischen Kirche sagt Exzellenz v. Dryander: „D i e K i r c h e h a t v e r s a g t.“ Über das Warum ist viel geschrieben und gestritten worden, und wird es noch heute.

Nach meiner Meinung war die Kirche in der Auffassung und Tradition des Reformationszeitalters über das Alte Testament und den Buchstabenglauben an dasselbe stehen geblieben, statt mit der wissenschaftlichen, vor allem historischen Forschung auf dem Gebiete der Religionsentwicklung und ihrer Quellenerforschung mitzugehen, sie zu verarbeiten, befruchtend auf sich wirken zu lassen. Sie war mit einem Worte j ü d i s c h geblieben, s t e h e n geblieben!

Wir müssen dem wiederaufzubauenden neuen deutschen Vaterlande unbedingt frische religiöse Nahrung geben. Aber dabei uns hüten, neuen Most in alte Schläuche fassen zu wollen. Unsere Bibel bedarf dringend der Reform und Umgestaltung.

Wir fangen in unserer Religionslehre bei unseren Kindern, unserer Jugend beim falschen Ende an. Es muß bei der religiösen Erziehung unserer Jugend dasselbe Prinzip in der Religion zum Durchbruch kommen, wie es einst Kaiser Wilhelm II. in seiner Schulreform durchführen ließ in den Reformgymnasien, im Kadettenkorps. Erst Heimatsgeschichte, dann deutsche, dann fremde Geschichte; erst Orts- und Heimatkunde, dann Landeskunde, dann Weltgeographie. Also Aufbau von der Gegenwart in die Vergangenheit. So muß es in der Religion auch sein. Unser Weihnachtsfest gibt uns den Ausgangspunkt. Es ist das Fest der Kinder; der Heiland ist den Kindern ganz nahe. Wohlan, gehen wir von dem Fest aus und nehmen erst einmal grundlich die Person und das Leben und Wirken des Herren vor. Erst wenn der unumstößlich fest in den Herzen

unserer Jugend und in klar umrissener Gestalt alles andere überragend vor ihrem geistigen Auge dasteht, erst dann gehe man zum „Alten Testament“ über. Dasselbe muß aber stark verkürzt und gereinigt werden. So wie es jetzt in der Bibel ist, darf es nicht bleiben, denn die heutige frühreife Jugend ist weit mehr „wissend“ geworden, als wir es in unserer Kinderzeit waren.

„Ja, aber das ‚Alte Testament‘ ist Gottes Wort! Das auserwählte Volk sind die Juden, Jehova oder Jahve ist unser Herr usw.! — — —“

Mein alter Erzieher Gh. Rat *Dr.* Hinzpeter war ein strenggläubiger alter westfälischer Kalvinist. Beim Abschied von mir sagte er mir, nachdem ich großjährig geworden: „Ich habe Sie nur mit Bibel und Gesangbuch aufwachsen lassen, ohne Dogmen, die dem Konfirmationsunterricht der Geistlichen überlassen blieben. Merken Sie sich eines für Ihr Leben: Das ‚Alte Testament‘, so wie Sie es vor sich haben, ist nicht das Wort Gottes als solches. Die Forschung wird vieles davon beseitigen, was heute noch als ‚Religion‘ gilt. Aber das Wort Gottes ist darin enthalten. Mit der Zeit wird das herausgeschält werden.“ — Ein großes Verdienst an dem Belichten des „Alten Testaments“ hat die Archäologie, vor allem die Assyriologie, und die Forschung in der Geschichte der vorderasiatischen Völker. Mit diesen muß die Kirche absolut rechnen, sie fruktifizieren. Ed. Meyer steht leuchtend im Vordergrund. Es wird jetzt viel geschrieben und gestritten über die Quellen des Urchristentums; über die Rolle des Judentums in unserer Religion, als unseres „Vorläufers“, wegen der auf den Herren enthaltenen Weissagungen der Propheten usw.; dagegen wird behauptet, das Urchristentum habe arischen, nicht semitisch-jüdischen Ursprung. Auch des Herren Person wird in den Streit gezogen. Die einen weisen nach, Er sei unzweifelhaft ein Semit, müsse es sein. Die anderen beweisen, Er könne kein Semit gewesen sein, sondern sei ein Arier. Und die Gemüter erhitzen sich, und der Kampf tobt in Presse, Büchern, im Haus und Versammlungen. Und unsere Jugend? Lernt von Adam und Eva, von Esau und Jakob usw.! So geht es nicht weiter! Der Pastor erzählt seinen Kindern die Schöpfungsgeschichte nach dem „Alten Testament“, in acht Tagen sei sie vollzogen, und nachmittags in der „Urania“ heißt es „Milliarden von Jahren“! Und die jüdischen Schulkameraden lachen die dummen Christenkinder obendrein noch aus!

Die Kirche muß den Entschluß fassen, mit dem Alten zu brechen und sich die Ergebnisse der Forschung zunutze machen. Ich für meinen Teil denke etwa wie folgt. Vor allem muß endlich gründlich gebrochen werden mit dem Glauben, der Jawe der Juden sei unser Herrgott.

Das ist der Grundfehler, daß Luther Ihn mit „Herr“ übersetzte, statt einfach Jawe zu lassen. Er ist es ganz bestimmt nicht! Den Beweis dafür finde ich im „Neuen Testament“! Niemals braucht Jesus Christus den Namen Jawe, nur „Gott“, am meisten aber „Vater“; das ist mir Beweis genug!

Schon bei den großen Propheten, besonders Jesajas, ist der Gottesbegriff, wenn Er auch, weil Jesajas ein Jude war, Jawe genannt wurde, ein von der völkischen Jawevorstellung der Juden himmelweit verschiedener. Er entspricht schon weit mehr unserer Vorstellung von Gott. Woher kommt das? „Offenbarung Gottes“ lautet darauf die typische theologische Antwort. Ich möchte das nicht wörtlich nehmen. Eine „Offenbarung“ liegt vor, aber ich glaube woanders.

Als die Juden durch die Gefangenschaft nach Babylon kamen, da haben sie als Monotheisten ein Greuel an dem dort blühenden Götzendienst gefunden. Eine große Freude mußte es ihnen daher sein, als sie mit den Persern bekannt wurden und von diesen die monotheistischen Lehren Zarathustras erfuhren. Der Perserkönig Kores wurde der Freund und Befreier der Juden und bei ihnen sehr populär, denn sie konnten wieder heim nach Jerusalem. Man kann sich wohl vorstellen, welchen Eindruck der große Feuergeist des Deutero Jesajas von den im Avesta stehenden Lehren Zarathustras empfand, und wie er sie in sich aufnahm und verarbeitet hat. — —

Da war vor allem der ganz neue Gottesbegriff! Der Weltenschöpfer, der Weltenerthalter, der Vater seiner Geschöpfe, also auch aller Menschen, seiner Menschenkinder, nicht nur eines Volkes. Das faßte Jesajas auf und

schuf nunmehr den alten streng jüdischen Spezial- und Lokalgott mit all seinen rein jüdischen Eigenschaften des Zornes, Rachsucht usw., den alten Jawe, um in ein Gebilde nach dem des Zarathustra. Diesen Gottvater Jawe nennend. (Er und seine Schüler nahmen ferner auf aus dem Avesta: die Vergeltung für Gut und Böse in Himmel und Hölle; den von Gott befohlenen Kampf gegen das Böse, den Dualismus, Erbsünde, Sündenfall, Auferstehung und das Eingehen der Guten ins Gottesreich. Alle diese Vorstellungen wurden von der Schule des Jesajas verarbeitet, von den jüdischen Priestern abgelehnt.

Der „Allvater“ der Germanen entspringt gleicher Auffassung wie im Avesta!

Aber der wichtigste Grundsatz in der Lehre des Zarathustra war ein Punkt, der nirgend in einer anderen damaligen Religion vorkommt. Das war der Glaube an das *Kommendes Heilandes* — oder dreier Heilande? — des Sohnes der Jungfrau. Auch diese Lehre geht in die Überlieferungen der Jesajasschüler über. Der neue Messias im Gegensatz zum jüdischen. Diese Auffassungen wurden jedoch vom streng orthodoxen *Judentum* abgelehnt. Das blieb beim rationalistischen Gottesstaat Mosis mit dessen „geoffenbartem“ *Gesetz* mit national jüdischer Färbung. Der absolute Gehorsam diesem mosaischen Gesetz gegenüber ging dem Judentum über alle Lehren von Menschen- und Völkerrecht. Darin liegt eben der *Gegensatz zum Christentum* und vor ihm zu den *Propheten*, soweit sie in Jesajas Bahnen wandelten. Darum sind die Juden *nicht unsere Religionsvorläufer*, sondern Zoroaster mit den Persern, also Arier! Ich sagte, eine „Offenbarung“ Gottes läge vor, aber woanders: sie lag bei Zoroaster, der seinerseits wieder Deutero Jesajas und die Seinen inspirierte und begeisterte, so daß er sogar den alten Jawe abschaffte und den neuen schuf, der uns so sympatisch anmutet! Ja, es ist mir aufgefallen, daß der *Herr* gern öfter den *Jesajas* vor anderen zitiert! Mit Recht hat Ed. Meyer Zoroaster einen der größten Religionsstifter genannt. Jedenfalls ist er wichtiger für uns, vom Religionsstandpunkt aus, als Moses und die Seinen, und wir müssen dem Deutero Jesajas dankbar sein, daß er ihn uns übermittelte. So hat das *Judentum* durch das „Alte Testament“ die Lehren des Parsismus erhalten und auf *uns übertragen, obgleich* es sie selber *ablehnte* und *nicht* annahm.

Demnach muß das *Judentum* und das „Alte Testament“ für uns wohl religionshistorisch als wichtig angesehen werden, als Übermittler der Vorstellungen des *Parsismus*, die das Urchristentum nachher in sich aufnahm, aber *nicht religiöser* Vorläufer des Christentums, mit dem *es nichts gemein hat.* Nach diesen Gesichtspunkten gehend, müßte die neuherauszugebende Bibel mit dem *„Neuen Testament“ anfangen.* In der zweiten Hälfte wären eine *Auswahl* der schönsten Psalmen, Sprüche, Propheten aufzunehmen. Auszuscheiden wären alle rein historischen Bücher, die nur Schilderungen der jüdischen Volks- und Sittengeschichte enthalten. Diese gehören in den *Geschichtsunterricht*, nicht in ein *deutsch-protestantisches Religionsbuch*!

Also los vom Judentum mit seinem Jawe!

Konzentrierung auf die *Persönlichkeit des Herren*, der uns den „Vater“ gab! Er muß durch den Konfirmationsunterricht der Jugend als andauernd in der Nähe befindlich fühlbar gemacht werden, so daß sie sich gewöhnt, das alltägliche Leben nicht ohne Ihn zu denken; die Lebenspflichten nicht ohne Ihn überhaupt anzupacken und auszuführen, sich stets in Seiner Kontrolle, unter Seinem Auge und Schutz zu denken. Das gibt allein die Kraft zum Schaffen und Wirken, die unsere Jugend haben muß, soll unser Vaterland wiedergenesen. Nur *durch den Herren wird es gelingen.* Das deutsche Volk muß lernen und von der Kirche gelehrt werden, erst mal wieder *christozentrisch*“ zu denken! Unter Beiseitelassen alles anderen! *Ihn wiederfinden!* Dazu muß auch die Kanzel dienen! Wie Paulus sagt: „Ich weiß nur Christum den Gekreuzigten!“ Das Erlösungswerk, der Erlösertod, das kann nur richtig ermessen und verstanden werden, wenn die ungeheure Macht der Liebe Gottes zu den Menschen, in der Liebe des Herren für Seine Menschenkinder ihre Erklärung und Begründung findet! *Predigt Ihn!* Aber man verschone die Leute mit Auslegung dunkler Stellen der Propheten oder Apostelbriefe. Einen großen Fehler hat die Kirche gemacht, der mir in den Predigten aufgefallen ist. Um das Erlösungswerk des Herren recht

zu heben und seine Notwendigkeit zu unterstreichen, ist andauernd die Sünde und ihr Verderben betont und die Erde als ein Jammertal beschrieben worden, aus dem nur die im engen Konnex mit der Kirche Gebliebenen die Chance haben, eventuell später ins Reich Gottes droben einzugehen. Damit ist ein Pessimismus groß gezogen worden, der direkt schädlich war und in Antikirchlichkeit auslief. „Also nützt doch alles nichts." Wozu? Wozu ist man dann auf der Welt? Wozu hat Gott sie so gemacht? Daraus entspringt die jetzt so beliebte Frage: Wer, wie, was überhaupt ist Gott? Die zumal von den jüdischen Literaten mit Behagen immer wieder neu aufgeworfen und behandelt wird. Dieses Verfahren der Kirche ist grundfalsch gewesen. Sie hat, ohne es zu wollen, durch *Herabsetzung der Erde, der Schöpfung Gottes,* den Schöpfer selbst erniedrigt. Die Frage: Wer oder was ist Gott? ist seitens Seiner Geschöpfe *unzulässig,* sie ist eine *Unehrerbietigkeit* gegen Ihn, daher muß die Kirche mit aller Kraft in Wort und Schrift sie bekämpfen. Gott ist der Schöpfer der Erde und Menschen; Er hat sie auf ihre Aufgaben zugewiesen. Da Er die ewige Liebe ist und der „Vater" Seiner Menschenkinder, kann *Er niemals* die Erde zum Jammertal *bestimmt* haben. Die *Menschen* haben sie dazu gemacht. Die Frage, so muß die Kirche lehren, lautet niemals: Wer oder was ist Gott?, sondern: Wo ist Er? Antwort: „Allüberall, allgegenwärtig!" In der Natur — toten wie lebendigen —, in den großen und guten Gedanken und Taten der Menschen, in den gewaltigen Leistungen ihrer forschenden, führenden Geister auf allen Gebieten des Wissens und der Technik. Wie oft hört man von den Kanzeln die ewig wiederholten Angriffe gegen die Wissenschaft mit ihren Forschungsergebnissen! Sie könnten nicht die Sünde aus der Welt schaffen, nicht die Menschen selig machen!

Das wollen sie auch nicht, dazu sind sie nicht bestimmt! Besser wäre es gewesen, zu sagen: „Seht, wie Gott den großen Gelehrten die Macht verliehen, die Geheimnisse der Gesetze zu erforschen, nach denen Er schuf und die Er gab. Eine jede große neue Entdeckung z. B. in der Naturwissenschaft ist wieder eine Bestätigung des Daseins des Schöpfers, durch dessen Gnade wieder eines Seiner Gesetze den Menschen offenbar geworden." So habe ich Slaby vortragen hören! Und wie ist Gottes Wirken in der *Geschichte* erst in vollster Größe zu erschauen! — — Ein Beweis dafür auch der, daß Er Zoroaster den Gedanken des Dualismus — Kampf zwischen Gut und Böse — fassen ließ, der noch *heute* die Grundlage unseres christlichen Glaubens und Denkens ist! Ist das etwa keine „Offenbarung" gewesen? Dürfen Offenbarungen nur ausgerechnet beim sogenannten „auserwählten Volk" stattfinden?

Gewiß, die Menschen können im allgemeinen Transzendentales nicht begreifen, sie wollen sehen und greifen — irdisch genommen — daher auch: „Was ist Gott?" — Antwort: „Wer mich siehet, siehet den Vater, Ich und der Vater sind eins." Wer das sagte, war der „Sohn des Vaters, unseres Vaters". Jesus! Und durch Sein Leben und Wirken hindurch haben Tausende von Menschen Seine Hände gefaßt, Ihn berührt, sie auf sich heilend liegen gefühlt! Also haben wir ja tatsächlich einen *irdisch greifbaren Gott* auf Erden gehabt und haben ihn noch! Auch dieses Wunder hat der Schöpfer Vater Seinen Kindern gewährt. Keine andere Religion hat das je erlebt! — Welche Freude hatte der Herr an Gottes herrlicher Natur zum Beispiel, und wie nimmt Er stets von ihr Seine Gleichnisse, schlicht, einfach und doch groß und unendlich inhaltsreich! Wie weitgehend *„tolerant"* — um ein viel mißbrauchtes Wort zu gebrauchen — war Er! Und doch habe ich gerade diesen Punkt überhaupt *niemals* von der Kanzel herab betonen hören, zu meinem Erstaunen und Betrüben. Ein herrliches Beispiel! Der Hauptmann von Kapernaum: Heide, Philosoph, Stoiker, Platoniker, wer weiß? Anbeter der Militärstatue seines Kaisers, dessen irdischen Standbildern seine Soldaten bekanntlich göttliche Ehren und Opfer darbringen mußten. Er kommt bittend zum Herren. Was sagt Der? „Er werde sofort mit ihm kommen und seinem Burschen helfen!" Er sagt nicht: „Bist du Heide, Apollo-Athene-Zeus-Anbeter? Hast du deinem Kaiserstandbild geopfert als einem Gott?" Nichts von alledem! Aber zum Schluß, als Er sich von ihm trennt, sagt Er zu den Umstehenden: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in ganz Israel nicht gefunden", also *nie im sogenannten „auserwählten Volk"*! Er gibt dem Hauptmann *keine* Direktiven mit, *keine* Verwarnung: nicht mehr Göttern oder Kaiserbildern zu opfern! Nichts! Was lehrt uns

das? Christus war t o l e r a n t, wie noch nie ein Mensch gewesen oder sein wird. Es ist Ihm ganz egal, zu welcher „irdischen“ Glaubensgemeinschaft ein Mensch gerechnet wird oder gehört. Sobald er hilfesuchend zu I h m k o m m t voll Ehrfurcht für Gott Vater, dann fragt der Heiland nicht nach dem W e g, auf dem er zu Ihm fand. Für a l l e ist Er zu haben und d a! Ob sie über Buddha oder über Mahomet ursprünglich gekommen sind: „Er allein kann helfen, zu I h m mit unserer Bitte um Hilfe, I h m das Herz voller Vertrauen, dann nimmt Er die Menschen an!“ Und wir? Wir Protestanten? Wenn ein R e f o r m i e r t e r in Mecklenburg das Abendmahl nehmen will, muß er zuvor die vom Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Konsistorium vorgeschriebene Formel unterschreiben, sonst wird es ihm verweigert! Der Hauptmann von Kapernaum lehrt uns gar viel, was die Kirche bis heute noch nicht erfaßt hat!

Die I n t o l e r a n z, dieser entsetzliche Fluch, der auf dem Christentum lastet und in einzelnen Konfessionen und Kirchen haust! Woher kommt sie? Aus dem J u d e n t u m, von dem zornglühenden, racheschnaubenden, alle Gegner verderbenden, verfluchenden J a w e, den wir übernahmen! Die Gottesfigur eines V o l k e s, das alle anderen Menschen und Völker als seine Feinde ansieht, die seine Sklaven werden sollen, a l s o i m d i a m e t r a l e n G e g e n s a t z steht zu allen Geboten, die der Heiland uns gab, den Verkehr von Mensch zu Mensch zu regeln. Daher sage ich: „F o r t m i t J a w e!“ Christus muß an dessen Stelle kommen! Daher erst das „N e u e T e s t a m e n t“, nachher, soweit als nötig, das „Alte“ in beschränktem Rahmen.

Christus und seine Apostel sind uns wichtiger als Moses und die Erzväter! Weihnachten, damit fange es an; „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ folge dem; das Leben des Herren in allen Einzelheiten, wie Markus so wahr und Lukas so schön schildern. Sein ergreifender gewaltiger Erlösertod, „Es ist vollbracht“, „Ostern“, „Auferstanden“, — Himmelfahrt: „Aufgefahren gen Himmel“, gibt es was Großartigeres als solche Stationen in irgendeinem Teil des „Alten Testaments“?!! — — Das eingehend der Jugend gelehrt, braucht so viel Zeit, daß das übrige verschwindet. D i e d r e i H a u p t s ä u l e n d e s C h r i s t e n g l a u b e n s, d i e u n a n f e c h t b a r d a s t e h e n, sind: 1. Für Erlösung von unseren Sünden gestorben! 2. Auferstanden von den Toten. 3. Aufgefahren gen Himmel, Christus der S o h n G o t t e s, der Heiland der Menschen, E r l ö s e r der Welt!

273-275 Niederschriften des Kaisers zu Chamberlains Buch „Mensch und Gott“.

Doorn, 3. VI. 23.

Meiner Meinung nach ist Christus ein G a l i l ä e r gewesen von Abstammung, also k e i n J u d e! Ed. Meyer weist nach, daß Lukas die Schätzung des Kaisers Augustus, die er als Motiv für die Reise der Eltern Jesu im Weihnachtsevangelium nach Bethlehem angeführt habe, um sechs Jahre vorgeschoben habe, um die Geburt in Bethlehem dadurch zu begründen. *De facto* sei diese Schätzung erst anno 6 n a c h Christi Geburt befohlen worden?! Nachdem nach des Archelaos Sturz das Land römische Provinz geworden. Im Buche Fried. Doelingers „Baldur und Bibel“, das soeben erschienen ist, las ich eine mir total unbekannte Mitteilung: Im Archiv der Familie der Caesarini in Rom liege der Bericht des Statthalters von Judäa an den Kaiser Tiberius — er ist Publius Lentulus genannt —, der eine genaue Personalbeschreibung des Aussehens unseres Herren enthalte: Er sei von außergewöhnlicher Schönheit gewesen, von hohem schlanken Wuchs, Sein Antlitz von Hoheit übergossen, das Ehrfurcht und Liebe eingeflößt habe; Sein Haar sei dunkelblond bis ins Kastanienbraun übergebend; Seine Arme und Hände edel und wunderschön geformt gewesen.“ Haben Sie, mein lieber Chamberlain, jemals hiervon etwas gehört? —

Eine andere Tatsache habe ich in Erfahrung gebracht, die geeignet ist, der konfessionellen Frieden in der protestantischen Welt zu befestigen.

Um über die Einsetzungsworte des Herren beim Abendmahl Klarheit zu erhalten, erbat ich mir die wörtliche Übersetzung aus dem A r a m ä i s c h e n, das ja Christus

gesprochen. Von Seeberg erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen, daß das Aramäische keine Verben hat. Der Herr hat also nicht gesagt: „Das ist oder bedeutet meinen Leib beziehungsweise mein Blut“, sondern nur: „Das mein Leib, das mein Blut!“ Damit fällt der ganze Streit zwischen Luther und Calvin in nichts zusammen! Die ganze Trennung von Reformierten beziehungsweise Calvinisten und Lutheraner ist damit erledigt und hinfällig. Welch eine Erlösung! — Ich stehe das Abendmahl betreffend auf dem Standpunkt:

1. Brot und Wein Symbole für die tatsächliche persönliche Anwesenheit Jesu Christi! „Ich bin da!“

2. Beim Genuß derselben das Gelöbnis von uns: „Es soll alles neuwerden!“

3. Im Laib Brot und im Kelch voll Wein, die vom Herren seinen Jüngern und damit uns allen Menschen gegebenen sichtbaren, greifbaren, irdischen Garantien, daß uns wirklich und tatsächlich unsere Sünden vergeben sind!

Diese Auffassung kann jeden konfessionellen Hader tilgen, jeden konfessionellen Unterschied aufheben; auf ihr kann eine Einigung aller christlichen Kirchen sich bewirken lassen. Unsere Kirche muß deutsch, germanisch werden!

Wilhelm
I. R.

275 H. S. Chamberlain an Kaiser Wilhelm II.

Bayreuth 19. Dez. 1923.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät

gestatten gnädigst, daß ich die Gelegenheit des Festes der Liebe und der Jahreswende dazu benutze, meinen ehrerbietigsten, herzinnigsten Dank auszusprechen.

Durch ein gütiges Schreiben von Admiral Rebeur-Paschwitz erfahre ich, daß Ihre Majestät die Kaiserin auch huldvoll teilnimmt an unserem Schicksal, wofür ich ihr den Ausdruck unserer tief erkenntlichen Gefühle zu Füßen legen zu dürfen bitte.

Die Sendungen waren eine wirklich große Hilfe in unserer bedrängten Lage und in ihrer treffend fürsorglichen Auswahl wie von ahnungsvoller Teilnahme eingegeben. Mein Zustand verschlimmert sich langsam, ist aber noch immer, bei der liebevollen Pflege, die mir zuteil wird, erträglich. Ich kann noch immer lesen, wenn mir umgeblättert wird, und habe naturwissenschaftliche Studien wieder aufgenommen. Auch etwas Musik ertönt mir ab und zu durch unseren hiesigen Kapellmeister Kittel, stets eine entrückende Wohltat. Und das junge Leben in Wahnfried bringt ein heiteres hoffnungsvolles Element in unser Dasein.

Mit Wünschen zu Gott für beide Majestäten verbleibe ich als

gehorsamer, getreuer Diener

Houston S. Chamberlain.

Ende des zweiten Bandes / Einde van deel 2 / End of volume 2.